This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

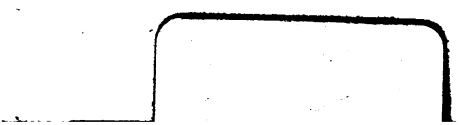
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08247728 6

Leihbibliothek von Gottlieb Haase Söhne in Prag.



Reiſe

in das

Königreich Schoa

im mittäglichen Abyſſinien

während der Jahre 1842, 1843 und 1844.

Von

Rochet d'Héricourt.

Deutſch

von

A. Schyaishuon.

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagshandlung.
1847.

EMB

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
838308A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Einleitung.

Im Jahre 1839 machte Herr Rochet d'Héricourt seine erste Reise in den Süden Abyssiniens, die er nach seiner Rückkehr, im Jahre 1841 veröffentlichte. Dieses Werk machte sehr großes Aufsehen sowohl in Frankreich als namentlich auch in England, wo alle geographische Berichte, namentlich wenn sie commercielle und politische Fragen in sich schließen, mit einer gewissen Eifersucht und großem Interesse in's Auge gefaßt werden. Die englisch-ostindische Compagnie ließ auch in der That gleich darauf eine Gesandtschaft unter dem Major Harris an den König von Schoa abgehen.

Dieser Major Harris hat im vergangenen Jahre, 1845, gleich nach seiner Zurückkunft, ein Werk über die Abenteuer und Erfolge seiner Expedition herausgegeben, in welchem sich in den Hauptsachen die Beobachtungen und Urtheile, die Herr Rochet in seinem ersten Werke ausgesprochen, vollkommen bestätigt finden; und es darf dieses Zeugniß wohl als die zuverlässigste Bestätigung für die Wahrhaftigkeit und Trefflichkeit der Auffassung der dortigen Verhältnisse von Seiten Herrn Rochets betrachtet werden, in so fern der englische Officier gewiß nicht ermangelt haben würde, Irrthümer, die er gefunden hätte, aufzudecken.

Fock 24 Dec. 1935

Der neueste Bericht des Herrn Rochet vervollständigt nicht nur sein erstes Werk, sondern auch die Veröffentlichung der englischen Gesandschaft. Der verehrte Leser darf aber deshalb nicht befürchten, in derselben nur ein Fragment zu erhalten, sondern er bildet ein vollständiges Ganzes für sich, und es hat die Redaction der Revue Nouvelle, aus der wir denselben entnommen haben, Sorge getragen, einzelne Stellen aus dem frühern Werke einzuschalten, wo sie, der größern Rundung und der Deutlichkeit des Bildes wegen, es für passend erachtete.

Die Akademie der Wissenschaften, die Herrn Rochet mehrere Instrumente zu seinen Forschungen anvertraut und ihm auch spezielle Aufträge gegeben hatte, hat seinen Reisebericht einer besondern Commission, die aus den Herren Arago, de Jussieu, Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire, Elie de Beaumont, Dufrénoy, Duperrey und Mauvais zusammengesetzt wurde, zur Prüfung übertragen, die sich zuerst über den geschichtlichen Theil seines Unternehmens, sodann über die dabei angestellten geographischen, meteorologischen, magnetischen u. s. w. Beobachtungen auf eine für Herrn Rochet äußerst ehrenvolle Art ausspricht.

Ueber den erstern Theil, mit dem wir es allein hier zu thun haben, läßt sich die Commission folgendermaßen vernehmen: „Herr Roche d'Héricourt hat schon früher den Bericht einer Reise herausgegeben, die er während der Jahre 1839 und 1840 nach Abyssinien gemacht hat. Jedermann hat also Gelegenheit gehabt, den unternehmenden Geist und die seltene Unerschrockenheit unseres Landsmannes zu würdigen. Seine zweite Reise, nämlich die, über die wir unser Urtheil abzugeben im Begriffe stehen, ist eben so reich an Begebenheiten, wenn man die Schwierigkeiten im Auge behält, die Herr Rochet zu überwinden hatte. Sie ist nicht weniger reich an gelegentlichen und neuen Notizen über die Religion, die Sitten, die Einrichtungen jeder Art im Königreiche Schoa und im Lande Abel. Hiezu kommt noch, daß dieses Mal die Gefahren,

der Herr Rochet bestanden hat, nicht ohne Nutzen für das reine Wissenschaftliche geblieben sind.

„Herr Rochet schiffte sich den 1. Januar 1842 in Marseille ein. Nachdem er das rothe Meer bekannt seiner ganzen Länge nach hinabgefahren war, betrat er das Land von Aden, besiegte tausend Hindernisse, deren Quelle vielleicht in Europa zu suchen ist, und gelangte endlich zu dem Könige von Schoa. Herr Rochet kam von seiner gefahrvollen Reise gegen Ende des Jahres 1843 zurück.

„Auf seiner zweiten Reise war Herr Rochet mit verschiedenen Instrumenten versehen, die ihm die Akademie der Wissenschaften anvertraut hatte, und mit deren Hülfe er mehrere interessante Fragen der Geographie, Meterologie, des Erdmagnetismus u. s. w. untersuchte."

Nachdem nun die Commission die wissenschaftlichen Beobachtungen des Herrn Rochet gründlich untersucht, beschließt sie der Akademie zu erklären: „daß, da die wissenschaftlichen Dokumente, die Herr Rochet d'Hèricourt, welche er auf seiner zweiten Reise gesammelt hat, von vielem Interesse seien, es sehr wünschenswerth wäre, sie so rasch als möglich der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ferner, daß Herr Rochet eine belobende Anerkennung für seine Unerschrockenheit, seine Ausdauer und seinen unermüdlichen Eifer annehmen möge, und daß er die Kenntnisse, die er sich nun in der Behandlung der astronomischen, magnetischen und meteorologischen Instrumente erworben habe, zu irgend einer anderweltigen Unternehmung in ferne Gegenden verwenden möchte."

Die Beschlüsse dieses Berichtes wurden von der Akademie angenommen, und es steht demnach zu erwarten, das Werk des Herrn Rochet d'Héricourt in seiner ganzen Vollständigkeit erscheinen zu sehen. Der Auszug aus demselben, der allein einen weitern Leserkreis, dem genaue astronomische, geologische u. s. w. Kenntnisse fehlen,

interessiren kann, legte der Verfasser, wie bereits oben gesagt wurde, in der Revue Nouvelle nieder, aus der wir sie ins Deutsche übertragen haben.

Aus dem Schluß des Berichtes, in dem Herr Rochet sich über die zukünftige Bedeutung einer nähern Verbindung mit diesem Theile von Afrika ausspricht, wird der geneigte Leser von selbst die Wichtigkeit und die möglichen Folgen dieser Reise erkennen, und wohl keiner ohne Befriedigung dieses interessante Werk aus der Hand legen. *)

Der Uebersetzer.

---

*) Nach den neuesten Nachrichten ist Herr Rochet d'Héricourt von der französischen Regierung zur Abschließung eines Handelsvertrags mit dem Könige von Schoa nach diesem Lande abgeschickt worden, oder steht er im Begriff sich dahin zu begeben.

Das rothe Meer und das Land der Adels.

Das Tagebuch, das ich über meinen Aufenthalt im Königreiche Schoa, während des Jahres 1839 herausgab, enthielt den ersten genauern und umständlichen Bericht über eine Gegend, die den wichtigsten Theil von Abyssinien ausmacht. Die Umstände selbst, die meiner ersten Reise ihr Interesse verliehen haben, bestimmten mich, die zweite zu unternehmen. Es war mir nämlich geglückt, die Gunst des Königs von Schoa, Sahle-Sallassi, zu gewinnen, der mich beauftragt hatte, dem Könige der Franzosen Geschenke und einen eigenhändig geschriebenen Brief, als Zeichen seiner Gesinnungen gegen ihn zu überbringen.

Der Brief lautete wörtlich wie folgt:

Neyeust Sahle-Sallassi, König von Schoa, an Louis Philipp, König der Franzosen.

„Ich schicke Dir diese Botschaft, nachdem ich von Ruchet von Deiner Größe habe sprechen hören: mein Herz ist Dir bereits ganz ergeben und wünscht Deine Freundschaft. Unter Personen, die sich ferne sind, ist es Sitte, daß Geschenke die ersten Pfänder bilden; deshalb sende ich Dir einige Gegenstände aus meinem Lande. Diese Gegenstände bestehen in einem Schilde, einem Schwerte, einem silbernen Ringe und einer Armspange

eines Kriegers; einem Fell vom ſchwarzen Panther, einem Fell einer Löwin, zwei Lanzen, einem Pferde, zwei Büchern, von denen das eine Sankeſar, das andere Fetha Negueuſte genannt wird. Ich betrachte dieſe Dinge als durchaus nicht Deiner würdige Geſchenke, ſondern nur als in Deinem Lande ſeltene Gegenſtände. Es ſind Producte unſeres Kunſtfleißes, die ich Dir zukommen laſſe.

„Ich vermag mit Dir keinen Bund der Freundſchaft zu ſchließen, die durch Worte und Blicke entſteht, ſondern nur einen ſolchen, den die Schrift beſiegelt, weil wir uns nicht ſehen können; allein unſere Augen ſollen die Schriftzüge und unſere Worte Rochet ſein, dem ich meine Gedanken anvertraut habe. Schicke ihn mir bald wieder zurück, und, wenn er wieder kommt, ſo ſage ihm, was Du aus meinem Lande haben willſt und was man in dem Deinen nicht findet. Ich werde mich beeilen, Deinen Wünſchen nachzukommen und Dir Rochet ebenfalls zurückzuſchicken.

„Möge der Segen Gottes, unſeres Vaters, und der von Jeſus Chriſtus, unſeres Heilandes, auf Dir ruhen.

Sahle-Sellaſſi, König von Schoa.“

Dieſer Häuptling eines der reichſten Länder, des zahlreichſten, kriegeriſchſten und zugleich wenigſt barbariſchen Volksſtammes des tropiſchen Afrika's, ſchien ſich freiwillig unſerer Civiliſation zu nähern, von der ihn ſo viele natürliche Scheidewände trennen; ich glaubte daher, mich der moraliſchen Verpflichtung nicht entziehen zu können, welche mir die Aufnahme auferlegte, die mir von ihm zu Theil geworden; und welches auch immer in Zukunft die Reſultate des Verkehrs ſein mögen, der ſich zwiſchen Schoa und Europa bilden wird, ſo glaubte ich, weil ich einmal vom Zufall beſtimmt war, die erſten Bande dieſer Verbindung anzuknüpfen, nur eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich eine zweite Reiſe nach Abyſſinien unternehme.

Meinen zweiten Zug trat ich aber unter glänzenderen Auſpicien als den erſten an. Die Geſchenke, welche ich von Seiten der Regierung dem Könige von Schoa überbringen ſollte, mußten mir nothwendig die Gunſt deſſelben in noch höherem Grade ſichern; ich führte nämlich Gegenſtände von hohem Werthe in ſeinen Augen mit mir: Kanonen, Flinten, Karabiner, Luxusſtoffe. Auch von einer andern Seite war mir eine Aufmunterung zu Theil geworden, von der ich mir nicht weniger Nutzen verſprach: die Akademie der Wiſſenſchaften hatte mir nämlich Inſtrumente zu Beobachtungen anvertraut, und unter anderen namentlich eine Bouſſole zu Meſſungen, wodurch meine Reiſe erſt ein wahres wiſſenſchaftliches Intereſſe gewann.

Nachdem ich mehrere Monate zu den Vorbereitungen auf meine Reiſe verwendet hatte, verließ ich am 1. Januar 1842 Marſeille am Bord des Paketbootes Lykurg. Nach Syra brachte mich der Leonidas, und ſo kam ich am 15. des Monats in Alexandrien an. In dieſer Stadt hielt ich mich nur fünf Tage auf, während welcher Zeit ich fortwährend Beobachtungen über die magnetiſche Abweichung anſtellte, die ich bereits in Marſeille und Malta begonnen hatte. Den 4. Februar gelangte ich nach Kairo. Hier fragte es ſich, welchen Weg ich einſchlagen ſolle, um an das rothe Meer zu gelangen; denn auf dieſem mußte ich hinab bis an die Meerenge von Bab-el-Mandeb, um einen jener afrikaniſchen Häfen zu gewinnen, von denen aus man auf die Straße nach dem mittäglichen Abyſſinien gelangen kann. Auf meiner erſten Reiſe war ich bei Suez auf das rothe Meer gekommen; für diesmal zog ich aber vor, den Nil hinab, bis nach Ober-Aegypten zu gehen und mich in Koſſeir einzuſchiffen. Ich kannte die Umſtändlichkeiten, die Langeweile und die Gefahren der Schiffahrt auf den arabiſchen Barken auf dem rothen Meer zu gut und fand es deßhalb der Vernunft am angemeſſenſten, derſelben mich nur im äußerſten Nothfalle zu bedienen. So erreichte ich Keneh erſt den 14. März;

hier mußte ich die Ufer des Nils verlaſſen und mich Koſſeir zuwenden, das ſechs Tagereiſen weit in der Wüſte liegt.

In Keneh hielt ich mich nicht lange auf, überhaupt nicht länger als ich brauchte, um mich nach Kameelen umzuſehen, die ich zum Transport meiner zahlreichen Effekten nöthig hatte. Kaum nahm ich mir Zeit, den herrlichen Tempel von Denderah zu beſuchen, wo ich auch Vergleichungen über die Neigung der Magnetnadel anſtellte. Ueber die Schwierigkeiten, mit denen ſonſt die Reiſenden von Seiten der Kameeltreiber zu kämpfen haben, hatte ich mich nicht zu beklagen; freilich war aber auch der Preis, den ich zugeſtanden hatte, der Art, um ſelbſt den habgierigſten Beduinen den Mund zu ſtopfen; denn ich bezahlte ihnen zwei Tälaris (zehn Franken für jedes), obſchon ich ſechsundvierzig ſolcher Thiere gebrauchte. Wahrſcheinlich verdankte ich den ſchnellen Abſchluß meines Vertrags der hülfreichen Dienſtleiſtung eines ſyriſchen Chriſten, Namens Iſſa, der in Keneh die Functionen eines franzöſiſchen Agenten verſieht. Dieſer brave Mann hatte durch unſern ehemaligen General-Conſul in Alexandrien, Herrn Mimaut, dieſe Stelle erhalten. Die Dienſte, welche Herr Iſſa den franzöſiſchen Reiſenden erweist, indem er in ihrem Namen mit den Arabern handelt, die ſtets durch ihre ſyſtematiſche Langſamkeit die Reiſenden zu übernehmen ſuchen, ſind gar nicht zu ſchätzen, und verdienen um ſo mehr unſere Dankbarkeit, als ſie ganz ohne Intereſſe geleiſtet werden. Herr Iſſa bezieht keine Beſoldung und begnügt ſich mit der Ehre, der Repräſentant unſeres Landes zu ſeyn.

Den 16. Morgens um acht Uhr erſchienen die Kameeltreiber, um mein Gepäck aufzuladen, worauf wir uns ſogleich auf den Weg machten. Unſern erſten Halt machten wir in Bir-Amba, einem kleinen Flecken an der Gränze der Wüſte, vier Stunden weſtlich von Keneh. Hier brachten wir die Nacht hin. Man findet in Bir-Amba einen Brunnen mit ſüßem Waſſer, aus dem ich am 17. den Vorrath faſſen ließ, den wir nöthig hatten, um durch die

Wüste zu kommen. Abends hielt ich nach einem Marsche von sieben Stunden an einem Orte, Namens Laghittaran, wo man einen Brunnen mit salzigem und schwefeligem Wasser trifft, an dem die Karawanen sich zuweilen mit Vorrath versehen. Nun befanden wir uns bereits ganz in der Wüste. Der Brunnen von Laghittah liegt in einer ungeheuern graulichen, steinigen, öden Ebene, in der das Auge vergebens sich nach den geringsten Spuren von Vegetation umsieht. Dessen ungeachtet stießen wir auf ein Lager von Beduinen. Für den Geist und die Phantasie eines Europäers ist es ein wahres Räthsel, wie diese nomadisirenden Familien in dieser ausgebrannten, unfruchtbaren Fläche bestehen können. Noch mehr muß man aber darüber erstaunen, daß sie stets Hausthiere mit sich führen, und man fragt sich, durch welches Geheimniß sie ihnen jene Mäßigkeit haben mittheilen können, die eine durchaus nothwendige Tugend der Bewohner der Wüste ausmacht. Man muß es aber auch sehen, wie die Tauben, wenn eine Karawane vorbeizieht, um das Lager der Nomaden-Hirten umherfliegen, sich um die Kameele sammeln und auf den Gepäckstücken die kleinsten Ueberreste sammeln, die zu ihrer Nahrung dienen können. Während des nächtlichen Halts stöbern die Hunde um die Lebensmittel herum und stehlen dem eingeschlafenen Reisenden fast unter dem Kopfe den Zwieback weg, nach dem ihr Hunger sie treibt. Und wenn die Karawane sich wieder auf den Weg macht, so stürzen sich alle diese armen Thiere, Hunde, Tauben, Lämmer und Ziegen über die halbzerkauten Bohnen her, die die Kameele haben fallen lassen, und fressen gierig die Ueberreste auf.

Den andern Morgen um sieben Uhr verließ ich Laghittah. Wir wendeten uns der Bergkette zu, die das Nilthal vom rothen Meere trennt. Kaum befand ich mich in einer der Schluchten, welche die Ausläufer dieser Berge bilden, als ich auf die Ruinen eines kleinen viereckigen Forts stieß, das von den Franzosen auf

ihrem Zuge nach Aegypten errichtet worden war. Diese verwitterten und verfallenen vier Mauern, mitten in dieser düstern Landschaft, nahmen in meinen Augen eine belebte Gestalt an. Dieses kleine Thal, in dem man jetzt nur das wilde und melancholische Geschrei der Beduinen zu hören bekommt, dessen Monotonie nur der Tritt der Kameele unterbricht, ertönte vor vierzig Jahren täglich von französischen Stimmen, die mit ihren Siegesrufen das Schlachtfeld von Abukir erfüllt hatten. Aus steinernen Wachhäusern, die noch vorhanden sind und die man auf gewisse Entfernungen stets wiederkehrend bis Kosseir findet, riefen die verlorenen Posten, von Hügel zu Hügel, sich französische Worte zu. Wie oft ertönten wohl dumpfe Allarmrufe in langem Echo an diesen Bergen hin! Denn die tapferen Soldaten, deren Blicke stets wieder die schwarzen Klüftungen der Felsen streifen mußten, waren hier aufgestellt, um unserer Armee die erwarteten Ausschiffung der englischen Truppen in Kosseir anzukündigen.

Das wellenförmige Land, das wir betreten hatten, verdankt seine Unebenheit einer vulkanischen Erhebung. Man trifft daselbst bald Trapp-, Porphyr-, bald Basalt-Felsen, deren Basis Trapp-Schiefer und Serpentin bilden. Nach einem Marsch von dreizehn Stunden hielten wir in Hammamat, dem bemerkenswerthesten Punkte auf dem Wege von Kenech nach Kosseir an. Zuweilen versehen sich die Karavanen an einem Brunnen mit Wasser, welches unerträglich, dessen Construction dagegen sehr merkwürdig ist. Man steigt auf einer Treppe in denselben hinab, die spiralförmig in einen Felsen eingehauen ist und ihre Helle durch Oeffnungen erhält, die in dem Mauerwerk angebracht sind. Er gleicht sehr jenem Brunnen, welchen die Reisenden wohl kennen, die Aegypten besucht haben, welchen man in der Citadelle von Kairo sieht und dem die Sage den Namen Josephsbrunnen beigelegt hat. Beim Eintritt in den Behälter von Hammamat sieht man eine viereckige Fläche, die mit antiken Sarkophagen belegt ist. Diese Trümmer

und die große Menge von Baſalt und Porphyrtrümmern, die umher liegen, deuten darauf hin, daß dieſer Ort im Alterthum ein Steinbruch war, wo die Särge hergerichtet wurden, in die man die Mumien legte, und wo die Steine behauen wurden, die man zu den Monumenten in jenem Theile von Aegypten gebrauchte. Der Brunnen von Hammamat wurde ohne Zweifel für die Arbeiter gegraben, die in dieſen Steinbrüchen arbeiteten. Wenn man Hammamat verläßt, ſo bemerkt man von Zeit zu Zeit Hieroglyphen, die in die Felſen eingehauen ſind, die neben der Straße ſich befinden. Nach einem Marſch von drei Stunden etwa wird die Schlucht von Hammamat enger, die Abhänge von Porphyrgeſtein auf beiden Seiten fallen faſt auf der Sohle derſelben zuſammen, und häufig iſt der Weg noch durch große Blöcke von Porphyr von grünlichem Grau geſperrt. Am Ausgange dieſes Defilees, wo ſich der Brunnen von Sedeh befindet, wird der Porphyr ſchwärzlichgrün und man trifft ihn mit grobkörnigem Feldſpath vermiſcht; etwas weiter davon thürmen ſich Maſſen von Feldſpath und röthlichbraunem Porphyr, porphyrartigem Gneis und Granit von allen Farben auf, und bilden einen unerſchöpflichen Vorrath, von dem die alten Aegyptier in ungeheurer Menge die Materialien zu ihren Begräbnißgebäuden bezogen haben.

Ein Marſch von acht Stunden brachte uns von dem Brunnen von Sedeh auf den höchſten Punkt der Bergkette, von dem aus die beiden Abhänge abfallen, von denen einer ſeine Richtung gegen das rothe Meer, der andere nach dem Nilthale nimmt. Von hier aus marſchirte die Karavane zehn Stunden lang und übernachtete etwa noch neun Stunden von Koſſeir entfernt. Ich konnte mich aber nicht entſchließen, die ganze Zeit bei ihr zu bleiben, die ſie zum Ausruhen nothwendig hatte. Es war nicht Ungeduld, aus der Wüſte hinauszukommen, die mich antrieb, am Orte meiner Beſtimmung anzulangen, denn ich war kein ſolcher Neuling mehr, als daß ich dieſe fünf Tagreiſen, die ich ſeit Kenah zurückgelegt

hatte, meine physischen und moralischen Kräfte hätten erschöpfen können, war ich doch schon zweimal durch das Land der Adels gekommen und hatte mich jedesmal einen und einen halben bis zwei Monate in einer der trostlosesten Gegenden des mittäglichen Aethiopiens aufgehalten. Derselbe Weg stand mir überdies noch bevor, um nach Schoa hin und wieder zurück zurück zu gelangen. Ebenmit war der Weg von Keneh nach Kosseir für mich nur ein unbedeutender Ausflug, und überdies erscheint derselbe trotz seines trübseligen Anblicks, den ihm die Farbe und Unfruchtbarkeit des Bodens verleihen, im Vergleich mit anderen wegen noch sehr belebt. Nicht selten begegnet man Karavanen, die von Kosseir zurückkehren, wohin sie Getreide zu bringen hatten, das der Vice-König nach Arabien sendet, um die heiligen Städte mit Mundvorrath zu versehen, und dieses Zusammentreffen bietet mitten in dieser Einsamkeit eine Art von Zerstreuung. Ich hatte aber die Absicht, am 21. in Kosseir anzukommen, um an den Ufern des rothen Meeres meteorologische Beobachtungen während der Frühlingssonnenwende anzustellen. An einen forcirten Marsch der Karavane war nicht zu denken, denn die Kameeltreiber warfen stets ein, die Thiere seien zu schwer beladen und zu ermüdet für einen solchen; daher entschloß ich mich, derselben voraus zu eilen. Ich ließ mir von dem Oberhaupte der Kameeltreiber einen Dromedar und einen Führer geben, dem ich meine Instrumente anvertrauen konnte, und machte mich Abends auf den Weg. Die Nacht war wundervoll rein und vom herrlichsten Mondschein erleuchtet, wie man sie so häufig im Orient findet und die selbst der Wüste einen unwiderstehlichen Reiz verleiht.

Den andern Morgen, um vier Uhr, hielt ich in Ambegea, an einer Quelle mit gelblichem Wasser an, die auf dem Boden umher kleine Pfützen bildet, in dem einige magere Binsen fortkommen. Seit ich die Ufer des Nils verlassen hatte, begrüßte ich aber in ihnen das erste Grün, das ich seither gesehen. Hier früh-

stückte ich mit meinem Führer und bestieg sodann meinen Dromedar wieder. Das allmälige Absenken der Hügel kündigte uns die Nähe des arabischen Golfs an; bald darauf gelangte ich auch in der That in ein mit weißlichem Sand bedecktes Thal, von dem aus südwärts, am fernen Horizont, das Meer gleich einem Bande von Azur sich hinzog. Als ich in Kosseir eintrit, war es noch nicht völlig zehn Uhr.

Kosseir verdankt seine Existenz keinem andern Grunde, als daß es den einzigen Ausgangspunkt auf der östlichen Seite gegen das rothe Meer bildet. Die Stadt ist an den Strand des Meeres, mitten auf eine dürre und unfruchtbare Sandfläche gebaut, und nur die Dünen trennen sie von dem Wasser. Das erste Gebäude, auf das man stößt, wenn man von der Seite der Wüste her kommt, ist eine von einer baufälligen Mauer umgebene Moschee, der einige Palm- und Brustbeerbäume etwas Schatten und einiges Grün geben. Etwa eintausend Einwohner leben daselbst von der Ausfuhr von Getreide aus Ober-Aegypten nach Arabien und von einem kleinen Gegenhandel, welcher jene Gegend nährt, indem Spezereien und Tombak daraus zurückgenommen werden. Die ganze Vertheidigungsfähigkeit von Kosseir besteht in einer Citadelle, die Selim I. erbaut und Mehemet-Ali hat wieder herstellen lassen, auch versah sie derselbe mit einem Dutzend schlechter Kanonen, deren Bewachung etwa zwanzig türkischen oder arabischen Soldaten anvertraut ist, die zerlumpt umherlaufen und durchaus zum Dienste untauglich sind. Dieser elende Marktflecken vermag durchaus seinen Bewohnern keinen Unterhalt zu gewähren, und selbst das süße Wasser, das man daselbst trinkt, kommt aus dem Nil, wofür man für den Krug drei türkische Piaster zu bezahlen hat, was nach französischem Maßstabe 75 Centimen für zwanzig Livers ausmacht. Man wird es begreiflich finden, daß nur ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung, um diesen Preis, sich den Luxus des süßen Wassers erlauben kann. Beinahe sämmtliche Einwohner

begnügen ſich mit einem ſchwefeligen Waſſer, das man zwölf Stunden ſüdöſtlich von Koſſeir holt und wofür man immerhin noch einen Preis von 15 Piaſter oder drei Franken 75 Centimen für die Traglaſt eines Kameels zu zahlen hat.

Ich war genöthigt, neunzehn Tage in Koſſeir zu verweilen, denn ich hing ganz von der Barke ab, die mich nach Djedda bringen ſollte und auf welcher ich meine Ueberfahrt mit 1200 ägyptiſchen Piaſtern, oder 300 Franken, zum Voraus bezahlt hatte. Einen Theil meiner Zeit verwandte ich darauf, meteorologiſche Beobachtungen anzuſtellen, deren Reſultate ich den Herren Arago und Mauvais zuſandte. Meine gezwungene Unthätigkeit wurde mir glücklicherweiſe durch die herzliche Gaſtfreundſchaft erleichtert, deren ich mich von Seiten des Herrn Elias zu erfreuen hatte, der den Titel eines franzöſiſchen Agenten führt. Auch er iſt ein ſyriſcher Chriſt und verdankt ebenfalls den Titel eines Repräſentanten Frankreichs, dem Herrn Mimaut; er hat auch keine Entſchädigung für ſeine Functionen, als das Vergnügen, denjenigen unſerer Landsleute gefällig ſeyn zu können, welche eine Touriſtenlaune oder ein wiſſenſchaftliches Intereſſe von Zeit zu Zeit nach Koſſeir führt. Die Ankunft eines Franzoſen iſt in dem Leben des guten Herrn Elias ein Feſt, ein großes Ereigniß. Herr Elias nimmt den abenteuernden Reiſenden in ſeinem Hauſe auf; er macht alle Geſchäfte, die ſein Gaſt mit den Einwohnern von Koſſeir abzuſchließen hat, ab; er ſchafft Barken oder Kameele her; er ſchließt die Accorde ab und erzielt ſtets die beſten Bedingungen. Wenn man abreiſt, ſo hat man nur ſeinen Namen in ein Regiſter einzutragen, in dem Herr Elias mit wohlgefälligem Stolze das Andenken an ſeine Gäſte aufbewahrt und alles iſt abgemacht. Herr Elias glaubt ſich dann für die tauſend Dienſtleiſtungen hinreichend belohnt, die er einem erwieſen hat; man nimmt einen großen Platz in dem Andenken dieſes trefflichen Mannes ein, und wenn er einmal, wie er die Abſicht zu haben behauptet, ſich nach Jeru-

ſalem zurückgezogen haben wird, um dort die Tage ſeines Alters zu verleben, ſo darf man überzeugt ſein, daß die Namen derer, die ihn beſucht haben, lange Zeit in den Geſprächen ſeiner liebenswürdigen Familie mit theilnehmendem Intereſſe genannt werden. Der letzte Reiſende, der auf dieſe Art bei Herrn Elias geweſen, war Herr Neſtor L'Hôte, den ein frühzeitiger Tod den ägyptiſchen Alterthumskundigen geraubt hat, die er bereits durch ſehr merkwürdige Arbeiten bereichert hatte.

Den 9. April gingen wir endlich unter Segel. Mein Schiff war eine Bakka, ſo heißen nämlich die großen arabiſchen Barken ohne Verdeck, die auf dem rothen Meere zur Schifffahrt verwendet werden. Sie gleichen übrigens den Tartanen ſehr, mit ihrem großen dreieckigen Segel, das aber, weil es leicht vom Winde gefaßt wird, das Fahrzeug häufig der Gefahr ausſetzt, umzuſchlagen.

Die Küſtenfahrt auf dem ſchwarzen Meere beſchäftigt etwa 3 bis 400 Barken, deren Traglaſt zwiſchen 50 bis 200 Tonnen verſchieden iſt; in der Regel werden ſie durch arabiſche Patrone oder Rais befehligt. Die Mannſchaft einer Barke beſteht in der Regel wenigſtens aus etwa einem Dutzend oder höchſtens zwanzig Matroſen. Die Mehrzahl derſelben ſind Sklaven, welche die Patrone angekauft haben; ſie verſtehen es, mit überraſchender Geſchicklichkeit zwiſchen den zahlloſen und gefährlichen Felſen des rothen Meeres durch zu manoeuvriren; zuweilen nehmen ſie mit unerhörter Verwegenheit ſelbſt auf den kleinen Klippen ihren Ankergrund. Die Rais wiſſen durchaus nichts von dem Kompaß, ſondern verlaſſen ſich lediglich auf die genauen Kenntniſſe, die ſie von allen Punkten der Küſte haben, der ſie entlang ſteuern. Dieſe eingebornen Seeleute würden unter dem Befehl europäiſcher Kapitäne vortreffliche Matroſen abgeben. Chriſtliche Reiſende müſſen mit großer Schonung mit ihnen umgehen, und namentlich ſich hüten, ſie nicht zu Beleidigungen hinzureißen, denen der Fremde vermöge ſeiner Religion ausgeſetzt iſt. Wehe dem, der den Fa-

natismus dieſer Menſchen reizt, denn ſein Schickſal iſt bald entſchieden. Mehr als einmal, wenn das Meer unruhig war, verfluchten mich die Matroſen meiner Barke, indem ſie dem Chriſtenhunde die Schuld beimaßen, daß ſie ſolche Gefahren laufen mußten; wenn ich nicht dergleichen gethan hätte, als verſtünde ich ſie nicht, ſo würden ſie mich ſicher in das Meer geworfen haben, um durch den Tod eines Unglücklichen Allah's Zorn zu ſühnen. Die arabiſchen Barken gehen ſelten von Suez nach Djedda, oder von Djedda nach Mokka; die Küſtenfahrer brauchten zwei einen halben, ja ſelbſt drei Monate, um das rothe Meer hinabzuſchiffen, während die europäiſchen Schiffe in fünfundzwanzig Tagen damit zu Stande kommen.

Doch um wieder auf meine Barke zurückzukommen; dieſelbe war mit Getreide beladen, und meine Ballen und Kiſten füllten die leeren Räume dergeſtalt aus, daß ſie die Stelle eines Verdecks vertraten. Die Bedienungsmannſchaft beſtand aus ſechszehn Leuten, die ein Türke, der eine gute Haut war, befehligte. Der Himmel begünſtigte uns, und man darf es wohl als ein Glück betrachten, wenn er einem günſtiges Wetter ſchenkt, ſo lange man auf einer arabiſchen Barke auf dem rothen Meere ſegelt. Die Araber reiſen auf dem Meere gerade eben ſo wie ihre Karavanen in der Wüſte, ſie entfernen ſich nicht von der Küſte und bleiben nur den Tag über in Bewegung. Sobald es Nacht wird, halten ſie an, die Karavanen verweilen bei jeder Quelle; die Barken verbergen ſich Nachts zwiſchen den Felſenriffen der Küſte und weichen bis zum Morgen nicht von der Stelle. Iſt dann der Wind günſtig, ſo machen ſie ſich mit den Vögeln des Meeres auf, die ſie aus ihren Neſtern aufgeſcheucht haben; wenn aber der Wind widrig iſt, ſo bleiben ſie in ihrem Gefängniß und die Matroſen haben dann vollauf zu thun, alle mögliche Maßregeln zu ergreifen, um nicht durch die reiſſenden Wogen das Fahrzeug an die

Felſen geworfen und zerſchellt zu ſehen, hinter denen ſie eine Zufluchtsſtätte geſucht haben.

Es bedarf wohl keiner weitern Anführung, um zu zeigen, wie gefährlich und ermüdend eine derartige Schifffahrt iſt; man braucht nur einmal auf dem Meere gefahren zu ſein und jene Ungeduld gefühlt zu haben, die einen erfaßt, wenn man ſo zwiſchen Himmel und Waſſer ſchwebt, ſo wird man zur Genüge jene durch Langeweile geſteigerte Aufregung begreifen, die man bei dieſen langſamen Tagereiſen unter dem brennenden Himmel Aſiens fühlt, wenn man alle dieſe Krümmungen des rothen Meeres durchmeſſen muß. Wir brauchten zwölf Tage, um von Koſſeir nach Djedda zu gelangen, wo wir den 21. April ankamen.

Sobald ich den Fuß an's Land geſetzt hatte, eilte ich zu dem Geſchäftsträger des franzöſiſchen Conſulats, Herrn Serkeis. Herr Ertznel, unſer Conſul in Djedda, den ich in Aegypten getroffen, hatte mir einen Brief an ihn mitgegeben. Herr Serkeis bot mir mit der zuvorkommendſten Artigkeit ſeine Dienſte an. Er verſchaffte mir eine neue Barke, auf der ich mich nach Mokka begeben wollte, und lud mich ein, die paar Tage bei ihm zuzubringen, die zum Aus- und Einſchiffen meiner Effecten und für die Vorbereitungen meines Rais verſtreichen würden.

Ich hatte Djedda bereits drei Jahre früher geſehen, als Arabien noch unter Mehemed-Ali's Botmäßigkeit ſtand; und gewiß, wenn man die muſelmänniſchen Länder aus unſerem europäiſchen Geſichtspunkte betrachten wollte, ſo konnte man damals ſchon dieſe Stadt nichts weniger als glücklich nennen. Heute aber fand ich die Lage der Dinge noch ſchlimmer, denn vor meinen Augen entfaltete ſich die traurige Anarchie, in die Arabien verſunken iſt, ſeitdem die ägyptiſche Herrſchaft ihr Ende erreicht hat. Beinahe mußte ich die Folgen derſelben auf eigene Koſten kennen lernen. Djedda iſt jetzt die Reſidenz eines türkiſchen Paſcha. Dieſer Mann,

Namens Osman-Pascha, ist ein schöner Greis mit weißem Barte, mit gravitätischer und würdiger Haltung, wie man sie überhaupt bei den vornehmen Türken trifft, dabei besitzt er aber jenen Geist des Geizes und der Plünderungssucht, der ein eben so eigenthümlicher Zug jener Herren zu sein scheint. Seitdem er die Oberhoheit des Sultans in diesem Theil Arabiens ausübt, haben seine Erpressungen dem Handel von Djedda eine tödtliche Wunde geschlagen. Er erhebt eine Menge willkürlicher Abgaben von allen Waaren, die in diese Stadt gelangen, selbst von denen, die nicht einmal nach Djedda bestimmt sind, und die nur deshalb in den Hafen gelangen, um auf andere Schiffe verladen und von da auf andere Märkte versendet zu werden. Auch mir wollte er diese Behandlung angedeihen lassen. Er verlangte durchaus, daß meine Ballen geöffnet würden, um den Inhalt derselben seinem unsinnigen Tarif unterwerfen zu können. Alle meine Vorstellungen blieben erfolglos; ich wurde nicht eher mit seiner Habgier fertig, bis ich ihm sagte, daß meine Kisten und Ballen lauter Gegenstände enthielten, die von Sr. Majestät Louis Philipp, König der Franzosen, zu einem Geschenke des Königs von Schoa bestimmt seien, und daß ich, wenn er mit Gewalt die Oeffnung erzwinge, auf der Stelle nach Konstantinopel reisen und dort meine Klagen dem französischen Gesandten vortragen würde.

Dieser Osman-Pascha ist aber, wenn seine Geldgier nicht in's Spiel kommt, dem Rechtsgefühle nicht unzugänglich, wie ich wenige Tage nachher selbst zu erfahren Gelegenheit hatte. Eines Morgens trat ich aus dem Hause des Herrn Serkeis; auf der Steinbank, die sich vor der Thüre des Consulathauses befindet, saß seufzend ein unglücklicher alter halbnackter Mann. An der Ochsenhaut, die er über den Rücken geworfen und um seinen Hals fest geschlungen hatte, an dem roth gefärbten Kuhschwanze, der in seinem Gürtel hing, an dem gekrümmten Stabe, den er in der rechten Hand hielt, erkannte ich sogleich einen abyssinischen Priester

in ihm; denn der Mantel von Ochsenhaut, der Kuhschwanz, der als Weihwedel dient, und der gekrümmte Stab, sind in Aethiopien die Zeichen des Priesterstandes. Ich näherte mich ihm und bemerkte sogleich, daß er das Opfer irgend einer abscheulichen Behandlung sei. Da ich aber die Mundart, die er sprach, nicht so vollkommen weg hatte, um alle seine Klagen zu verstehen, so ließ man einen abyssinischen Sklaven kommen, der in der arabischen und amharra Sprache gleich geläufig sich ausdrückte. Dieser arme Greis erzählte uns hierauf seine Abenteuer. Er war ein Mönch und aus der Provinz Kodjeam gebürtig; das berühmte Kloster von Devra-Libanons hatte er verlassen, um eine Pilgerreise nach Jerusalem zu machen. Als er in den abyssinischen Hafen von Massonah eingelaufen war, erhielt er aus Mitleiden von dem Gouverneur eine Freikarte zur Ueberfahrt auf einer Barke, die über Souakim nach Djedda ging. In Souakim wurden unglücklicherweise der Schiffspatron und die Matrosen gewechselt. „Kaum hatten wir diesen Hafen verlassen," fuhr der Mönch in seiner Erzählung fort, „so wandten der neue Rais und seine Gefährten die Folter gegen mich an, um mich zur Aenderung meiner Religion zu zwingen und mein Geld von mir herauszupressen. Die Ueberfahrt dauerte sieben Tage, und an jedem derselben band man mich an ein Seil, warf mich in's Meer und ließ mich so lange unter dem Wasser, bis ich auf dem Punkte war, das Bewußtsein zu verlieren. Dann zog man mich heraus, setzte mir ein Messer an die Kehle und schlug mich mit dem Seile, wobei man mir zurief: „Schwöre Deine Religion ab, werde ein Muselmann, und sage uns, wo Du Dein Geld hast!" Endlich am siebenten Tage bemerkten meine Henker, daß ich in meinem Taube (ein Stück Baumwollenzeug, das die Abyssinier um sich werfen) 12 Talaris verborgen habe; diese nahmen sie mir ab, auch stahlen sie mir meine Reise-Effecten, und, ehe sie mich ausschifften, sagten diese Henkers-

kuechte noch zu mir, daß ſie mich tödten würden, wenn ich wagen ſollte, die Grauſamkeiten, die ich zu erdulden gehabt, weiter zu erzählen."

So ſehr Herr Serkeis den alten Mönch bemitleidete, ſo hatte er doch Anfangs einige Skrupel, offizielle Schritte zu ſeinen Gunſten zu thun. Die Abyſſinier gehören nicht unter jene Klaſſe von Chriſten des Orients, welche die Protection Frankreichs in Anſpruch nehmen können. Herr Serkeis fürchte deshalb ſeine Eigenſchaft als Conſular-Agent bloszuſtellen, die ſeine Befugniſſe überſchritt. Ich konnte nicht umhin, ihn über ſeine Zweifeln zu beruhigen. Frankreich iſt Beſchützerin der Chriſten des Orients; es iſt Beſchützerin der heiligen Orte. Wäre es alſo nicht eine grauſame Spitzfindigkeit geweſen, von dieſer Protection einen Abyſſinier auszuſchließen, einen Pilger, der ſich nach Jeruſalem begab und welchem die einfachen Geſetze der Menſchlichkeit uns vorſchreiben, Hülfe angedeihen zu laſſen? Herr Serkeis ließ ſich leicht von dieſen Gründen überzeugen, und machte ſich in Begleitung des Abyſſiniers und ſeines Dollmetſchers auf den Weg zu dem Paſcha. Osman-Paſcha war ergriffen von der Erzählung des Mönchs: er befahl, daß man ihm ſogleich den Rais und ſeine Mitſchuldigen vorführe, mit denen er ein kurzes Verhör anſtellte, in dem er ſich ſogleich von ihrer Schuld überzeugte und eine exemplariſche Beſtrafung über ſie verhängte. Der Rais wurde zu fünfhundert und die Matroſen zu zweihundert und fünfzig Stockſtreichen verurtheilt; überdieß mußte jeder der Schuldigen noch das Untertauchen erdulden, mit dem ſie den alten Mönch ſo hart gequält hatten; ſie ſollten ſiebenmal hinter einander an einem Seile vom Maſt herab in das Meer geworfen und unter dem Kiele der Barke durchgezogen werden. Das Urtheil wurde mit der der türkiſchen Juſtiz eigenthümlichen Raſchheit vollzogen. Zwei der Verurtheilten erlagen der über ſie verhängten Strafe. Der Mönch erhielt ſeine zwölf Talaris und ſeine Effecten zurück. Er reiste von den Dank-

gefühlen gegen mich, so wie gegen Herrn Serkeis erfüllt ab, der ihm noch eine Freistelle auf einer Barke verschaffte, die nach Suez unter Segel ging.

Die Bakela, mit der ich Handels einig wurde, um mich nach Mokka zu bringen, war bei weitem nicht so groß und viel bequemer als die, welche mich von Kasseir nach Djedda gebracht hatte. Dessen ungeachtet mußte ich 1600 Piaster (400 Franken) dafür bezahlen. Ich verließ Djedda zu Ende April, und nach einer Fahrt, die so angenehm war, als man sie sich auf diesem Meere nur wünschen kann, gingen wir am 8. Mai auf der Rhede von Hodeida vor Anker.

Hodeida ist eine kleine Stadt mit 3 bis 4000 Seelen; sie ist wie Djedda von der Wüste umgeben; doch trifft man daselbst einen Garten, den Ibrahim Pascha, Mehemet-Ali's Neffe, daselbst hat herrichten lassen. Sie theilt sich eigentlich, um sich ganz genau auszudrücken, in zwei Städte, wovon die eine, mit steinernen Häusern, von einer hohen Mauer aus verwitterten Backsteinen eingefaßt ist, während die andere, die eigentlich eine Art Vorstadt bildet, nur aus Hütten besteht. Die Rhede könnte etwa fünfzig Schiffe von hohem Bord fassen; sie ist gegen Westen offen und die Schiffe, die in derselben beilegen, werden manchmal durch Gegenwinde darin zurückgehalten, die die Ausfahrt gefährlich machen. In Hodeida wird ein ziemlich bedeutender Ausfuhrhandel getrieben; die Hauptwaaren, die denselben bilden, bestehen in Kaffee, Bittersalz, Sennesblättern, Tamarinde, Weihrauch, Krapp, Essigrem, Häuten. Im Jahre 1838 brachte die Douane von Hodeida 80,000 Talari ein; vor zehn Jahren betrug sie 120 bis 140,000. Die Verminderung der Einkünfte ist hier, wie in Djedda, die Folge des Darniederliegens des Handels. Der jährliche commercielle Anschlag in Hodeida darf etwa auf 15 Millionen Franken angeschlagen werden.

Zwei Tage vor meiner Ankunft hatte eine Feuersbrunst in

dieſer Stadt mehr als hundert und vierzig Hütten verzehrt. Die Bevölkerung von Hodeda war noch in voller Bewegung, als ich mich einſchiffte. Tauſend verſchiedene Gerüchte über den Urſprung des Feuers waren in Umlauf; und bei dieſen Arabern, die noch abergläubiſcher ſind als die abergläubiſchſten Italiener, fanden die wunderbarſten und abſurdeſten Erklärungsarten Eingang. Eine derſelben ſagte namentlich dem Fanatismus und dem Hang zur Grauſamkeit zugleich, die in dieſen Völkern liegen, vorzugsweiſe zu. Es befand ſich nämlich gerade ein perſiſcher Pilger, ein armer Greis mit weißem Barte in Hodeda, der an einer furchtbaren Augenentzündung litt und kaum ſich weiter zu ſchleppen im Stande war. Man weiß, daß die Perſer als Abtrünnige von den anderen Muſelmännern verachtet und gehaßt ſind; was war alſo natürlicher, als das Unglück dem alten Pilger aufzubürden. Man klagte ihn der Zauberei an; er habe, ſagte man, den böſen Blick; er brauche nur ein Haus anzublicken, um es in Flammen zu ſetzen. Die erſchrockene und zugleich erzürnte Menge umlagerte deshalb ſogleich den Greis und ſchlug ihn jämmerlich durch. Zu ſeinem Glück vielleicht, ließ ihn der Sherif, Gouverneur der Stadt, feſtnehmen und in's Gefängniß werfen. Als ich an der Hütte vorbeiging, in der er gefangen lag, ſah ich den Unglücklichen, vom Kopf bis zu den Füßen mit Ketten belaſtet, in ſeinem Blute liegen, das aus ſeinen Wunden floß. Andere Leute aus dem Volke hatten eine nicht weniger ſonderbare Veranlaſſung des Brandes herausgefunden. Wenn man ſie hörte, ſo war ein ſchwarz und weißer Geier (es war ein pernopter aegyptianus) die Veranlaſſung: man habe ihn geſehen, wurde verſichert, mit Feuerbränden in ſeinem Schnabel, die er auf die Häuſer habe fallen laſſen, die er anzünden wollte. Perſonen aber, die mehr Glauben verdienten, flüſterten ſich mit halblauter Stimme zu, daß der Gouverneur beſſer von der wahren Urſache der Feuersbrunſt unterrichtet ſei, und genauer die Urheber derſelben kennen müſſe: dieſe ſchrieben

ſie den Soldaten zu, denen er einen Sold von zwei Monaten ſchuldete, und die die Stadt darum hatten anzünden wollen, um ſie bei dieſer Gelegenheit plündern zu können.

Während dieſer allgemeinen Gährung, die in Hodeda herrſchte, waren die Fremden, und namentlich die Chriſten, durchaus nicht ſicher. Mehr als einmal wurde ich von Beduinen-Soldaten angefallen, die mich unter den ſchimpflichſten Verwünſchungen verfolgte; ich war genöthigt, mich zu ſtellen, als verſtünde ich ſie nicht, denn ich wäre verloren geweſen, wenn ich gewagt hätte, ſelbſt die unverſchämteſten derſelben zu züchtigen. Obſchon dem Fortſchritten der Flammen Einhalt gethan worden war, ſo rauchten einige Häuſer noch und der heftig wehende Wind konnte jeden Augenblick die Flammen wieder anfachen. Aus dieſem Grunde ſchwebte auch die Bevölkerung noch fortwährend in lebhafter Angſt. Ich kehrte deshalb nach meiner Barke mit dem feſten Entſchluſſe zurück, keinen Fuß mehr an's Land zu ſetzen. Widrige Winde hielten uns aber ſieben Tage lang auf der Rhede von Hodeda zurück. Es wäre unmöglich, mit Worten die Langeweile und die Ungeduld zu beſchreiben, die mich in meinem Gefängniſſe quälten, in dem ich, von den Wogen gepeitſcht und den glühenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, eingeſchloſſen war. Endlich konnten wir abreiſen und gelangten am 17. nach Mokka. Um das Umpacken meiner Effecten zu vermeiden, ſchlug ich dem Rais der Barke, auf der ich von Djedda hergekommen war, vor, mich nach Tuſchurra zu führen, welches den Hafen bildet, von dem aus man in das Land der Abels gelangt. Allein vergebens bot ich ihm die Hälfte über den Preis, den man gewöhnlich von Mokka aus für dieſe Fahrt bezahlt, es war nicht möglich, ihn zu überreden, und ſo war ich genöthigt, eine andere Barke zu miethen, auf die ich ſogleich meine Waaren bringen ließ.

Nach der langſamen Fahrt, den Ufern des rothen Meeres entlang, wenn das Auge von dem Anblick dieſer ſandigen und

brennenden Dünen, dieser vom Meer gepeitschten und von der glühenden Hitze ausgedörrten Felsen, dieser trauvigen Natur, auf der keine Spur von Vegetation zu erblicken ist, im höchsten Grade ermüdet ist, bietet der Anblick von Mokka einen angenehmen und unerwarteten Eindruck dar. Wenn man in die Rhede einfährt, so erstrecken sich die Blicke auf eine ungeheure Ebene, die mit Dattelgesträuchen dicht besäet ist. Hier und dort zeigen einige in orientalischem Geschmacke angelegte Gärten ihr anmuthiges Dickicht von frischem Grün; im Hintergrunde der Rhede zieht sich die Stadt hin, welcher ihre weißen Häuser, mit ihren Terassen statt der Giebel, die, wie Pfeile zugespitzte, Minarets und die Beweglichkeit des commerciellen Lebens, einen lachenden und angenehmen Eindruck verleihen.

Mokka ist der Schlüssel zum rothen Meere; seine Rhede, die sicherer wie die von Hodeda ist, bildet eine nothwendige Haltstation für die Schifffahrt zwischen Indien und dem obern Theile des arabischen Golfs; sie vermag eine große Anzahl Schiffe zu fassen. Aus diesem Hafen werden die Producte von Yemen ausgeführt. In Mokka werden die fremden Waaren, die jene Gegend nöthig hat, im Detail verkauft.

Ausgeführt werden aus Mokka: Kaffee, arabischer Gummi, Myrrhen, Elfenbein, Häute; die Einfuhrartikel bestehen in Reis, Spezereiwaaren, aller Arten von baumwollenen Stoffen, Seidezeugen, Kaschemirs, persischen Teppichen, Quincailleriewaaren u. s. w. Der jährliche Anschlag seines Handels beträgt ungefähr 16 Millionen Franken ... So wichtig aber auch Mokka ist, so ist es doch nichts weniger als durch seine Befestigungen geschützt, die den Anschein haben, als deckten sie die Häfen des rothen Meeres. Die erste europäische Macht, welche vor seiner crenelirten Umschließungsmauer erschiene, die durch lächerlich Thürmchen flankirt und auf gut Glück mit einigen unschädlichen Kanonen besetzt sind, würde, fast ohne einen Schuß zu thun, hinein gelangen.

Ich fand Mokka faſt in demſelben Zuſtande wie Hodeida. Die Sicherheit war ebenſo gefährdet wie in letzterer Stadt; Traurigkeit und Beſorgniſſe malten ſich auf den Geſichtern der angeſehenſten Handelsleute ab. Ich hörte von mehreren derſelben, die ich während meines frühern Aufenthaltes in Mokka hatte kennen lernen, ihr Bedauern über die Zeit ausſprechen, in der der Vice-König von Aegypten noch in Arabien herrſchte. „Wir kannten Mehemet-Ali früher nicht,“ ſagten ſie, „diejenigen, welche an ſeine Stelle getreten ſind, haben ihn uns erſt ſchätzen gelehrt.“ Der Mann, der jetzt den Hauptreinfluß in Yemen hat, iſt ein Beduinen-Häuptling, der Sherif Huſſein, der die Statthalterſchaft über die Städte an der Küſte ſeinen Brüdern übertragen hat. Der, welcher in Mokka befehligte, war der Sherif Hamout. Dieſer Menſch drückte mit einer einfältigen Habgier auf den Handel. Er ließ die Handelsleute in Eiſen werfen, um von ihnen Summen zu erpreſſen, die man ihm nicht ſchuldete. So ließ er, kurz vor meiner Ankunft, einen reichen Hindu-Kaufmann, Namens Maguick, gefangen ſetzen. Dieſer Unglückliche, der ſtets von Soldaten bewacht war, hatte Ketten an Händen und Füßen, und war überdieß noch durch eine andere Kette feſt gehalten, die ihm den Hals zuſchnürte und ihn in einer ſchmerzlichen Stellung hielt, in der er weder niederzuliegen noch zu ſitzen vermochte. Nachdem er einige Zeit vergeblich gehofft hatte, daß die Grauſamkeit des Sherifs ermüden werde, erkaufte er ſeine Befreiung um den Preis von zehntauſend Talaris (fünfzigtauſend Franken).

Der Sherif Huſſein, der übrigens ein ganz gewandter Mann, und eben ſo thätig, eben ſo wachſam wie energiſch iſt, verdankt ſeine gegenwärtige Macht allein der Gunſt, in der ſeine Familie bei Mehemet-Ali ſteht. Der Vater des Sherif Huſſein war dem Paſcha ein nützlicher Bundesgenoſſe in ſeinen Kriegen im Hedjaz. Der Vice-König von Aegypten vergaß ihn nicht, und als die ägyptiſchen Truppen genöthigt wurden, Yemen zu räumen, ſo beſetzt

er ſeinem Neffen Ibrahim-Paſcha, die Gewalt dem Sherif Huſſein zu übergeben. Man ſollte nun glauben, Hüſſein habe Mehemet-Ali einige Dankbarkeit bewahrt: aber keineswegs. Kaum war Ibrahim-Paſcha abmarſchirt, ſo erklärte Huſſein laut, daß er ſelbſt Yemen mit dem Schwert erobert habe, und zeigte ungeſcheut ſeine Feindſeligkeit gegen den Vice-König, von dem er nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatte. Dem Namen nach erkennt er die Oberhoheit des Großherrn an, zahlt ihm aber keinen Tribut. Auf ſeine Macht iſt er ganz übertrieben eiferſüchtig, und um ſeine Herrſchaft von der über diejenigen Provinzen zu unterſcheiden, die dem Sultan unmittelbar unterworfen ſind, hat er für ſich eine eigene Flagge geſchaffen, indem er auf der rothen Fahne des Befehlshabers der Gläubigen die Inſchrift mit weißen Buchſtaben hat beifügen laſſen: **Allah el Allah, ou Mohomed el resoul Allah.** (Es gibt nur einen Gott, und Mahomet iſt der Prophet Gottes.)

Die Empfindlichkeit Huſſeins, wenn es ſich um ſeine Souveränität handelte, hatte ſich kurze Zeit vor meiner Ankunft in Mokka durch eine ſchwere Beleidigung gegen die engliſche Flagge ſehr bemerklich gemacht. Die Sache verhielt ſich folgendermaßen: Ein engliſcher Conſular-Agent war nach Mokka geſchickt worden und erhielt von dem Sherif Huſſein, vermittelſt einer Geldentſchädigung, das Recht, auf dem Conſularhauſe die Flagge ſeiner Nation aufzuſtecken. Als eine engliſche Fregatte vor Mokka beilegte, ließ der Conſul, um Zeichen mit ihr zu wechſeln, bald ſeine Flagge aufziehen, bald herabnehmen. Huſſein ſah darin eine Beeinträchtigung ſeines Anſehens; dieſes fortwährende Auf- und Abziehen der Fahne, die er nur einmal aufzuſtecken erlaubt hatte, erſchien ihm als eine drohende Abſicht, in ſein Land einzufallen. Sogleich ſandte er deshalb Soldaten in das Haus des Conſuls, mit dem Befehl, die Stange zu zerbrechen und die Flagge ihm zu bringen. Der Befehl wurde ſogleich vollzogen. Huſſein ließ die engliſche Flagge

vor seinem Divan ausbreiten, von wo sie nicht eher weggenommen wurde, bis sie durch die verächtlichen Fußtritte derer in Fetzen getreten war, die den Sherif zu besuchen kamen. Die Engländer hätten freilich eine eclatante Genugthuung über diese abgeschmackte Unverschämtheit nehmen können; denn wenn man bedenkt, mit welcher Leichtigkeit sie die Macht aller dieser kleinen Tyrannen an den Ufern des rothen Meeres brechen könnten, die ihnen jeden Augenblick Veranlassung dazu geben, so kann man nicht umhin, ihre Langmuth zu loben.

Am 21. Mai befand ich mich am Hafen von Mokka, als ich zwei europäische Reisende sich ausschiffen sah. Das Schauspiel war ganz sonderbar. Der eine derselben hatte noch einige Ueberreste einer europäischen Kleidung an: er trug eine abscheuliche Blouse, einen Strohhut, der in sehr trostlosem Zustande war, und doch hätte er eine demselben entsprechende Fußbekleidung nicht verschmäht, denn er hatte weder Schuhe noch Stiefel an. Der andere trug das glänzende Kostüm eines abyssinischen Kriegers: er war auf antike Art in einen Taub drappirt, mit einem krummen Säbel an der Seite, und in der linken Hand trug er einen Schild von Leder mit silberner Einfassung, in dessen Mitte eine Löwenmähne herabhing. Meine Neugierde wurde auf sehr angenehme Art befriedigt, als ich in den beiden Fremden zwei Engländer erkannte. Der Mann mit dem Schilde war ein Herr Bell, der zu seinem Vergnügen reiste, und der die Absicht hatte, von Abyssinien aus mitten durch ganz Central-Afrika zu gehen. Zu seinem Glücke wurde er im Königreiche Gondar durch Verhältnisse zurückgehalten, die seinen gefahrvollen Plan zu Nichte machten, und er entschloß sich, nach Europa zurückzukehren, ohne die großen Dinge zu vollbringen, von denen er geträumt hatte. Der Mann mit dem Strohhute war Herr Krapf, ein methodistischer Missionär, den ich auf meiner letzten Reise in Schoa verlassen hatte. Er erzählte mir, daß Major Harris, der als Gesandter zu Sahle-

Salaffi geschickt worden war, von diesem sehr gut aufgenommen worden sei, und daß er dem Könige prächtige Geschenke überbracht habe, wofür derselbe sich zu einem Handelsvertrage beigelassen habe. Herr Krapf sagte mir auch, daß der Weg von Tschurra nach Schoa den Europäern gesperrt sei, daß Major Harris sechs Soldaten von seiner Begleitung verloren habe, die ermordet worden seien; die einen nahe bei Tschurra, die anderen etwas weiter rückwärts von dieser Stadt. Herr Krapf selbst, aus Furcht vor den Gefahren, die die Reisenden im Lande der Adels laufen, hatte sich entschlossen, über Massuah an das rothe Meer zurückzukehren, indem er Abyssinien seiner Länge nach durchzog; in der Provinz Oculo aber war er von einem Häuptling der Galla, Namens Abrabilli, ganz ausgeplündert worden, und während dem übrigen Theile seiner Reise hatten er und seine Diener ihren Lebensunterhalt nur den Bewohnern zu danken gehabt, die sie auf dem Wege trafen. In Massuah hatte ihn unser Consular-Agent mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, ihn mit allen seinen Leuten beherbergt, ihm eine Barke verschafft, auf welcher er sich nach Aden begeben konnte, und ihm das nöthige Geld zu dieser Reise vorgeschossen. Herr Krapf fand keine Worte, um seine Dankbarkeit auszudrücken, die ihm Herrn Degoutin's Benehmen gegen ihn eingeflößt hatte.

Die Herren Bell und Krapf reisten noch in derselben Nacht nach Aden, wo sie eines der englischen Paketboote besteigen wollten, die das rothe Meer hinauffahren. Herr Krapf versicherte mich, daß er mich noch in Schoa treffen werde.

Ich selbst ging am 28. Mai von Mokka aus unter Segel; ein leichter Wind und ein ruhiges Meer brachten mich in drei Tagen nach Tschurra.

Es macht einen sehr traurigen Eindruck, wenn man gleich beim Beginne einer abenteuerlichen Reise in eine so trostlose Gegend kommt wie die, in welcher Tschurra liegt; ich kenne nichts

Düstereres als der Anblick dieses Ortes und seiner Umgebung. Am Ufer des Meeres, auf einem weißlichen, brennenden Sande, stehen die elenden Hütten hart an einander, die die Stadt Tuschurra vorstellen; im Hintergrunde erheben sich zu einer beträchtlichen Höhe Berge vulkanischen Ursprungs, die sich in gerader Linie von Südwest nach Nordost erstrecken, während ihre nackten Häupter von Westen nach Osten sich ausdehnen: so sieht die gleichförmige Landschaft aus, die sich dem Auge entfaltet, wenn man sich Tuschurra nähert. Einige verkrüppelte Stauden, die einzigen Ausnahmen von einer allgemeinen Unfruchtbarkeit dieser Erde, bilden die einzigen Spuren einer Vegetation, auf die der trostlose Blick stößt. Man meint, das Leben habe sich hier zurückgezogen ...; unmöglich vermag der Reisende, bei den ersten Schritten zu einem Unternehmen, dessen Wechselfälle für ihn noch mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt sind, seine Seele ganz allen Zweifeln und entmuthigenden Gedanken zu verschließen, die ihn bei diesem ersten Auftreten mit finstern Vorbedeutungen erfüllen.

Tuschurra hat keinen Hafen, sondern liegt nur an einer Bai, die 32 bis 34 Lieues Länge und 6 bis 7 Weite hat. Der Eingang in diesen ausgedehnten Kanal ist durch eine unendliche Zahl kleiner Inseln vertheidigt, oder besser gesagt, versperrt; er ist dicht besäet mit Riffen, die 2, 3 und selbst 7 Fuß unter dem Wasser liegen, was das vor Ankergehen sehr erschwert, und namentlich für Schiffe von bedeutender Tonnenzahl sehr gefährlich wird, weil diese genöthigt sind, etwa zwanzig Minuten vom Ufer entfernt Anker zu werfen, wo sie den Winden, die hier mit Ungestüm wehen, ausgesetzt sind.

Tuschurra liegt auf dem rechten Ufer dieser Bai; die dreihundert Hütten, die die Stadt ausmachen, sind in cylindrischer Form aus Pfählen gebaut, die in den Sand getrieben sind; ihre Dächer bestehen aus Zweigen, die mit getrocknetem Grase bedeckt

sind und haben eine dornartige Form. Eine Bevölkerung von 5 bis 600 Seelen wohnt unter diesen ärmlichen Hütten.

Die Einwohner von Tuschurra sind Muselmänner und zwar von sehr streng gläubiger Art. Der Handel ist der einzige Hebel, der sie auf dieses öde Ufer geführt hat und dort zusammenhält. Sie sind die Vermittler des Kleinhandels zwischen dem mächtigen Abyssinien und Arabien; ihr einziges Geschäft besteht darin, nach Abyssinien zu reisen und dort Sklaven und andere Gegenstände von geringem Werthe zu kaufen. Die Sklaven verkaufen sie in Mokka und in Hodeida, wo sie blaue Zeuge, altes Kupfer, Zink, schlechte Scheeren, Messer und Rasirmesser, so wie seidene Stoffe kaufen, welche Tauschartikel mit Abyssinien abgeben.

Wenn ein Fremder nach Tuschurra kommt, so führt man ihn sogleich vor den Sultan; als ich das Erstemal hier war, wurde ich sogleich, wie ich nur den Fuß an's Land gesetzt hatte, vor ihn geführt. Ich fand diese wichtige Person in einer nichts weniger als majestätsvollen Haltung vor seiner armseligen Hütte kauernd, die durchaus nicht geeignet ist, eine hohe Idee von dem Reichthum ihres Eigenthümers zu erwecken. Ich setzte mich ohne Umstände ihm gegenüber, und bald drängte sich die ganze Bevölkerung, für die die Ankunft eines Fremden von meiner Farbe und meiner Nation ein wichtiges Ereigniß ist, in einem Kreise um uns her. Als ächter Muselmann ließ der Sultan vor allem Andern Kaffee bringen und bald war die Unterhaltung im Gange. Dieser kleine Häuptling, dessen Macht bei weitem dem pompösen Titel nicht entspricht, den er anzunehmen beliebt hatte, überhäufte mich mit Fragen über den Zweck meiner Reise und machte tausend Einwürfe u. s. w.

Auch diesmal mußte ich mich sogleich nachdem ich gelandet hatte, zu dem Sultan begeben, der mich aber nicht mit demselben Wohlwollen wie das Letztemal aufnahm: er war augenscheinlich in Verlegenheit. Endlich nach jenem Zwischenraume schweigsamen

Nachdenkens, den die muſelmänniſche Etikette ſammt dem Kaffee jeder Unterredung vorausgehen zu laſſen vorſchreibt, faßte Sultan Mahamet Muth: er ſagte mir, daß er mit den Engländern einen Handelsvertrag abgeſchloſſen habe, vermöge deſſen er ſich anheiſchig gemacht, jedem Europäer, der nach Efat wollte, den Eintritt in das Land Abel zu verweigern. Efat iſt nämlich die erſte Provinz des Königreichs Schoa, in die man gelangt, wenn man von Tuſchurra herkommt. Dieſes Verbot, verſicherte er mich, war ganz beſonders auf mich gemünzt, und er behauptete, daß er ſich der Rache der Engländer ausſetzen würde, wenn er wagte, daſſelbe zu umgehen. Ich erwiderte dem Sultan Mahamet, daß, ſelbſt angenommen es wäre wahr, daß die Engländer mir auf dieſe Art den Eintritt in das Land Abel hätten verſperren wollen, ſie das Recht gar nicht dazu hätten; daß ſeine Autorität überdieß nicht über den kleinen Flecken ſich hinaus erſtrecke, deſſen Oberhaupt er ſei; daß das Land, das zwiſchen Tuſchurra und Efat liege, von unabhängigen Stämmen bewohnt ſei, die keineswegs die Oberhoheit des Sultans von Tuſchurra anerkennen; daß er aber wohl wiſſe, daß die Karavanen den Häuptlingen dieſer Stämme Tribute zu zahlen haben; daß es alſo unter dieſen Umſtänden nicht von ihm abhange, meiner Reiſe Hinderniſſe in den Weg zu legen. Endlich ſchloß ich meine Rede mit dem Anerbieten, ihm fünfzig Talaris auszuzahlen. Der Sultan ſchwankte und ſagte mir endlich, er wolle die Frage der Verſammlung der Notabeln unter den Einwohnern vorlegen, die ſeine Entſchließungen über die bedeutenden Intereſſen der mächtigen Republik von Tuſchurra berathſchlagt und gut heißt oder verwirft.

Während der Sultan ſein Parlament zuſammenrief, ſuchte ich den Schulmeiſter von Tuſchurra auf; ich hatte ihn bei meinem zweimaligen frühern Aufenthalt kennen gelernt; niemand konnte mir beſſer wie er Aufſchlüſſe über die Beſtimmungen geben, die der Sultan von Tuſchurra mit den Engländern abgeſchloſſen zu

haben vorgab. Die Einwohner von Tuſchurra ſind die frechſten Lügner der Welt, weshalb ich nicht weiß, wie weit ich die Wahrhaftigkeit meines Schulmeiſters verbürgen kann. Folgendes iſt der Inhalt der Geſchichte, die er mir erzählte. Die Engländer hätten, ſagte er, mit 400 Talaris (2000 Franken) drei Inſeln, oder vielmehr drei Felſenriffe der Bai von Tuſchurra gekauft. Der Schulmeiſter, wahrſcheinlich als der gelehrteſte Mann des Orts, hatte ſelbſt die Verkaufsurkunde aufgeſetzt. Ueberdieß, ſetzte er hinzu, haben die Engländer 800 Talaris bezahlt, um einen Handelsvertrag zu Stande zu bringen, deſſen nähere Beſtimmungen er mir aber nicht ſagen wollte. Der Schulmeiſter ſagte mir überdieß noch, daß zwei Leute aus dem Gefolge des Major Harris faſt unter der Hausthüre des Sultans ermordet worden ſeien, und daß ebenfalls drei Engländer in der Nähe des Salzſee's, der wenige Lieues von Tuſchurra gelegen iſt, erſchlagen worden ſeien. Man muß geſtehen, daß es unter dieſen Umſtänden ſchwer begreiflich war, wie die Engländer, die man nur ſo ohne Weiteres ermordete, hinreichenden Einfluß beſitzen ſollten, um den Sultan von Tuſchurra verhindern zu können, Fremde nicht auf ſeinem Territorium ausſchiffen zu laſſen.

Ich erwartete mit Unruhe den endlichen Entſchluß der berathenden Verſammlung, deren Debatten ich anwohnte, die aber durchaus nichts Feierliches in der Form hatten. Man denke ſich fünfzehn Senatoren von ſchwarzer Geſichtsfarbe, mit unbedecktem Haupte, in Stücke von Zeug gekleidet, an denen unten ihre nackten Füße herausſahen, auf türkiſche Art vor dem Hauſe des Sultans herum gekauert. Dieſe großen Männer ſprachen einer um den andern alle ſehr umſtändlich, wobei ſie jeden Augenblick Priſe Taback aus ſchmutzigen ledernen Beuteln nahmen, oder einen kleinen Rock im Munde hin und herdrehten, während die Redner ſich in endloſen Reden ergingen. Die einflußreichſten Mitglieder der Verſammlung und die, welche für ſich allein die Executiv-Gewalt in

Tuſchurra bilden, der Sultan, der Vezier, der Kadi und der Schulmeiſter waren der Anſicht, man ſolle mich mein Gepäck nicht ausſchiffen laſſen und mir überhaupt nicht erlauben, in das Land Adel weiter zu reiſen; Gründe der Staatsklugheit, meinten ſie, ſchreiben dieſe Maßregel vor. Dieſe Gründe beſtanden aber in dem Befehle des Kapitäns Haines, des Gouverneurs von Aden, der verboten hatte, daß man mich aufnehme. Doch hatte ich in der Verſammlung auch Freunde, die kräftig mein Intereſſe vertheidigten; es waren dieß Tuſchurris, denen ich während meines erſten Aufenthalts entweder Geſchenke gemacht oder Dienſte geleiſtet hatte. Mehrere derſelben hatte ich von jenen chroniſchen Wunden geheilt, von denen im Allgemeinen die Einwohner jener Küſtenländer heimgeſucht ſind. „Rochet," ſagten dieſe, „iſt unſer Freund; wir haben ihn eher gekannt als dieſe Engländer." Auch fehlte es ihnen nicht an trefflichen Staatsgründen. „Rochet," fügten ſie hinzu, „iſt der Freund des Königs von Schoa; wir leben ganz allein von dem Handel mit Schoa. Was wird Sahle-Salaſſi dazu ſagen, wenn wir Rochet nicht hinein laſſen wollen? Wird er nicht Wiedervergeltung dafür an uns üben?" Dieſe Gründe ſchienen ſo gewichtig, daß die Verſammlung ſich trennte ohne einen Entſchluß zu faſſen. Den folgenden Tag trat ſie wieder zuſammen, gelangten aber wieder zu keinem Reſultate, und ſo ließ ſie mich ſechs Tage lang auf ihre Entſchließungen warten. Endlich gewann die Furcht vor der Macht die Oberhand, die am ſchnellſten die Wirkung ihres Zornes zu fühlen geben konnte, und man bedeutete mir, daß ich weder meine Effecten ausſchiffen noch ſelbſt den Weg von Tuſchurra nach Efat einſchlagen dürfe.

Ich vermag den innern Zorn und den bittern Schmerz nicht zu beſchreiben, die mich erfaßten, als ich mich unerwartet und ſo grauſam von einem Wege ausgeſchloſſen ſah, den ich von ſo weit her und mit ſo vielen Gefahren ausgeſucht hatte. Es gab nur

noch einen Karavanenweg vom Meere aus nach Schoa, nämlich den, der von Zeyla, das oberhalb Tuſchurra liegt, ausgeht. An dieſen war aber nicht zu denken, denn man ſagte mir, daß Zeyla in der Gewalt der wildeſten Beduinen aus dem Innern ſei. Ich mußte daher den Weg wieder zurücknehmen und mich in Geduld ergeben. Zuvor ſchrieb ich aber an den König von Schoa und meldete ihm die Hinderniſſe, die mir in den Weg getreten ſeien und mich abhilten, zu ihm zu gelangen. Zugleich benachrichtigte ich ihn, daß ich ſeine Antwort in Mokka erwarten werde. Meinen Brief ließ ich ihm durch einen Einwohner von Tuſchurra zukommen, dem ich eine große Belohnung zuſagte, wenn er mir eine Antwort zurückbringe, und ging nach Mokka zurück unter Segel. Dießmal war ich genöthigt, einen langen Aufenthalt in dieſer Stadt zu machen, und ich ſchauderte bei dem Gedanken, daß mein Gepäck der Habgier des Sherifs nicht entgehen würde, wenn er erführe, was es enthalte. Der Rais meiner Barke war ein würdiger Mann; ich hatte alle Urſache zur Zufriedenheit mit der Wärme, mit der er meine Intereſſen in Tuſchurra verfochten hatte. Ich theilte ihm meine Befürchtungen mit, die ich hinſichtlich meiner Bagage hegte; er gab mir ein Mittel an, vermöge deſſen ich dieſelbe den Blicken des Sherifs entziehen könne. Er verſicherte mich, es auf ſich nehmen zu wollen, ein ſicheres Aſyl für meine Effecten zu finden; dieß war eine Brigg, die einem Kaufmanne von Mokka gehörte, die noch drei bis vier Monate auf der Rhede verweilen ſollte, und auf welcher ich, vermittelſt eines Geſchenks an den Kapitän, meine Effekten verbergen könnte. So groß auch die Gefahr war, auf dieſe Art ſich auf Treu und Glauben einem indiſchen Kapitän anzuvertrauen, ſo zog ich doch vor, dieſes Auskunftsmittel zu verſuchen, ehe mich der ungezügelten Habgier des Sherifs Preis geben wollte, und reiſte in der Abſicht ab, den Rath meines Rais zu befolgen.

Allein es fehlte wenig, ſo hätte ein weit ſchrecklicheres Er-

eigniß mich der Nothwendigkeit enthoben, Vorsichtsmaßregeln gegen den Gouverneur von Mokka zu ergreifen. Wir befanden uns etwa halbwegs zwischen Tuschurra und der Meerenge von Bab-el-Mandeb, als uns der furchtbarste Sturm überfiel, den ich in meinem Leben zu bestehen gehabt habe. Der Wind blies mit aller Wuth; das Meer tobte, und unser zerbrechliches Fahrzeug, das gräßlich von den Wogen hin und hergeschleudert wurde, schien jeden Augenblick in einen Abgrund zu stürzen. Der Blitz schlug einige Meter von uns in Schlangenlinien in das Wasser ein und ließ eine blau-gelbe Flamme auf der Oberfläche und in der Luft einen Schwefelgeruch zurück, der uns zu ersticken drohte. Eine Welle nahm eine Kiste mit Wein, eine Kiste mit Mehl und einen Sack mit Zwieback mit; eine andere riß einen mitreisenden Danakilen ins Meer hinab. Gleich darauf zerriß ein Windstoß das Segel. Die Matrosen stießen ein Geschrei aus, und der Schrecken versetzte sie in einen Zustand der Erstarrung, die die Gefahr noch vermehrte. Nur der Rais und ich hatten unser kaltes Blut bewahrt; wir waren genöthigt, unsere Matrosen zu schlagen, um sie aus ihrer Betäubung zu reißen und ihnen einige Thatkraft zurück zu geben. Es gelang uns, das Segel wieder in Stand zu setzen. Der Rais erklärte mir endlich, daß er, selbst auf die Gefahr hin, alles daran zu setzen, zwischen die Felsenriffe der afrikanischen Küste hinein zu gelangen suchen müsse. Der Tag neigte sich zu Ende, als wir Klippen gewahr wurden, auf die wir mit schauderhafter Schnelligkeit zufuhren; der Rais fing an, seinen Entschluß zu bereuen, allein wir konnten nicht mehr zurück. Der Anblick der Gefahr, der wir entgegen eilten, versetzte uns einige Secunden lang in eine furchtbare Angst, allein gleich darauf nöthigte uns die Verzweiflung selbst zum Handeln. Man machte Klammern an der Barke fest, durch die man starke Seile zog, hierauf stellten sich drei der muthigsten Matrosen auf das

Vordertheil des Schiffs, wovon jeder eine Klammer hatte; als wir in die Nähe der ersten Klippe kamen, an der die Barke vorbei mußte, warfen sie sich in das Meer und hilten sich fest an den Felsen, an dem die Wellen gleich Bergen von Schaum sich bäumten. Hierauf machten sie ihre Klammern so fest an, daß die Barke sogleich still hilt und dadurch mit einem Mal außer Gefahr war. Wenn es nicht geglückt wäre, uns fest zu halten, so wäre sie ohne Rettung einige Meter von da an einem Klippenriff zerschmettert worden, gegen die das Vordertheil unseres Schiffes völlig seine Richtung hatte.

Den ganzen folgenden Tag brachten wir damit hin, das Segel auszuflicken, unsere ganz aus den Fugen gekommene Barke auszubessern und abzuwarten, bis das Meer sich wieder beruhigt habe. Ich hatte durch den Sturm einen der beiden Barometer zu Wassermessungen eingebüßt, den die Akademie der Wissenschaften mir gegeben hatte; und ich weiß nicht, wie es möglich war, daß der andere von den Stößen, die wir vierundzwanzig Stunden lang auszustehen gehabt hatten, nicht ebenfalls zertrümmert worden ist. — Den folgenden Tag war das Meer wieder besänftigt und der Wind günstig; wir gingen auf's Neue unter Segel und erreichten, ohne weitere Gefahr zu laufen, am 13. Juni Mokka.

Der Rais beeilte sich sogleich meine Angelegenheit mit dem Kapitän der Brigg zu ordnen. Der Handel wurde um 10 Talaris (50 Franken) abgeschlossen und in der Nacht brachten wir unsere Päcke an Bord derselben. Ich behilt nur eine Doppelflinte und zwei Kisten mit astronomischen und physikalischen Instrumenten zurück; hierauf begab ich mich nach Mokka und bezog daselbst meine ehemalige Wohnung wieder, in der ich mich so einrichtete, um die paar Monate, während welcher ich auf die Antwort des Königs von Schoa warten mußte, auf die wenigst möglich unangenehme Art hinzubringen.

Ich hatte bald Gelegenheit, mir Glück zu wünschen hinsicht-

lich der Vorsichtsmaßregeln, die ich ergriffen hatte, um mich gegen die Lüsternheit des Sherifs sicher zu stellen. Die Soldaten, welche das Thor bewachten, durch das ich nach Mokka kam, hatten lange mit eifersüchtiger Bewunderung meine Doppelflinte betrachtet; noch nie hatten sie eine so schöne Waffe gesehen, und doch war sie nur von mittlerem Werthe und hatte mich in Paris etwa hundert Franken gekostet. Ich hatte acht solcher Gewehre von derselben Qualität gekauft, die ich für den König von Schoa bestimmt hatte. Meine Flinte wurde schnell unter diesen Arabern berühmt, und man sprach so viel davon, daß der Sherif bald neugierig wurde, sie zu sehen. Eines schönen Morgens kam richtig eine Botschaft von diesem edelen Herrn; er sandte mir nämlich einen Beduinen mit dem Auftrage, mir zu sagen, daß er äußerst begierig sey, mein Gewehr zu sehen, mich daher ersuchen lasse, es ihm zusenden zu wollen, wogegen er mir verspreche, es mir wieder zuzustellen, sobald er es in Augenschein genommen habe. Gerne überantwortete ich es dem Boten, befahl ihm aber angelegentlich an, es mir so bald als möglich wieder zurückzubringen. Eine halbe Stunde nachher ließ mich der Sherif zu sich bitten, und ich beeilte mich, zu ihm zu gehen.

Sherif Hamont bewohnte ein ziemlich hübsches Haus, das halb auf europäische, bald auf orientalische Art gebaut war: es hatte ehemals einem arabischen Kaufmann, mit Namen Abderasoul gehört, der englischer und französischer Agent war. Im Augenblick, als der Sherif meinen Besuch erwartete, saß er auf einem großen Divan im obersten Stockwerke des Hauses. Halbliegend auf Kissen und seine Pfeife rauchend, ließ der arabische Häuptling es sich an dem erfrischenden Luftzuge behagen, der vom Meere her durch sein offenes Fenster drang, ließ dabei seine Blicke über die Rhede schweifen und folgte den Barken der Fischer, die ans Ufer kamen um ihre Tagesarbeiten zu vollenden. In seinem großen Kaftan von rother Seide, seinem

Hemde von gesticktem Mousseline, seinem roth und gelben Turban als Scherif, seinem Unterkleide mit den vielen Fransen von allen möglichen Farben, und seinem Djembi oder Dolchmesser, das an seinem Gürtel hing, hätte er mir als einer jener finstern und majestätischen Pascha erscheinen können, wie sie die Poeten in ihren Träumen erschaffen, das Auge fest auf das weite Meer gerichtet, der Schrecken der Sklavin, die diesen Abend noch seinen Harem vermehren wird, oder als der strenge Richter des Piraten, der den Tag zuvor in seinem Neste hinter Felsen und Meergras sich hat fangen lassen. Unglücklicherweise entsprach aber das Gesicht des Scherifs Hamout keineswegs diesen poetischen Träumen, denn es liegt weder Geist noch Adel in demselben und drückte nichts als Habgier und Spitzbüberei aus. Er empfing mich sehr höflich, ließ mich neben sich sitzen, überreichte mir seine Pfeife und bot mir mehrmals von dem Lieblingsgetränke in Mokka, dem Kicher an, den man aus dem Mark des Kafes bereitet. Mit einem Wort, er behandelte mich wie ein Mann, den man gewinnen will. Nach diesen einleitenden Höflichkeitsbezeugungen kam er endlich auf den zarten Punkt zu sprechen. Er ergriff meine Flinte, die er vor sich hatte und die ich absichtlich nicht zu bemerken geschienen hatte; betrachtete sie mit wohlgefälligen Blicken, wendete sie in den Händen um und sagte dann, daß er noch nie eine so schöne Waffe gesehen habe, „Du könntest mir," fuhr er fort, „ein Stück Goldes, so groß wie das Haus anbieten, und würdest mir doch nicht so viel Vergnügen machen, als wenn Du mir Deine Flinte schenktest." Jetzt hatte ich ihn da, wo ich wollte. Ich war entzückt, daß er einem Gegenstande von so geringem Werthe eine so hohe Wichtigkeit beilege, und war längst entschlossen sie ihm zu lassen, weil er ohnehin meine Erlaubniß gar nicht bedurft hätte, wenn er sie sich hätte aneignen wollen; allein um meinem Geschenke einen um so höhern Werth zu verleihen, schlug ich es ihm anfangs ab. Ich führte an, daß sie

mir während meiner Reise durchaus nöthig sei; nun versuchte der listige Beduine meiner Nationaleitelkeit zu schmeicheln. „Ich besitze gar nichts aus Deinem Lande," sagte er zu mir, „und namentlich weil Deine Flinte aus Frankreich kommt, möchte ich sie gerne haben." Ich stellte mich als ob diese zarte Schmeichelei mich nicht rührte und ließ mich so lange bitten, daß es fast Mitternacht wurde bis ich Hamout verließ und ihm endlich, wie mit großem Bedauern, meine Flinte überließ. Der Beduine war sicher fest überzeugt, daß er von mir nichts hätte erhalten können was in meinen Augen mehr Werth gehabt haben würde.

Ich war nun schon seit mehr als einem Monat wieder in Mokka, als ich den Besuch eines Einwohners von Ambabo, eines zwei Lieue's östlich von Tuschurra liegenden Dorfes erhält. Dieser Mann hatte die Wunden von Yemen am Beine, und, weil ich schon Mehrere von dieser Krankheit kurirt hatte, so kam er, mich zu bitten, sie ebenfalls zu heilen. Ich untersuchte seine Wunde, sie war groß und eingewurzelt. „Es ist wenig Hoffnung vorhanden sie heilen zu können," sagte ich ihm; „überdieß wollen es Deine Landsleute nicht leiden, daß ich zu euch komme und ich da also verzichten muß nach Schoa zu gelangen, so habe ich mich entschlossen, in mein Vaterland zurückzukehren und kann folglich nicht so lange Zeit hier bleiben um Dein Uebel zu kuriren." Mahamet-Cahem, so hieß mein Kranker, erschrocken darüber, mit meinem Weggehen seine Hoffnung auf Wiederherstellung verschwinden zu sehen, beschwor mich mit ihm nach Ambabo zu kommen: „Ich werde Dein ganzes Gepäck im Hause meines Vaters unterbringen," sprach er, „dort ist es in Sicherheit. Bei uns erwartest Du die Rückkehr des Boten ab, den Du an Sahle-Selassi geschickt hast; ich stehe Dir mit meinem Kopfe dafür, daß Dir keine Unannehmlichkeit zustoßen wird. Du weißt wohl, daß der Sultan von Tuschurra keine Gewalt über den Flecken Ambabo hat; auch würde er sich dermalen mehr als je hüten dahin

zu kommen; denn es besteht eine Blutschuld zwischen seinem Stamme und dem unsern." Mahamet machte mir gerade die Anerbietungen, die ich gerne von ihm gehabt hätte: dessen ungeachtet stellte ich mich, als traue ich seinen Behauptungen nicht recht, und that, als wenn ich auf meinem Entschlusse beharren bleiben wollte, nach Frankreich zurückzukehren. Mahamet erbot sich mir nun als Bürgen für seine Versprechungen zwei Kaufleute zu stellen, die in Mokka etablirt waren. Nun schlug ich ein und nahm den Kranken bis zu unserer Abreise nach Ambabo bei mir auf, die in einer Woche erfolgen sollte. Ich fing nun sogleich meine Behandlungen, indem ich die Wunde jeden Tag mit essigsaurem Blei wusch, sie mit schwefelsauerem Alaun einrieb und darauf einen Umschlag von Wachspflaster legte. Nach ganz kurzem Gebrauche schloß sich die Wunde zusehends, und noch vor unserer Abreise war sie in völliger Heilung.

Zwei Umstände hatten mich veranlaßt, die Gelegenheit zu ergreifen, die sich mir durch Mahamet Cahem bot in das Land der Adel zurückzukehren. Erstens nahete sich der Augenblick in dem aller Wahrscheinlichkeit nach der Bote, den ich an Sahle-Salassi gesendet hatte, mir die Antwort des Königs zurückbringen sollte, und zweitens stand die Brigg, auf der ich meine Effekten verborgen hatte, auf dem Punkte unter Segel zu gehen. Ich betrieb daher möglichst rasch meine Vorbereitungen zu meinem Abgang nach Ambabo, und so reiste ich den 1. September mit Mahamet Cahem von Mokka ab. In dem kleinen Hafen von Rahieta, am nördlichen Ufer des rothen Meeres im Lande Adel gelegen, hilten wir an; er ist zwischen zwei erloschene Vulkane eingeschlossen und für kleine Barken ziemlich sicher, große Schiffe vermöchten aber nur schwer und unter Gefahren in denselben einzulaufen. Das Dorf liegt mehrere Lieue's von dem Hafen entfernt. Mahamet wollte durchaus dahin, obgleich ich mir alle Mühe gab ihn zurückzuhalten; es drängte ihn aber seinen Eltern

und Freunden in Nahieta ſeine beinahe geheilte Wunde zu zeigen. Was ich voraus geſehen hatte, geſchah. Des andern Morgens ſah ich ihn auf die Barke zukommen und hinter ihm eine Menge Kranker. Es war in der That wie wenn ein ganzer Spital ſich entleert hätte. Unter dieſem traurigen Trupp befanden ſich blinde, hinkende Leute mit rheumatiſchen Leiden, und wieder andere die an Augenkrankheiten litten; wenn es mir im Geringſten darum zu thun geweſen wäre, ſo hätte ich mir den Anſtrich eines jener Propheten in Juda geben können, denen man, am Eingang in die Städte, Ausſätzige, Gichtbrüchige und Blinde, vorführte. Alle dieſe Unglücklichen verlangten ihre Heilung von mir und boten mir als Belohnung dafür eine Schafheerde an, die ſie mit ſich führten. Die Meiſten wünſchten nur Talismane, andere baten mich ganz einfach, ihnen das zu geben, was ich für ſie am Zuträglichſten halte. Die Blinden riefen mir zu: Wir wiſſen, daß Du mehreren Bewohnern von Tuſchurra wieder zum Geſicht verholfen haſt, die daſſelbe ſchon vor mehreren Jahren verloren haben; es hängt nur von Dir ab, uns den Anblick des Lichtes wieder zu verſchaffen; gieb uns Talisman. — Um mir dieſe armen Leute vom Halſe zu ſchaffen, ſchnitt ich Papier in kleine Vierecke, auf die ich ſchrieb, was mir in den Kopf kam, legte ſie mit einer gewiſſen Ceremonie zuſammen und vertheilte ſie. Denen, welche an Augenkrankheiten litten, gab ich zwei Flaſchen mit einer Auflöſung von eſſigſaurem Zink und zeigte ihnen die Art, mit der ſie ſich derſelben bedienen ſollten. Nun wollen meine Kranke, nachdem ich ihnen ihren Willen gethan, durchaus mich zwingen ihre Schafe anzunehmen; ſie ſagten mir, daß, wenn ich mich weigere, dieß ein Beweis ſei, daß ich ihr Freund nicht ſeye und ich meinen Verordnungen ihre Kraft nicht laſſen wolle. Ich wußte nicht was ich mit ihrer Heerde hätte anfangen ſollen, und ſo wählte ich einen einzigen Hammel, zur Verproviantirung

meiner Barke aus, worauf der Haufe Unheilbarer vom Rahiſta unter Segenswünſchen abzog.

Wir erreichten Ambabo erſt am 6. mit Sonnenuntergang. Ich brachte die Nacht an Bord zu; Mahamet ging allein an's Land. Nach einigen Stunden kam er wieder zurück. „Was bringſt Du mir für eine Nachricht?“ rief ich ihm mit Spannung entgegen, ſobald ich ihn ſah. „Vortreffliche Nachrichten,“ erwiderte er, „mein Vater kommt ſo eben von Schoa; Sahle-Salaſſi hat ihn ſelbſt abgeſchickt um Dich aufzuſuchen,“ weiter erzählte er mir, daß mein Bote auf dem Rückwege nach Tuſchurra ſei. Er hatte drei Briefe für mich, wovon zwei an mich gerichtet waren; der eine vom Könige, der andere von der Königin, und der Dritte war auf Befehl des Königs an den Sultan von Tuſchurra geſchrieben. Sahle-Salaſſi ſagte darin dem Sultan, daß, wenn er es wage meiner Reiſe Schwierigkeiten in den Weg zu legen, er nicht nur alle Einwohner, die ſich gerade in Efat befänden, als Gefange zurückbehalten, ſondern ſie auch in Ketten legen laſſen werde. Ich vermag die Empfindungen nicht zu beſchreiben, die dieſe Nachrichten in mir rege machten. Ich war bereits auf die ſchlimmſten Fälle gefaßt; verzweifelte faſt die Schranken durchbrechen zu können, die ſich fataler Weiſe zwiſchen mich und den Eingang in das Land Abel geſtellt hatte; und nun glaubte ich, die Gefahren und Strapazen gänzlich vergeſſend, die mich auf dem weiten Wege bis in jene Gegend noch erwarteten, mich bereits ſchon in Schoa zu ſehen.

Die ganze Nacht vermochte ich kein Auge zu ſchließen. Den folgenden Morgen ſchiffte ich mich mit allen meinen Effekten aus. Mahamets Vater, Abrahim-Chema, wiederholte mir alles, was mir ſein Sohn den Abend zuvor geſagt hatte. Wie er ſagte, erwarteten mich der König und ſeine Frau, die Königin Bethſabeſch mit Ungeduld. Die Leute aus der Umgebung Sahle-Sa-

lassi's hatten Abrahim-Chema aufgetragen, mir ihre Freundschaft in Erinnerung zu bringen und mich sobald als möglich in ihre Mitte zu führen. Man hatte Donna (den Boten den ich von Tuschurra nach Schoa gesandt hatte) von meiner Ankunft in Schoa in Kenntniß gesetzt, worauf dieser sogleich in das Dorf kam und mir die beiden Briefe von dem Könige und der Königin übergab. Als er mir sie übergab, sagte er, daß Sahle-Salassi ihm anempfohlen habe, mich nicht einen Tag in Tuschurra zu lassen. „Ich bin bereit," erwiderte ich, „und werde den Augenblick abreisen, wenn Du willst."

Ich las die Briefe des Königs und der Königin; Sahle-Salassi, der wußte, daß ich arabisch sprach, hatte Rücksicht darauf genommen, daß sie in dieser Sprache geschrieben wurden — diese Briefe trugen das Siegel des Königs; es ist ein Petschaft das er durch Vermittlung eines Muselmanns aus der Provinz hat stechen lassen; er drückt es auf alle Briefe die er auf arabisch schreibt, weil die Araber die Aechtheit der Briefe nur durch das Siegel anerkennen; dagegen gebraucht er es nie bei Akten, die in der Amharra-Sprache geschrieben sind, weil dieß nach seiner Meinung ein Mangel an Patriotismus wäre, den er dem Vorrang der alten äthiopischen Sprache schulde.

Der Brief des Königs lautete wie folgt:

„Mein lieber Rochet! Meine Zuneigung zu Dir hat während Deiner Abwesenheit nur zugenommen. Komm' schnell zu mir: ich werde Dich wie meinen Sohn lieben. Der Weg nach Tuschurra steht Dir offen; wenn man Dir ihn versperrt, so werden der Sultan und die Einwohner dieser Stadt meine Feinde. Reise sogleich ab, wenn Du meinen Brief empfangen hast und komme in meine Arme

Sahle-Salassi."

Der Brief der Königin ist folgendermaßen abgefaßt:

„Mein lieber Rochet! ich glaubte nicht Dich wieder zu sehen,

denn man hat uns gesagt, Du seyest gestorben. Gott hat aber meine Bitten und die Sahle-Salassi's erhört. Ich hoffe, Du wirst die Gegenstände bei Dir haben, die ich uns zu bringen Dir den Auftrag gegeben habe. Komme bald, damit Du sie mir zeigen kannst.

Bethsabesch."

Das Land der Adel.

Ambabo, ein kleiner Ort am indiſchen Meere, wo ich mit vieler Gaſtfreundlichkeit aufgenommen wurde, kann kaum ein Weiler genannt werden, denn er beſteht aus nicht mehr als fünf bis ſechs elenden Hütten. Uebrigens iſt es leicht möglich, daß dieſer Embryo von einem Dorfe mit der Zeit noch um einige Hütten ſich vergrößert, denn erſt vor Kurzem ſchlugen in der alten Karavanenſtation, die den gleichen Namen Ambabo führt, einige Familien ihren feſten Wohnſitz auf. Als Haltplatz iſt aber Ambabo vortheilhafter als Tuſchurra gelegen, wenn gleich Letzteres näher an der Einfahrt in den Golf liegt; und die Barken aus dieſem Grunde drei Meilen weiter haben, wenn ſie in dieſem Theile des Landes Adel anlegen wollen. Allein dieß iſt auch der einzige Vortheil den Tuſchurra gewährte, wogegen die Umgebung von Ambabo im Vergleiche zu der traurigen Landſchaft bei Tuſchurra entzückend genannt werden kann. Es findet ſich hier doch wenigſtens einiger Pflanzenwuchs, etwas Grünes; auf der Bergkette, die ſich auf einige Meilen vom Meere entfernt hinzieht, befinden ſich mehrere Wäldchen von Mimoſen; die während der Regenzeit von den Bergen herabſtrömenden Waſſer laſſen wenigſtens einige naſſe Stellen an der Küſte zurück, um die ein kräftiger Wiesboden ſich formirt.

Ibrahim Chema, mein Wirth, ist der Gründer der zukünftigen Stadt Ambabo. Sollte je die Sage über die Entstehung derselben ihr poetisches Spiel treiben, so dürfte man bei den Anfängen dieser Stadt Umstände finden, die völlig denen gleichen, wie sie uns bei der Gründung der Städte des ursprünglichen Griechenlands aufstoßen. Ibrahim Chema gehört aber nicht zu demselben Stamme zu dem der größere Theil der Einwohner sich rechnet, nämlich zu dem der Adalis, sondern zu dem der Asubas. Vor wenigen Jahren noch kam es zwischen diesen beiden Stämmen häufig zum Blutvergießen. Die Dankilen verzeihen vergossenes Blut nie. Ein Mord ist der Anfang einer endlosen Reihe von einzelnen Handlungen der Rache; die Verwandte Ermordeter müssen diese rächen und auf diese Art verbreitet sich die Verpflichtung zur Rache von der einzelnen Familie durch den ganzen Stamm. Diese Blutrache kann aber aufhören, wenn entweder der, der die erste Veranlassung gab, als Opfer fällt, oder wenn eine Sühne bezahlt wird, ähnlich der wie sie bei den alten Germanen im Schwunge war. In diesem Falle kommen die beiden Familien über den Blutpreis überein, der in einem gewissen Betrage von Leinwand, Vieh oder Geld besteht, wodurch das Vergehen als gesühnt betrachtet wird und sonach die Rache aufhört. Ibrahim Chema und die Tuschurris scheinen aber einen Vertrag der Art noch nicht zu Stande gebracht zu haben, denn er verließ mit seinem Sohne und ungefähr fünfzehn Männern seines Stammes Tuschurra und baute sich zu Ambabo eine Hütte.

Die Briefe des Königs und der Königin von Schoa hatten meinen Verlegenheiten noch kein Ende gemacht; selbst der Dienst, den ich seinem Sohne erwiesen, hatte mir Ibrahim Chema's Herz nicht völlig zu gewinnen vermocht. Dieß stellte sich klar heraus, als ich mit diesem geizigen Wilden und seinen Landsleuten über den Preis der Kameele zu handeln anfing, die ich zur Beförderung meines Gepäcks nach Schoa nöthig hatte. Selbst in Kairo wird

man nicht einen koptiſchen Wucherer finden, der ſich ſo hinter Ausflüchte und heuchleriſche Vorwände zu verſchanzen verſtände, keinen jüdiſchen Trödler der ſo viele Plackereien zu erfinnen wüßte, mit denen er die Geduld auf die Probe zu ſetzen vermag, wie ein Beduine aus dem Lande Adel, von dem man Kameele zu miethen beabſichtigt. Auf meiner erſten Reiſe hatte ich von Tuſchurra nach Efat neun Talaris für ein Kameel bezahlt; dießmal bot ich zehn. Aber Ibrahim Chema bemerkte mir, daß die Kameele zu ermüdet ſeien, weßhalb er nicht wage, ſie in dieſem Augenblicke den Anſtrengungen einer neuen Reiſe auszuſetzen. Nun bot ich zwölf Talaris. Auf dieſes erwiderte Ibrahim: „wir vermögen niemals ſo viele Kameele aufzutreiben wie Du für Dein Gepäck gebrauchſt; im günſtigſten Falle wird es ſehr lange dauern bis wir ſie beiſammen haben.“ Ich bot noch mehr. „Beim Grabe des Propheten! rief der Beduine aus, wobei er ſeinen langen Zahnſtocher von einer Wurzel in ſeinem ungeheuren Munde hin und her bewegte, ich verſichere Dich, daß unſere Kameele ſich im Innern befinden; jetzt iſt gerade die Jahreszeit in der wir ſie ausruhen laſſen. Sie ſind ſehr abgemagert und weiden gegenwärtig in der Gegend von Aſſa und Mullu.“ Bei meinen häufigen Ausflügen auf die Jagd hatte ich aber in der Nähe von Ambabo Beduinen getroffen, die eine Meile vom Ufer entfernt in den kleinen Mimoſenwäldchen der nahen Berge Dromedare hüteten; deßhalb erklärte ich Ibrahim rund heraus, daß er mich durch ſeine Lügen nicht täuſchen werde und forderte ihn auf, mir mit einem Worte zu ſagen, was er verlange. „Ich weiß dann wenigſtens, ſetzte ich hinzu, was ich zu thun habe, ob ich mit Dir in's Reine kommen kann oder meinen Reiſeplan aufgeben muß.“ Nach vielen vergeblichen Redensarten hin und her verlangte endlich Ibrahim zwanzig Talaris. Ich brauchte zweiundvierzig Kameele; dieß machte alſo eine Summe von 840 Talaris (über 4500 Fr.) aus. Endlich einigten wir uns dorge-

ſtalt, daß ich ihm 600 Talaris (3000 Fr.) baar und den Reſt bei meiner Ankunft in Schoa zahlen ſolle.

Während die Unterhandlungen dauerten und die Vorbereitungen zur Reiſe getroffen wurden, benützte Ibrahim Chema die Zeit ſeiner Anweſenheit in Ambabo dazu, die Trauerfeier zur Erinnerung an den Tod ſeiner Tochter zu begehen. Dieſer Sitte, die den Danakilen vorgeſchrieben iſt, hätte ſich der Beduine herzlich gerne entzogen, denn die Hauptſache bei dem Feſte machten völlig homeriſche Mahle, die er den in Ambabo verſammelten Beduinen jeden Tag geben mußte. Sie koſteten Ibrahim jeden Tag einen Ochſen, und er hätte ſich nicht unglücklicher fühlen können, wenn man ihm ſein reinſtes Herzblut abgezapft hätte. Ich weiß nicht ob der Jammermann ſeine Tochter ebenſo ſehr beklagte, wie den Theil ſeiner Heerde, den er ihr als Hekatombe opfern mußte. Mir kam dieſes Ereigniß ſehr zu ſtatten, denn der alte Geizige wurde dadurch beſtimmt unſere Abreiſe möglichſt zu beſchleunigen. „Wenn wir noch einige Zeit verzögern, ſagte er, ſo bin ich ein ruinirter Mann, ein todter Mann: alle meine Ochſen werden dabei aufgehen. Aber Gott iſt groß! und ich ſchulde dieß meiner Tochter.“ Ich brauche wohl nicht zu verſichern, daß ich kein großes Mitleiden mit dem Schmerze des alten Wucherers fühlte, der mich ſelbſt ſo ſtark übervortheilt hatte; überdieß brachte dieſe Todtenfeier ſo viel Leben nach Ambabo, daß ich dadurch die Langeweile meines unfreiwilligen Aufenthalts leichter ertragen konnte.

Um acht Uhr des Morgens kamen die Männer in einer Hütte, die als Moſchee benützt wurde, zum Gebete zuſammen und murmelten bis um zehn Uhr Sprüche aus dem Koran, um dieſe Stunde wurde ſodann ein erſtes Mahl gehalten, worauf es wieder zum Gebete ging, das bis drei Uhr dauerte und zuletzt wurde wieder gegeſſen bis Sonnenuntergang. Während die Beduinen ihre albernen Gebete herplapperten, ſtellte ich entweder

wiſſenſchaftliche Forſchungen an oder ſah ihren Weibern zu, wie ſie den Durrah zum Brodbacken zwiſchen zwei Steinen zerrieben, oder wie ſie am Ufer die hölzernen Töpfe reinigten, die das einzige Geſchirr der Beduinen ausmachen, oder wie ſie das Eſſen in ungeheuren Keſſeln zubereiteten. Einen großen Theil meiner Zeit verwendete ich auch zu Jagd-Streifereien durch die Umgegend von Amboba. Von dieſen Ausflügen brachte ich ſtets einige Haſen und Haſelhühner zurück, die nicht den ſchlechteſten Theil der Gerichte abgaben. Ibrahim Chema unterließ auch nie, mir zur Eſſenszeit meinen Antheil in einem großen hölzernen Gefäſſe zu ſenden, welches Stücke von gebratenem und gekochtem Fleiſche, nebſt Durrahbrod in einer ſauern und ſtark gewürzten Brühe bunt durcheinander enthielt, bei deren Geruch ſchon dieſe nicht ſehr verwöhnten Luculluſſe lüſtern den Mund ſpitzen.

Unſere Abreiſe war auf den 15. September beſtimmt. Ich war genöthigt, aus meinem Gepäcke viele kleinere Ballen zu machen und Gewicht und Umfang derſelben nach der Stärke der Kameele zu bemeſſen; denn dieſe Thiere ſind in Adel ſchwach und von einer viel kleineren Race als in Aegypten. Man gibt ihnen nie mehr als zwei bis drittehalb Centner zu tragen, auch beladet man ſie auf andere Art als in jenem Lande. In Aegypten nämlich legt man ihnen eine Art von Kiſſen auf den Höcker, damit ſie weniger von der Laſt gedrückt werden; in Adel dagegen erſetzt eine einfache Palmenmatte das Kiſſen. Die Art, wie man die Waaren an den Seiten des Kameels vertheilt, iſt aber ſehr ſinnreich und es gewährt die höchſt maleriſche Gruppirung ein gar ſeltſames Ausſehen. Auf den beiden Höckern des Dromedars, die man zuvor mit Palmbäuſten bedeckt, werden nämlich zwei, ein ein halb Metres lange Pfähle von der Dicke eines Armes dergeſtalt in die Quere und durch Stricke feſt zuſammengebunden aufgelegt, daß ſie einen offenen Winkel bilden, deſſen Schenkel ſich

ein wenig über den Scheitel hinaus verlängern; an dieſen Pfählen werden ſodann mit ſtarken Stricken Säcke, Kiſten und Päcke ſo feſt gemacht, daß beide Reihen einander das Gleichgewicht halten. Die auf dieſe Art befeſtigte und gleichſam an den Höckern angehängte Laſt fällt nun, gleich zwei ſchweren Flügeln an den Seiten des Thieres herab.

Am Morgen des 15. fingen die Beduinen an, nach und nach abzuziehen, zum Vereinigungspunkte für die Karavane war Dululle beſtimmt worden, ein drei Meilen von Ambabo gelegener Punkt, wo ſich drei Brunnen mit grünlichem Waſſer vorfinden. Ibrahim Chema, der die Karavane geordnet hatte und auch ihr Anführer, Ras el Kafilet, wie ſich die Araber ausdrücken, ſein ſollte, konnte erſt gegen Abend Ambabo verlaſſen. Ich blieb bei ihm. Endlich machten auch wir uns, gegen Sonnenuntergang, auf den Weg. Ehe die Einwohner das Dörfchens, die uns auf einige Entfernung geleiteten, ſchieden, beteten ſie zuvor noch einmal mit Ibrahim Chema. Der alte Beduine ſagte, das Geſicht gegen Mekka gewandt, die heiligen Sprüche her, während ſeine Verwandten und Freunde mit unterſchlagenen Beinen um ihn her ſaßen. Nach vollendetem Gebete erhob er ſich und verabſchiedete ſich mit der ganzen Gravität eines ächten Muſelmannes; hierauf traten wir den Weg nach Dululle an, wo wir die Nacht zubrachten.

Den folgenden Tag brach die Karavane erſt eigentlich auf. Unterdeſſen waren noch mehrere andere Beduinen zu uns geſtoßen, ſo daß jetzt die Stärke derſelben auf ſechzig Menſchen und hundertundvierzig Kameele angewachſen war. Von dieſen Thieren waren aber mit Ausnahme der meinigen nur wenige beladen, die andern waren beſtimmt, an den Ufern eines ungefähr zwölf Meilen entfernten Salzſee's Salz aufzunehmen, das man nach Schoa zu bringen beabſichtigte.

Ich habe bereits in dem Berichte über meine erſte Reiſe alle

Etapenplätze aufgeführt, die die Karavanen auf ihrem Wege vom indischen Ocean bis in das Königreich Schoa zu berühren haben; der Zweck dieser Beschreibung ist aber ein anderer als der, den ein rein geographisches Interesse mir vorschreiben würde, welches selbst ein trockenes Namensverzeichniß nicht ausschlösse. Schon die Aufzeichnung des Erlebten während meines Zuges durch das Land Adel erregt mir einen gewissen Nachgeschmack von Ekel und Langeweile, so daß ich gerne so schnell als möglich darüber weggukommen suche. Ohne den Verdacht zu erwecken, als wolle ich durch Uebertreiben der ausgestandenen Strapazen mein Verdienst erhöhen, glaube ich doch, behaupten zu dürfen, daß es wohl wenige Reisen gibt, die den Körper und Geist mehr anstrengen, dabei mit mehr Gefahren verbunden und zugleich einförmiger sind, als die durch die Wüsten des Landes Adel. Der Major Harris, einer der erfahrensten Männer in Reisen in Afrika, theilt ganz vollkommen meine Ansicht, und hat seine Empfindungen dabei in seinem Berichte ganz in derselben Art wie ich laut werden lassen. Als ich denselben später in Schoa traf, vermochte er sein ungemeines Erstaunen nicht zu unterdrücken, als ich ihm erzählte, daß ich ganz allein und zwar zum zweiten Male eine so wenig anziehende Expedition unternommen habe. In anderen Ländern findet man wenigstens durch Naturschönheiten einige Entschädigung für die Gefahren, denen man sich aussetzt, eine Erholung von den Strapazen, die man sich auferlegt, allein hier treibt man sich fast immer in der Wüste umher, und dieß macht den Aufenthalt im Lande Adel so unerträglich.

Das Land Adel, das man, um vom indischen Meer aus Schoa zu erreichen, auf einer Linie von 130 Lieue's zu durchziehen hat, welche zurückzulegen man einen ganzen Monat braucht, ist ein Bergland, das von Nordost gegen Südwest abfällt und das von vulkanischem Ursprunge, über alle Maßen zerrissen und

zerklüftet ist. Nirgends auf der Welt wird man so viele erloschene Krater und solche weit verbreitete Lavamassen finden. Hätten die Alten diese Gegend gekannt, so würden sie gewiß den Schauplatz der Kriege der Titanen gegen die Götter und die feurigen Werkstätten der Cyclopen nicht nach Sicilien verlegt haben. Kein befruchtendes Wasser benetzt die glühend heißen Klüfte dieses durch unterirdische Feuer durchwühlten und durch die tropische Sonne ausgebrannten Bodens. Mit Ausnahme weniger Beispiele findet man hier in der Structur und Gruppirung der Felsenmassen nicht einmal jene bald bizarren, bald majestätischen Formen, die, ob sie mit Schrecken erfüllend oder erhaben sind, doch jenes Gepräge imponirender Größe oder malerischer Originalität besitzen, das Berglandschaften in der Regel eigenthümlich ist. Ueberall herrscht hier nur eine einförmige Mittelmäßigkeit: man sieht fast nichts, als immer wieder Hügel mit nicht sehr steilen Abhängen, langen Rücken, auf denen sich kleine Kegelspitzen erheben, lauter erloschene Mündungen von Vulkanen, aus denen die ungeheueren und dichten Lavalagen entströmt sind. Hiezu denke man sich in Folge geologischer Verhältnisse eine röthliche und düstere Färbung; die Beleuchtung durch die tropische Sonne, welche die Umrisse so scharf abschneidet, und man wird sich einen Begriff von dieser traurigen Landschaft zu machen vermögen, die in ihrer trostlosen Unfruchtbarkeit dem Auge auch nicht einen Gegenstand bietet, auf dem es von diesen ausgedorrten Gegenständen ausruhen könnte.

Hinter Dululle hat man noch einige Zeit den Golf zur Seite, sobald man aber das Meer verläßt, kommt man in einen Engpaß, der sich zwischen zwei Wänden öffnet, die sich senkrecht gleich Mauern erheben. Gegen den Ausgang hin, zu dem man auf einem wenig steilen Wege gelangt, wird der gangbare Pfad schmäler und zieht sich im Zickzack zwischen den Felsen hin. Einige Mimosen hängen hier ihre dürftigen Aeste über den Weg

herein und werden während des Vorübergehens von den Kameelen mit gieriger Haſt entblättert. Sobald man über eine kleine Bergfläche weg iſt, betritt man einen ſteilern und noch beſchwerlichern Engpaß, Baſalt und Granitblöcke verwunden hier jeden Augenblick die Füße der Kameele und der Schmerz, den ſie dabei empfinden, veranlaßt ſie zu einem dumpfen Brüllen. Bald konnten unſere Thiere nur eines hinter dem andern gehen; der Pfad wurde ſo ſteil und die Kameele kletterten ſo mühſam dieſe Felſen hinan, daß ich jeden Augenblick befürchtete, das Thier, hinter dem ich mich befand, in den Abgrund hinabſtürzen zu ſehen. Ich ging deßhalb an die Spitze des Zuges vor und richtig verloren wir auch hier ein Kameel, welches das Bein brach. Unglücklicherweiſe war es gerade das, welches mein Daguerreotyp trug. Die Danakilen tröſteten ſich zwar bald über dieſen Verluſt, indem ſie das gefallene Thier zerlegten und dann verzehrten, aber ich vermißte noch lange mein zerbrochenes Daguerreotyp.

Ohne weitere Unfälle gelangten wir an den Salzſee, den die Danakilen Mel-el-Aſſal nennen und der ihren größten Naturreichthum bildet. Dieſer See, ein außerordentliches geologiſches Phänomen, liegt in einem der traurigſten Diſtricte, die man im Lande Adel findet. Von den Quellen der Gießbäche an, die in ihn fließen, dehnt ſich ſein todtes Gewäſſer in einem runden Becken aus, das einen Umfang von mehreren Meilen hat, und um welches eine fortgeſetzte Kette vulkaniſcher Berge eine traurige Einfaſſung bildet. An den Wänden dieſes Keſſels ſetzt ſich, vermöge der Sonnenhitze, die das Waſſer nun ſchon ſeit Jahrhunderten auspumpt, die natürliche Salzkryſtalliſation ab. Dieſes Mineral faßt die grünliche Oberfläche des See's mit einer weißen Kruſte ein, die einen Kilometer breit und feſt genug iſt, um die Kameele einer Karavane tragen zu können. An dem Rande dieſes zweiten Ufers ſchwimmen große zwölfeckige Salzſtücke, die die kryſtalliſirte Kruſte noch breiter erſcheinen laſſen und ſich zu-

Lezt ganz mit ihr verbinden. Ein weißlicher Streifen von einundfünfzig Fuß Höhe, der die Berge bedeckt, die den See umſchließen, zeigt ohne Zweifel den urſprünglichen Waſſerſpiegel an und gibt einen Begriff von der Ausdünſtung und Kryſtalliſation des Waſſers. Am hellen Tage, unter einem glühenden Himmel, iſt der Anblick dieſes wie todt und bewegungslos daliegenden Meeres, das ſich langſam verdichtet und nach und nach feſt wird, in der That Schauer erregend, und es dürfte ſich nicht leicht ein anderes Gewäſſer finden, das gleich dieſem von allen Schiffen verlaſſen, durch eine vulkaniſche Umwälzung gleichſam gefangen genommen, den ſchwerfälligen Gang des Dromedars zu ertragen hat.

Vermittelſt des Barometers habe ich unterſucht, um wie vieles der Spiegel des Sees tiefer als der des Meeres liegt. Der Unterſchied beträgt 217 Metres, 700 Millimetres. Uebrigens darf man durchaus nicht als Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß eine ſo bedeutend tiefere Lage ganz allein von der Ausdünſtung herrührt; der See iſt offenbar nichts anderes als das äußerſte Ende eines ehemaligen Golfs, der vom Meere getrennt worden iſt und erſt im Laufe der Zeit der Erhebung der Bergmaſſen, die ſich zwiſchen ſeine und des Meeres Ufer ſchoben, ſeine jetzige Geſtalt verdankt. Zum Beweiſe für dieſe Behauptung braucht man nur den Bergrücken zu unterſuchen, der den Raum zwiſchen dem See und dem Meere einnimmt, um ſich vollkommen zu überzeugen, daß dieſe Erhebung ſtattgefunden habe. Ein ehemaliger Vulkan erſtreckt ſich von Norden nach Süden durch dieſen Zwiſchenraum, und von zwei Kratern haben ſich auf den beiden abfallenden Seiten Ströme einer ungleichartigen Lava ergoßen, wovon der eine gegen die Seite des Meeres, der andere gegen die des See's hinfloß. Die Erſchütterung, durch welche ſich dieſer Vulkan und die Berge erhoben, vermochten wohl das Bett des Golfes, der nun ein See wurde, tiefer zu legen und es läßt ſich auf dieſe Weiſe die auf-

fallend diese Lage desselben, im Vergleiche mit dem Meeresspiegel, mit ziemlich vieler Wahrscheinlichkeit erklären.

Die Beduinen von unserer Karavane brauchten zwei Tage, bis sie ihre Kameele mit Salz beladen hatten. Hierauf zogen wir fünf bis sechs Meilen weit in ziemlicher Nähe am See hin, bis wir an das äußerste südliche Ende desselben gelangten; hier öffnete sich ein kleines Thal, in dem wir drei kleine Krater fanden, die durch vier Abhänge von einander getrennt liegen und deren obere Schichten aus poröser Lava bestehen. Diese Abhänge fallen von Osten nach Westen ab und erstrecken sich unter Winkeln von 18°, 16°, 13° und 12° bis an den See.

Unser erster Haltpunkt, nachdem wir das Thal hinter uns hatten, war in der Nähe des salzigen Gewässers von Gongonta und nicht weit von dem Eingange in einen zwischen zwei Berge gekeilten Engpaß, in dem glasartiger, bräunlicher Trachyt, Schieferdiorit und ein poröser und zerrissener Granitgneis in schrägen Schichten auf einander lagern. Die Nähe von Gongonta gab sich uns durch eine zwei bis drei Metres hohe Schieferfläche zu erkennen, welche sich senkrecht über die Straße zieht und von einiger Entfernung für eine durch Menschenhände aufgeführte Mauer gehalten werden könnte.

Beim Eingange in den Paß zeigten mir die Beduinen zwei Gräber, in denen zwei Soldaten von der englischen Expedition liegen, die an dieser Stelle ermordet wurden; nahe dabei ist die Begräbnißstätte eines dritten Opfers, das seine Verwundungen um einige Stunden überlebt hatte. Diese drei Monumente bestehen aus bescheidenen Pyramiden, die man durch Aufeinanderlegen von Steinen errichtete. Um den Beduinen meine Theilnahme an dem Schicksale dieser Unglücklichen zu beweisen, raffte ich einige Steine auf und legte sie andächtig auf diesen traurigen Denkmälern nieder. Man nannte mir den Namen dessen, der diese niederträchtigen Mordthaten verübt hatte; er heißt Homet-

Soboreyto und wohnt nahe bei Ambabo auf dem Berge Gaubba. Einer ſeiner Verwandten, Mohammed Soboreyto, hatte an zwei Engländern, die ſich in Tuſchurra befanden, ein ähnliches Verbrechen ſich zu Schulden kommen laſſen, und dieſer Vorgang reizte Homet zu derſelben That auf, die dadurch, daß dieſe Verbrechen nur in Folge einer Art von teufliſchen Ehrgefühls verübt wurden, nur in einem noch abſcheulicheren Lichte erſcheinen. Andere Beweggründe, die ſonſt den Mördern die Dolche ſpitzen, waren keine vorhanden. Als ich wieder nach Schoa kam, lernte ich dieſe Elenden perſönlich kennen, und der Verlauf der Erzählung wird zeigen, bei welcher Veranlaſſung dieß der Fall war und wie ich mich in Beziehung auf ſie zu benehmen hatte.

Herr Harris hat dieſe bedauernswürdige Epiſode ſeiner Expedition ebenfalls berichtet. Er hatte ſich mit ſeiner Karavane in dem Paſſe von Gorgono gelagert; die Beſchaffenheit des Bodens hatte es aber nicht geſtattet, regelmäßige Anſtalten der Vertheidigung gegen einen nächtlichen Ueberfall anzuordnen. Seine Pferde befanden ſich mitten in der Schlucht; die Soldaten ſeiner europäiſchen Escorte lagerten auf der nördlichen und die Offiziere derſelben auf der ſüdlichen Seite des Bergabhanges. Eine ſtarke Abtheilung von Danakilen war weiter vorgeſchoben und eine europäiſche Schildwache ging an der Fronte des Lagers auf und ab. In dieſer Lagerordnung brachte man die Nacht hin. Die Hitze, die noch in dem Boden ſteckte und ſelbſt nicht einmal durch den leichteſten Luftzug gemildert wurde, machte ſie zwar ſehr drückend, im übrigen aber lief ſie ruhig ab. Am folgenden Abende wurden dieſelben Anſtalten wieder getroffen; der Tag war abermal drückend heiß geweſen. Eine Stunde vor Mitternacht wurde ein heftiger und lange andauernder Stoß des Sirocco mit ſchrillem Pfeifen und ſchauerlichem Geheule in dem Engpaſſe hörbar; zugleich fielen auch einige ſchwere Regentropfen nieder. Hierauf wurde aber Alles wieder ruhig und über der Landſchaft, die in Todes-

ſtille begraben lag, erhob ſich der Mond in ſtrahlendem Glanze. Gegen zwei Uhr wird plötzlich ein wilder Schrei hörbar; Alle erwachen, erheben ſich inſtinctmäßig und ergreifen Gewehre und Waffen in der feſten Erwartung, daß der unſichtbare Feind ſich zeigen werde. Mit Mühe gelingt es dem Major Harris, ſeine Soldaten zu ſammeln, die ſich ungeordnet um die Offiziere vom Stabe gedrängt hatten. Er marſchirt mit ihnen nach der Stelle, von der der Schmerzensſchrei ausgegangen war und dort findet man einen Sergeanten und einen Korporal in ihrem Blute ſchwimmend in den letzten Todeszuckungen liegen. Dem erſtern war die Hauptpulsader durchſchnitten, dem letztern ein Dolch ins Herz geſenkt worden. Neben dieſen beiden Leichnamen krümmte ſich ein bei der Geſandtſchaft angeſtellter Portugieſe, dem der Bauch aufgeſchlitzt war, aus dem die Eingeweide heraus hingen.

In dem Augenblicke, als man den Schreckensruf gehört, hatte man geſehen, wie zwei Schatten ſich in dem Engpaſſe fortſchlichen und in den Windungen des Weges verſchwanden. Die Danakilen, welche ihre Lanzen und Schilde ergriffen hatten, wollten ſich ſogleich zum Verfolgen auf den Weg machen; aber obſchon der Mond hell ſchien, war doch keine Spur der Geſtalten in den Klüften der Felſen zu entdecken, in welche ſie ſich geflüchtet hatten.

Man konnte ſich bald überzeugen, daß dieſer Mord nicht in der Abſicht zu rauben, ſondern nur des Ruhmes wegen begangen worden war, welcher im Lande Adel mit einem Morde verbunden iſt. Wer nämlich einen Menſchen tödtet, erwirbt ſich bei dieſen rohen Völkern den Ruf eines Kriegers, er erlangt dadurch das Vorrecht, ſeine mit Talg beſchmierten Haare mit einer Straußenfeder ſchmücken, eine Armſpange von Kupfer tragen und an ſeinen Waffen Zierrathen von Silber anbringen zu dürfen. Ob er ſeinen Dolch in das Blut eines wehrloſen Reiſenden getaucht oder ſeinen Feind in offenem Kampfe mit ſeinem Speere erlegt hat,

gilt gleichviel, der Ruhm iſt ganz derſelbe. Die Meuchelmörder, welche heimtückiſcherweiſe drei engliſche Soldaten mitten unter ihren Waffenbrüdern umgebracht haben, dürfen ſich etwas darauf herausnehmen und werden ohne Zweifel von ihren Landsleuten als Krieger von ſeltener Unerſchrockenheit betrachtet werden.

Der Anblick der Gräber der engliſchen Soldaten, die Erzählungen der Beduinen über die Art ihres Todes, der faſt ſchon in das Reich der Sage gehörte, machten, daß ich nicht eben die erfreulichſten Betrachtungen über mich ſelbſt und meine Lage anſtellte. Die Engländer waren ihrer dreißig geweſen, und wenn ſchon ihre Truppe nicht groß war, ſo war ſie doch ſo bis an die Zähne bewaffnet, ſo daß ſie es mit einer bedeutenden Anzahl der Kabylen Adels hätte aufnehmen können, und doch hatten die Mörder ſich nicht abſchrecken laſſen. Ich fragte mich daher mit einem gewiſſen peinlichen Gefühle, ob ich wohl für meine Sicherheit das zu erreichen vermöchte, was dreißig Menſchen nicht für drei ihrer Gefährten zu leiſten im Stande geweſen wäre, ich, der mitten in dieſer öden Wüſte allein unter dieſen Wilden ſtand und nur auf ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte mich verlaſſen konnte?

Von Gongonta aus ſchlugen wir unſer nächſtes Lager in Alluli auf, um hier die Beduinen zu erwarten, die ſich länger an dem Salzſee aufgehalten hatten als wir und ſeitdem noch zurückgeblieben waren. Die traurige Kataſtrophe, deren Erinnerungszeichen ich ſo eben erſt geſehen hatte, diente mir als ein fürchterlicher Wink; ich mußte mir ſagen, daß gerade zur Zeit des Haltens, in den Stunden der Ruhe mir die größte Gefahr drohe. Daß meine Unruhe dadurch ſich ſteigerte, iſt wohl leicht erklärlich. So lange ich mich auf dem Marſche befand, fühlte ich, offen geſtanden, durchaus keine Furcht, ich wußte die ſicher treffende Piſtole in meinem Gürtel, und über meine Schulter hing ein Gewehr mit vier Läufen, das ich mir in Paris gekauft hatte und

die Beduinen bedeutend im Respect hielt. Sie hießen es Afrit, den Teufel. Feuerwaffen üben überhaupt eine fast magische Gewalt über sie und dieß wußte ich zu benützen. Sie glauben, man könne aus einem Gewehre so viele Schüsse thun, als man nur wolle, deßhalb hütete ich mich wohl, sie aus diesem Irrthume zu reißen und lud meine Feuerwaffen nie in ihrer Gegenwart. Ebenso glaubten sie, als sie mich mit der Pistole oder dem Gewehre in der Hand Wendungen machen sahen, daß ich dadurch der Kugel einen kreisförmigen Flug zu geben und alle Personen um mich herum zu tödten vermöge; deshalb warfen sie sich sogleich alle zur Erde nieder, sobald ich ihnen sagte, daß ich jetzt losschießen werde. Dabei schrieen sie! Allah il cheitan! Gott! jetzt kommt der Teufel! und blieben zu meinen Füßen liegen, bis ich sie versicherte, daß ich Niemand umbringen wolle. Mein breiter Hut aus grauem Filze flößte ihnen nicht minder eine höchst spaßhafte Furcht ein. Don Quixote hielt ein Barbierbecken für Mambrins Helm; die Beduinen bildeten sich ein, mein Hut sei ein Schild. „Ja," sagte ich zu ihnen, „ich mache ihn an meinem Arme fest, wenn ich angegriffen werde; aber so lange ich nichts zu befürchten habe, bediene ich mich desselben, um meinen Kopf gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Daraus ist zu ersehen, daß es mir am Tage nicht an Mitteln fehlte, mich in Respect zu setzen; allein Nachts schlief die magische Gewalt meiner Waffen mit mir ein, und da ich keine Schildwache zu meinem Schutze besaß, so konnte die Verwegenheit der Beduinen diesen Augenblick leicht zu einem Handstreiche gegen mich benützen. Ich faßte daher den Entschluß, des Nachts selbst meine Schildwache zu machen, nemlich nicht zu schlafen. In dieser Hinsicht theilte ich meine Zeit folgendermaßen ein. In der Regel brechen die Karavanen sehr frühe des Morgens auf und machen erst gegen zwölf oder zwei Uhr des Nachmittags

wieder Halt; dann wird, wenn die Beſchaffenheit des Terrains es erlaubt, aus den abgeladenen Waaren ein Kreis gebildet, in deſſen Mitte man die Kameele ſtellt. Die Beduinen bereiten nun die Mahlzeit, bringen das Gepäck wieder in Ordnung, füttern ihre Thiere oder machen ſich zuſammen und ſchwatzen. Während dieſer Zeit recognoscirte ich zuerſt die Umgegend, die ich zugleich zu geologiſchen Forſchungen benützte und ſtellte ſodann thermometriſche, barometriſche und magnetiſche Beobachtungen an. Nach meiner Rückkehr breitete ich an der Stelle, die ich zu meinem Lager ausgewählt, einen Teppich aus, ſpannte über denſelben eine Palmenmatte, ſo daß dieſe eine Art von Zelt bildete und ſchlief nun, mein Gewehr und meine Piſtolen an der Seite völlig ruhig und ſicher ein, denn ſo lange es Tag und die Karavane vollauf beſchäftigt war, hatte ich nichts zu fürchten. Der Beduine, der die Stelle eines Kochs bei mir verſah, meinen Reis kochte und die Gazellen und Haſelhühner zubereitete, die ich unterwegs ſchoß, hatte den Befehl, mich mit Sonnenuntergang zu erwecken; dann aß ich und brachte die Nacht unter Kaffeetrinken und Rauchen, ſtets wachend zu, während die Beduinen rings um mich her bei ihren Waaren ſchliefen.

Meine erſte Reiſe fiel theilweiſe in die Regenzeit, da mußte ich denn natürlicherweiſe andere Anſtalten für die Nacht treffen. Um dieſe Zeit erheben ſich nämlich alle Abende zwiſchen ſieben und neun Uhr furchtbare Stürme; da ich mich nicht dagegen zu ſchützen wußte, ſo kleidete ich mich aus, um wenigſtens meinen Anzug in Sicherheit zu bringen; hierauf ſuchte ich mir Felsblöcke aus, die ich in einigen Zwiſchenräumen von einander zuſammenwälzte, um den Waſſern der Schlagregen Abfluß zu laſſen. Auf dieſen Steinen richtete ich mein Nachtlager und zwar auf folgende Art her, indem ich ſie mit einer Ochſenhaut bedeckte, die ich mir in Tuſchurra verſchafft hatte; auf dieſes improviſirte Bett

ſtreckte ich mich aus, das zwar nicht ſo heiß wie das von Guatimozin*), aber doch nichts weniger als ein Roſenlager war. Hierauf breitete ich eine zweite Ochſenhaut über mich aus, die aber bald vom Waſſer durch und durch naß wurde. In dieſer nichts weniger als üppigen Lage ließ ich die Güſſe, die mir der Himmel ſandte, über mich wegfließen, während ſich unter mir kleine Ströme an meinem Bette von Stein brachen und tobend weiter floßen. Gewöhnlich dauerte die Qual zwiſchen den beiden Waſſern von oben und unten eine Stunde lang; um neun Uhr war alles vorbei. Die dichten, finſteren Wolken verſchwanden, der tropiſche Himmel zeigte ſich wieder über unſeren Köpfen, ebenſo glänzend und klar als er unerträglich und unbarmherzig den Tag über iſt. Die Luft iſt erfriſcht und gereinigt und auf der Erde, wo die Dunkelheit die traurige Unfruchtbarkeit verbirgt, bilden die felſigen Maſſen einen maleriſchen Contraſt gegen die ſtrahlende Helle des Himmels.

Bis Gaubade, dieß iſt nämlich der Name eines Haltpunktes, wo man zu jeder Zeit Waſſer trifft, begegnete mir kein Unfall. Seit wir Alluli verlaſſen, hatten wir oft Mangel an Waſſer gehabt und ſeitdem einen höchſt abſcheulichen Weg von zwanzig Meilen zurückgelegt; es wurde deshalb beſchloſſen, zwei Tage in Gaubade zu raſten, um den Kameelen genügende Zeit zum Ausruhen zu geben. Den folgenden Morgen, in früher Stunde, nahm ich meine Bouſſole zur Hand und ging in ein Mimoſenwäldchen, das nicht weit von unſerem Lager entfernt war. Aus zwei Gründen entfernte ich mich ſo weit. Einmal ſtört die Nähe des unbe-

*) Kortes, der Eroberer von Mexiko, hatte bekanntlich den gefangenen Kaiſer Guatimozin nebſt einem ſeiner Miniſter auf glühende Kohlen legen laſſen, um von ihnen das Geheimniß herauszupreſſen, wo die kaiſerlichen Schätze verborgen liegen. Als der Miniſter vor Schmerzen jammerte, ſagte der Kaiſer zu ihm: „Liege ich denn auf Roſen?“

Anm. d. Ueberſ.

bedeutendſten eiſernen Gegenſtandes die magnetiſchen Beobachtungen; um nun dieſe ungehindert machen zu können, entfernte ich mich nicht allein von den Beduinen, die ihre Speere niemals weglegen, ſondern nahm auch ſelbſt keine Waffen mit mir, ſodann war es mir auch angenehm, der mißtrauiſchen Neugierde der Danakilen zu entgehen. Wenn es nicht möglich war, ihren Blicken mich zu entziehen, ſo wählte ich meiſtens die Zeit ihres Gebets zu meinen Operationen und machte ihnen weiß, ich ſuche die für dieſe religiöſe Ceremonie vorgeſchriebene Zeit genau mit meinem Inſtrumente herauszubringen; außerdem hätten ſie geglaubt, ich wolle Zaubermittel gegen ſie anwenden. Dießmal ſetzte ich meine Beobachtungen lange fort; ſie nahmen meine Aufmerkſamkeit um ſo mehr in Anſpruch, als die Beſtimmung der perpendikulären Fläche beim magnetiſchen Meridian mir ſtets viele Schwierigkeiten verurſacht hatte und weil ich nun gewahr wurde, daß ich mich dem magnetiſchen Aequator nähere. Mehr als eine Viertelſtunde, ehe ich meine Arbeit beendigt hatte, hörte ich die Beduinen meiner Karavane, die aus voller Kehle nach mir riefen und weil ſie mich nicht ſehen konnten, nicht wußten, wohin ich gerathen ſei. Endlich war ich fertig. Meine Inſtrumente hatte ich bereits wieder in das Käſtchen gepackt und wollte gerade weggehen, als ich die Vögel hinter mir ſchreien höre, ich wende mich um und erblicke einige Beduinen aus dem Stamm Modeito, die leiſe, die Lanze zum Wurfe bereit, heranſchlichen. Wie bereits geſagt, hatte ich, um meine Beobachtungen nicht zu ſtören, keine Waffen mit mir genommen; ich ſetzte daher das Käſtchen mit dem Inſtrumente auf den Boden, wendete mich völlig gegen die Danakilen und ſah ſie, die Arme gekreuzt, feſt an. Sei es nun, daß meine Augen und Stellung ſie abſchreckten oder daß mein Käſtchen ihnen Furcht einflößte, genug, ſie eilten davon und verloren ſich bald im Wäldchen. Als ich in das Lager zurückkam, nahm ich meine Flinte und meine Piſtolen, in der Abſicht ſie zu ver-

folgen, aber ich ſuchte vergeblich nach ihnen, ſie kamen nirgends mehr zum Vorſchein.

Am folgenden Tage machte mir das Oberhaupt des Beduinenſtammes, auf deſſen Gebiet wir uns gerade aufhielten, einen Beſuch. Er heißt Mohammed Ibrahim Loëta, die Beduinen nennen ihn aber Arbaïm. Dieſer Arbaïm Loëta iſt ohne Zweifel der merkwürdigſte Häuptling im Lande Abel, inſofern er ein Mann voll Unerſchrockenheit und Edelmuth iſt, der ſeine Macht ganz allein dem Einfluſſe verdankt, den er durch ſeinen Muth und ſeine Thaten im Kriege ſich erworben hat und die er mit vieler Einſicht ausübt. Nur Ibrahim Loëta verdankt man es, daß eine Verbindung zwiſchen dem Reiche Schoa und dem indiſchen Meere möglich iſt. Während dreier Jahre war ſie durch die Räubereien einzelner Stämme unterbrochen geweſen, als aber Arbaïm ſich an die Spitze ſeines Stamms geſtellt hatte, hatte er den Räubern bald das Handwerk gelegt. Dieſer Häuptling iſt ſehr freigebig und theilt ſeine Reichthümer mit ſeinen Stammesgenoſſen. Schon auf meiner erſten Reiſe hatte ich ihn kennen gelernt; er erinnerte ſich meiner Perſon und als er erfuhr, daß ich wieder im Lande ſei, ſuchte er mich auf und brachte mir zwei Schafe und einen Eſel, der mit Milch beladen war. Als er mir dieſe Geſchenke übergab; bemerkte er, daß er die meinigen nicht vergeſſen habe, die ich ihm bei der Rückkehr von meiner erſten Reiſe in Tuſchurra gemacht hatte. Ich hatte ihn damals in jenem Dorfe getroffen und obſchon es die Sitte nicht erforderte, ihm außerhalb des Gebietes des Stammes Debenet, dem er vorſtand, ein Geſchenk zu machen, hatte ich ihm doch einen abyſſiniſchen Taub (ein Stück Baumwollenzeug, aus dem die Danakilen ihre Kleider verfertigen), etwas Tabak und ein Dolchmeſſer verehrt. Dieſe Freigebigkeit hatte Loëta außerordentlich gefreut, und auch dießmal war er nicht weniger erfreut, denn ich zeigte mich nicht minder freigebig gegen ihn. Ich ſchenkte ihm nämlich Tabak, Meſſingdraht, zum Um-

wickeln des Schaftes ſeines Speers, Raſirmeſſer, einen arabiſchen Dolch und für ſeine Frau Glaswaaren, kleine Spiegel und ein Stück blauen Zeug. Ein Gegenſtand ſetzte ihn namentlich in Erſtaunen: Dieß war ein Taub, der in einer franzöſiſchen Manufaktur gemacht worden war. Arbaïm konnte die Feinheit des Gewebes, die Manchfaltigkeit der glänzenden Farben nicht genug bewundern und mir für das reiche Geſchenk danken.

Loëta erhebt ſein Verſtand über die albernen Vorurtheile ſeiner Landsleute. In dem Augenblicke, als er in das Lager kam, ſtellte ich gerade Beobachtungen über die geographiſche Breite an. Die Beduinen, die mein Auge und meinen Sextanten gegen die Sonne gerichtet ſahen, glaubten erſchrocken, ich treibe Zauberkünſte und ſtehe im Begriffe, Joſua's Wunder zu erneuern. „Er will die Sonne in ihrem Laufe aufhalten," ſagten ſie und es erhob ſich ein dumpfes Murren gegen mich. Loëta verachtete zwar den Grund deſſelben, bat mich aber dennoch, ich möchte aus Klugheit von meinen Beobachtungen abſtehen. — Unſere gegenſeitige Zufriedenheit war ſo groß, daß er mich drei Meilen weit über Gaubabe hinaus begleitete; wenn ich es zugelaſſen hätte, würde er ſogar noch weiter mit mir gezogen ſein, ich bat ihn aber dringend umzukehren.

Den 9. Oktober erreichten wir die Station Omar Guluf, die eilf Meilen von Gaubabe entfernt liegt. In einer Entfernung von einigen hundert Schritten von dem Platze, an dem wir unſer Lager aufzuſchlagen beabſichtigten, lagerte bereits ein Stamm. Es war ſchon ziemlich ſpät in der Nacht, ich wachte, nach meiner Gewohnheit noch rauchend, wobei ich mit einer Art Vergnügen auf das ferne Rollen des Donners horchte und mit einer gewiſſen Ungeduld das Ausbrechen des Sturmes erwartete, denn ſeit meinem Abgange von Ambabo hatte es nicht mehr geregnet. Während ich ſo nach den immer ſtärker werdenden Donnerſchlägen das Herannahen des Gewitters berechnete, erblickte ich bei dem

plötzlichen Leuchten eines Blitzes sechs dunkele Gestalten nahe bei den umherliegenden Kameelen. Es folgten mehrere Blitze auf einander und so war ich im Stande zu beobachten, wie diese Gestalten immer näher schlichen, wobei sie sich bald auf den Boden legten und dann wieder weiter krochen. Sie waren Somalis, die wahrscheinlich aus dem Grunde kamen, um zwei Somalis aus einem andern Stamme umzubringen, denn sie schlichen gerade nach dem Orte hin, wo diese lagen. Durch das Geräusch, das sie machten, erwachte einer derselben; ehe er aber noch einen Angstschrei auszustoßen im Stande war, hatte ich bereits eine meiner Pistolen in die Luft abgeschossen. Auf den Schuß erhoben sich alle Kameele und stampften mit ihren Hufen auf den felsigen Boden. Die Meuchelmörder ergriffen die Flucht und da sie nun keiner Vorsicht mehr bedurften, um die Leute der Karavane nicht aufzuwecken, so stießen sie im Davoneilen die noch schlafenden Danakilen mit ihren Füßen. Bald hatten sich sämmtliche Beduinen aufgerafft, langten nach Schilden und Speeren und fragten schreiend, von welcher Seite Gefahr drohe. Während dieser Zeit war das Unwetter immer näher gekommen und der Donner rollte in heftigen Schlägen. Menschen und Thiere rannten unordentlich durch einander und diese Verwirrung vergrößerte noch die Angst. Endlich glückte es mir, meine Nachbarn zu beruhigen, und als sich endlich der größte Schrecken gelegt hatte, sahen alle nach ihren Waaren. Mehrere Gegenstände, nämlich vier Stücke blaue Leinwand, sechs Speere, vier Schilde und zwei Dolchmesser waren gestohlen worden.

Dieser Diebstahl ging den Beduinen sehr zu Herzen. Man rathschlagte. Ohne allen Zweifel war die Dieberei durch Leute von dem Stamme Aschemali verübt worden, die wir den vorhergehenden Abend in unserer Nachbarschaft hatte gelagert gesehen. Man entschied sich deshalb dafür diesen Stamm sogleich darüber

zur Rechenſchaft zu ziehen. Unſere Beduinen wurden durch die Anfeuerungen eines Kriegers, mit Namen Abdoëta noch mehr erhitzt, während der Anführer unſerer Karavane, Ibrahim Chema, wie ein ächter Feigling, ſich zitternd unter ſeinem Kameele verſteckte, ſtellte ſich Abdoëta an die Spitze derſelben, wobei er ſein Panterfell über die Schultern werfend, ſeine Lanze ſchwang und ſeine Kameraden ermunterte. Unſere Beduinen ſchwangen nun ebenfalls ihre Speere und ließen das Kriegsgeſchrei ertönen. Zur Beſchützung des Lagers wurde eine Wache zurückgelaſſen, zu der ſich Ibrahim Chema geſellte, und dann rückten wir raſch, aber möglichſt ſtill, in zwei Reihen gegen die Aſchemalis vor. Die Entfernung bis zu dieſen betrug ungefähr zehn Minuten. Als wir ihr Lager auf etwa hundert Schritte erreicht hatten ließen mehrere derſelben den Alarmruf ertönen. Wir machten auf dieſes hin Halt und ſtellten uns in Schlachtordnung auf. In einem Augenblicke waren unſere Feinde aus ihren tragbaren Hütten heraus und ſtellten ſich uns gegenüber, in überlegener Zahl auf. Während wir uns nun gegenſeitig mit Blicken maßen, trat ein alter Mann mit weißem Barte und kahlem Kopfe aus den Reihen der Aſchemalis heraus. Er war ihr Häuptling und hieß Arbaim Amadu? Er trat fünf Schritte gegen uns vor, blieb dann ſtehen, und wartete ſo, ohne ein Wort zu ſprechen, bis auch einer aus unſeren Reihen die fünf Schritte vorgehe, die noch zwiſchen ihm und uns lagen, und ihm die Veranlaſſung unſeres bewaffneten Beſuchs mittheile. Abdoëta und ich verſtanden ſeine Abſicht; wir gingen ihm daher entgegen und reichten ihm als Zeichen unſerer Freundſchaft die Hand. Nach vielen Ceremonien nahm endlich Abdoëta das Wort, und warf in kräftigen Ausdrücken dem Greiſe den Mordanſchlag vor, den einige Somalis gegen Leute unſerer Karavane beabſichtigt hätten; auf gleiche Weiſe beſchwerte er ſich gegen den Diebſtahl, welchen man uns verübt habe; drückte ſchließlich unſere Ueberzeugung aus,

daß die Dieberei von Leuten ſeines Stammes begangen worden ſei, und erklärte, daß wir deßhalb gekommen ſeien, um die Rückgabe der geſtohlenen Gegenſtände zu verlangen. Arbaim hörte Abdoëta ruhig und ohne ihn zu unterbrechen an. Seine Antwort lautete ſehr friedfertig. „Ich bedauere, ſagte er, daß Leute aus einem fremden Stamme die Abſicht hatten, Leute von euerer Karavane umzubringen. Hätte ich ihren Anſchlag gekannt ſo wäre ich ſelbſt zu euerem Schutze erſchienen. Was aber die geſtohlenen Gegenſtände anbelangt, ſo verſpreche ich bei meinem Haupte, auch dieſe zurückzugeben, wenn anders die Thäter aus meinem Stamme ſind.“ Zugleich bat er, wir möchten erſt den Morgen abwarten, ehe wir einen feindlichen Entſchluß faßten. Wir willigten in ſeinen Vorſchlag und traten den Rückmarſch in unſer Lager an, auf dem ein in Strömen herabgießender Regen uns geleitete.

Kaum fing der Tag zu grauen an, als auch ſchon Arbaim Amadu den Rath ſeines Stammes auf einem nahen Hügel verſammelte. Ich wohnte ihrer Berathung bei, und es war wohl der Mühe werth die Sache in der Nähe mit anzuſehen. Die Aſchemalis ſchloſſen einen Kreis, in dem ſie alle mit großem Ernſte und gekreuzten Beinen auf ihren Fersen herumkauerten. An ihrem linken Arm hatten ſie den Schild hängen und in der rechten Hand hilten ſie ihre Speere ſenkrecht aufgerichtet. Hierauf nahm der Neſtor der Truppe, der alte und weiſe Arbrahim das Wort. Er beklagte ſich nun darüber, daß an einer Karavane, die auf das Gebiet der Aſchemalis gekommen ſei und folglich ſich unter deren Schutz befinde, ein Diebſtahl begangen worden ſei? Hierauf wandte er ſich an ſeinen Nachbar zur linken Hand und machte ihm Vorwürfe, als ob dieſer der Urheber des Verbrechens geweſen wäre; zugleich drang er in ihn die geſtohlenen Sachen wieder herzugeben, bemühte ſich Angſt und

Gewiſſensbiſſe in ihm zu erwecken, indem er ihm bemerklich machte, welchen Widerwärtigkeiten und Gefahren er den Stamm ausſetze, wenn er darauf beſtehen bleibe die Beute zu behalten, und fragte ihn endlich ſchließlich wo er zu der Stunde, in der der Diebſtahl begangen worden ſei, geweſen ſei. Der Nachbar zur linken Hand hatte Arbaim mit einer unerſchütterlichen Ruhe zugehört; ſtatt aber dem Kahlkopfe zu antworten, machte auch er eine halbe Wendung links und hielt nun ſeinem Nachbar eine ähnliche Rede wie er ſie ſo eben zu hören bekommen hatte. Auf dieſe Art lief die Anklage bei allen im Kreiſe kauernden Beduinen herum, wobei ſie je nach der Rednergabe des Einzelnen mit mehr oder weniger Energie vorgebracht wurde. Je mehr es der Sprechenden wurden, um ſo mehr nahm die Scene an Lebendigkeit zu. Die Fragen folgten ſich mit ſteigernder Schnelligkeit; am Ende ſchrieen und geſtikulirten alle durch einander, indem die Schuldigen von allen Seiten aufgefordert wurden ſich zu nennen. Hätte man nach der Bewegung mit Schilden und Lanzen ſchließen wollen, welche das Geſchrei begleiteten, ſo hätte man glauben können der Schluß der Berathung möchte tragiſcher Art werden. Allein ſoweit kam es nicht. Einer der Thäter, den offenbar Gewiſſensbiſſe trieben und den das Geſchrei ſeiner Kameraden außer Faſſung gebracht hatten, geſtand ſein Vergehen ein; er hatte ein Stück blaue Leinwand entwendet. Zugleich gab er auch einen ſeiner Mitſchuldigen an; dieſer machte einen dritten nahmhaft, welcher hierauf einen vierten und ſofort bis zum letzten der Bande angab. Vor Allem befahl nun Arbrahim die entwendeten Gegenſtände zurück zu erſtatten; hierauf verurtheilte er jeden der Diebe zur Buße von einem Ochſen, die ſogleich geſchlachtet, gebraten und von den Leuten der Karavane und ſeines Stammes gemeinſchaftlich gegeſſen werden ſollten. Die Ochſen wurden ſogleich herbeigeholt und fielen dem nun wieder hergeſtellten Frieden als Opfer. So beendigte der Streit ein Feſt, un-

ter deſſen Vorbereitungen die Beduinen den Schrecken, den ſie vergangene Nacht ausgeſtanden hatten, vergaßen. Alle hatten mit vollen Händen zu thun; die einen hieben die Ochſen in Stücke, die anderen trugen dürres Holz herbei, und wieder andere ſuchten große Steine, auf welchen die einzelnen Fleiſchſtücke gebraten werden ſollten. Ich hatte bei dieſer allgemeinen Rührigkeit das Geſchäft übernommen, mit meinem Feuerzeuge von einer Feuerſtelle zur andern zu eilen, und das Holz überall anzuzünden.

Am zwölften Oktober brachen wir wieder auf und hatten nun keine weiteren Verdrießlichkeiten mehr bis zu unſerem Eintreffen in Kilalu, ſo hieß der nächſte Stationspunkt, der fünfzehn Meilen von Omar Guluf entfernt lag. Hier erfuhren wir aber eine nicht ſehr erfreuliche Nachricht. Beduinen, die wir daſelbſt trafen, ſagten uns nämlich, daß auf dem ganzen Wege von Kilalu bis nach Klein-Maro kein Tropfen Waſſer zu treffen ſei, d. h. daß wir vier und zwanzig Meilen zurücklegen und ſomit mehrere Tage bei einer ſengenden Hitze ohne Waſſer ſeyn müßten. Ferner erzählten uns die Beduinen, daß die engliſche Expedition genöthigt geweſen ſei ſich acht Tage in Klein-Maro aufzuhalten und daß ſie während dieſer Zeit durch mehrere Häuptlinge beunruhigt worden ſei. Vergebens habe Major Harris verſucht ſie durch Geſchenke zu gewinnen, er habe ſich aber nicht eher von ihnen befreien und ſich ſelbſt freien Weg verſchaffen können, bis er eine Kanone unter ſie habe abfeuern laſſen. Auf dieſen fürchterlichen Knall, den die Beduinen zum erſtenmal gehört, ſeien ſie erſchreckt entflohen.

Wir hielten uns einen Tag in Kilalu auf, um die Kameele ausruhen und ſo viel ſie nur wollten trinken zu laſſen. Das Flüßchen Kilalu, das erſte das man auf dieſem Wege trifft, hatte in dieſem Zeitpunkte ſeinen höchſten Waſſerſtand erreicht. Nachdem wir unſere Schläuche gefüllt hatten, machten wir uns

Abends um ſechs Uhr wieder auf den Weg, marſchirten der unerträglichen Hitze wegen die Nacht hindurch, und benützten den Tag zum Ausruhen. Erſt am Morgen des vierten Tages erreichten wir Klein-Maro.

Einen Anblick, wie er jetzt ſich mir an dieſem Orte darbot, hatte ich freilich nicht erwartet, denn während meines ganzen Aufenthalts im Lande Abel hatte ich kein ſo belebtes und zugleich ſo trauriges Schauſpiel geſehen. Das Waſſer, das man hier vorfindet, bildet nämlich ein ungeheueres Becken von einer halben Meile Umfang, das man aber eher eine Pfütze nennen könnte in der ſich alles Regenwaſſer ſammelt was aus den benachbarten Thälern abläuft. Als wir ankamen, ließen gerade mehrere hundert Abels, die aus einem Umkreis von acht Meilen hier verſammelt waren, ihre zahlreichen Heerden trinken und verſahen ſich zugleich ſelbſt mit Waſſer. Ich ſchätzte wohl an fünfzigtauſend Stücke Vieh die hier beiſammen ſein mochten: ein lärmendes Untereinander von Kameelen, Ochſen, Schafen und Ziegen. Die armſeligen Thiere gingen in die kaum anderthalb Fuß tiefe Pfütze hinein. Auch die Weiber der Beduinen kamen herbei und zankten ſich um dieſes ſchlammige, grünliche, fauligte Waſſer, das vollends durch das Hineinlaufen der Thiere und deren Auswurf verunreinigt wurde. Die Beduinen zankten ſich ſchreiend, geſticulirend und mit geſchwungener Lanze, um ihre Thiere zuerſt in die verpeſtete Schwemme zu bringen. Dabei nahm das Waſſer durch dieſen ungeheuern Verbrauch und die fortwährende Verdünſtung ſo raſch ab, daß die Herzen dieſer wilden Menſchen davon mit Verzweiflung erfüllt wurden. Mitten in dem Sumpfe ſtehen einige Bäume voll des friſcheſten grünen Laubes, die von prächtigen gefiederten Vögeln bewohnt ſind; dieſe vermiſchten hin und her flatternd ihren ſeltſamen Geſang mit dem Geſchrei der Beduinen, gleichſam als wenn ſie Theil an dem Streite derſelben hätten nehmen wollen.

Auf diesem Platze besuchte mich der habgierigste Häuptling, im Lande Abel; er beherrscht den Stamm Debenet und heißt Uaris Agaio. Der Grund warum er kam war unschwer zu errathen; er wollte nämlich einige Geschenke von mir herausschlagen. Ich wollte ihm zwei Stücke Baumwollenzeug geben; Agaio besah sie lange und fand sie außerordentlich schön, gab sie mir aber trotzdem wieder zurück. „Ich brauche Talaris, sagte er zu mir; die Engländer haben mir für die Erlaubniß, durch mein Land ziehen zu dürfen, hundert bezahlt. Von dir verlange ich eben so viele.“ — Du sollst nicht nur kein Geld von mir bekommen, sondern ich schenke Dir jetzt selbst die Baumwollenzeuge nicht, die Du mir zurückgegeben hast. Versuche es nur meiner Weiterreise Schwierigkeiten in den Weg zu legen, ich werde mir schon weiter zu helfen wissen.“ Ohne ein Wort zu erwidern entfernte sich hierauf der Ras.

Als er weg war rief ich die Leute meiner Karavane zusammen theilte ihnen die unverschämten Forderungen des Uaris Agaio mit und machte ihnen deutlich daß ich durch Nichteingehen auf dieselben eben so gut in ihrem als in meinem eigenen Interesse gehandelt habe. „Wir dürfen den Ras, die den ganzen Raum zwischen Tuschurra und Esat bewohnen nie einräumen, daß sie Mißbräuche der Art einführen. Wenn ihr sie bei ihren übertriebenen Forderungen unterstützt, so strafet ihr euch am Ende selbst damit, und früher oder später wird der Schaden auf euch selbst zurückfallen. Die Europäer werden es nicht mehr wagen mit Schoa Handel zu treiben und euch werden dadurch alle die Vortheile entgehen, welche euch der Transport ihrer Waaren gewährt.“ Diese Gründe erschienen ihnen triftig und sie lobten einstimmig mein Benehmen. „Wenn der Ras wieder kommt, so gib ihm nichts, nicht einmal den Taub“ sagten sie, nöthigenfalls werden wir ihn mit Gewalt abtreiben.

Mit Tagesanbruch beluden die Beduinen am folgenden Mor-

gen ihre Kameele wieder. Eben als die Karavane ſich in Bewegung ſetzte ſahen wir den Agaio, dießmal aber gänzlich umgeſtimmt, herbeieilen. Er kam nun um mir ein Geſchenk zu machen, indem er ein mit Milch beladenes Kameel mit ſich brachte. Ich nahm dieſe Gabe mit großem Vergnügen an und vertheilte die Milch unter meine Begleiter. Unterdeſſen unterhielt ſich Agaio mit dem Anführer der Karavane. Ohne Zweifel gab ihm Ibrahim Chema den Rath nicht weiter auf ſeine Geldforderungen zurückzukommen, denn als ich ihm ſeine leeren Gefäße zurückgab, erſuchte er mich um die Baumwollenzeuge. Ich ſtellte mich, als wenn ich ihm durch Ueberlaſſung derſelben eine außerordentliche Gunſt erwieſe, und ſo ſchieden wir ſo ziemlich als gute Freunde.

An demſelben Tage noch machten wir zu Groß-Maro Halt. Hier hatte ein vulcaniſcher Ausbruch ein natürliches Becken gebildet, das die Regenzeit mit Waſſer füllt, wodurch ein kleiner See entſtand, ſo daß die Stämme aus der Nachbarſchaft von einer Regenzeit zur andern hinreichend Waſſer für ſich und ihre Heerden finden. Aus dieſem Grunde trifft man auch ſtets Beduinen von allen Seiten her. Für den Geologen bietet die Beſchaffenheit des Bodens viel Merkwürdiges. Man ſtößt auf eine Menge erloſchener Vulcane, von denen der höchſte Ayalu heißt zwei Meilen nördlicher liegt und beinahe ſo hoch und von faſt gleicher Beſchaffenheit wie der Veſuv iſt. In der Nähe deſſelben ſteht noch ein anderer, Habida genannt, deſſen häufige Ausbrüche ſein Zuſammenſinken veranlaßt haben. Die Beduinen verſicherten mich, daß am Fuße dieſes Berges ſich Ruinen vorfinden, die wohl einen Beſuch verdienten; ſie ſollen aus Ueberreſten cyklopiſcher Gebäude beſtehen, deren Grundmauern aus ungeheueren gehauenen Steinen aufgeführt ſeyen, und von derſelben Art ſollen auch einige dabei befindliche Ciſternen ſeyn. Man nannte mir noch zwei weitere Vulcane, in nicht großer Entfernung von den

vorhergehenden befindlich, die Maudda und Komeh hießen und von welchen der Letztere nur einen Krater bilden aus dem eine ungeheuere Masse Eisenerz haltiger Lava fließe, die auf dem Boden eine geschlossene Oberfläche gebildet habe. Unglücklicher Weise wäre es mit zu vielen Gefahren verbunden gewesen sich in diese Berge zu wagen, die einer nähern Untersuchung wohl werth wären, denn sie gehören den Modeitos oder Hassan-Maras, die für das wildeste Volk im Lande des Adels gelten. Den darauf folgenden Tag schlugen wir in Borduda, im Gebiete des Stammes Takahileh unser Lager auf, wo mehrere Häuptlinge unsere Ankunft erwarteten. Das Gerücht, daß ich dem Agato ein Stück Zeug geschenkt habe hatte sie angelockt, und alle wollten nun ebenso Geschenke haben. Omar Bata, der Häuptling der Takahiden machte mir zuerst mit ein paar Ochsen und einem bedeutenden Quantum Milch ein Geschenk; ich gab ihm dafür drei Stücke Baumwollenzeug, zwei Stücke blaue Leinwand, mehrere kleine Spiegel, Messer, Scheren und etwas Tabak. Ein Geschenk der Art machte für Omar Bata ein kleines Vermögen aus, deshalb hütete er sich auch den anderen Häuptlingen ein Wort davon zu sagen. Dessen ungeachtet gab ich aber doch jedem derselben ein Stück Baumwollenzeug, wofür sie mir ihre Dankbarkeit noch lange durch Zeichen an den Tag legten. Als ich Borouda verließ, wollten mehrere dieser Häuptlinge mich geleiten; da ich aber ihre Begleitung nicht bedurfte, so dankte ich ihnen dafür. Sie verließen hierauf die Karavane mit der Versicherung, daß sie meine Freigebigkeit nicht sobald vergessen würden.

Nun nahten wir uns den Gränzen des Landes Abel, und waren nur noch drei Tagereisen vom Hawasch, dem großen Flusse entfernt, welcher von Südwest nach Nordost das Reich Schoa durchströmt und seine äußerste Gränze gegen das Land Abel ausmacht. Bald, nachdem wir über die letzten Hügel der vulcanischen Region weg waren, in der mehr Lava aufgehäuft

iſt, als ich in den Umgebungen der Vulcane Italiens und Sici-
lens zuſammen ſah, erreichten wir eine Ebene, die im üppig-
ſten Grün prangte, und welche die Beduinen zu einem der reich-
ſten Gefilde der Welt umzuverwandeln vermöchten, wenn ſie
nicht in ihrer unverbeſſerlichen Faulheit an dem indolenten und
nomadiſchen Leben feſthilten. Schoa zeigte ſich am fernen
Horizonte und gerade vor uns lag die hohe Bergkette, welche die
Hochebene von Schoa einrahmt, und zeichnete ſich in blauen Lin-
den an dem tiefen Azur des Himmels ab. Nach einer Reiſe von
vier Wochen ſie zu ſehen, hieß ſo viel als ſie erreicht zu haben;
allein je mehr wir uns ihr näherten um ſo mehr vergrößerte ſich
meine Ungeduld. Ich fühlte jene fieberhafte Aufregung die uns
in dem Augenblick ergreift in dem wir im Begriffe ſind in den
Beſitz deſſen zu gelangen, wonach wir lange geſtrebt haben.
Als ich nur noch vier Stunden von dem Hawaſch entfernt war,
ſetzte ich mich auf mein Maulthier und eilte der Karavane voran,
um zuerſt die Ufer dieſes Fluſſes zu erreichen. Nur ein Einwoh-
ner von Tuſchurra begleitete mich.

Wir waren ziemlich weit gekommen, als ich deutliche Spu-
ren von Elephantentritten gewahr wurde. Ich machte meinen
Begleiter darauf aufmerkſam, der ſodann abſtieg um ſie mehr in
der Nähe zu prüfen; denn wenn die Beduinen Spuren von Men-
ſchen oder Thieren ſehen, ſo vermögen ſie mit einer ans Wun-
derbare gränzenden Sicherheit anzugeben, wie lange ſie ſchon
gemacht worden ſind. Mein Beduine behauptete, daß dieſe Spu-
ren von dieſem Morgen da ſeien, und daß wir den Elephanten
ohne Zweifel an den Ufern des Fluſſes treffen würden, wohin
er um des Trinkens willen gegangen ſei. Sowohl mein Gewehr
wie meine Piſtolen waren mit Kugeln geladen; ich ſetzte friſche
Zündhütchen auf und wir ſetzten unſern Weg weiter, ſtets der
Fährte folgend, fort. Mein Geführte hatte ſich nicht getäuſcht,
denn wir erblickten den Elephanten in der Nähe des Fluſſes. Er

war von ungeheuerer Größe und Dicke und fraß, den Rücken gegen uns gekehret, die Knospen eines Bäumchens ab, die er vorsichtig mit seinem Rüssel abbrach. Auf eine Entfernung von fünfzig Schritten stieg ich ab, übergab mein Maulthier dem Tuschurri, der seinerseits es für klüger erachtete sitzen zu bleiben, und schlich mich dann so leise als möglich an das Thier heran. Meine Absicht war, dem Thiere eine Kugel ins Ohr zu jagen, wenn es mich nahe genug an sich herankommen lassen würde. Ich war auch nur noch etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt, als mein Tuschurri feigerweise die Maulthiere umwandte um, sobald Gefahr sich zeigte, den Augenblick zur Flucht bereit zu sein. Sei es nun, daß der Elephant die Bewegung, die die Maulthiere machten, oder daß er mich hörte, genug, er wandte sich um, und zu gleicher Zeit jagte auch der Tuschurri spornstreichs davon, indem er mein Maulthier ebenfalls mit sich fortnahm. Glücklicherweise wurde auch der Elephant entweder durch das Geräusch, welches dadurch entstand, oder durch meinen Anblick erschreckt, und entfloh eiligst mit aufgehobenem Rüssel und Schweif. Um ihn zu noch größerer Eile anzutreiben, schickte ich ihm zwei Kugeln nach: er machte zwei ungeheure Sprünge und bald war er mir aus dem Gesicht. Als der Tuschurri meine zwei Schüsse hörte, wandte er in der Ueberzeugung, daß ich den Elephanten getödtet habe, wieder um. Er fragte mich, wo er denn gefallen sei. „Nicht weit von hier, antwortete ich ihm," und führte ihn zugleich an die Stelle, wo das Thier die zwei ungeheueren Sprünge gemacht hatte. Wir bemerkten in der That Blutspuren daselbst. Der Beduine sagte nun in zuversichtlichem Tone zu mir; „er ist todt," und jagte sogleich im Galopp davon, um unserer Karavane meine vermeintliche That zu berichten. Dießmal ließ er aber mein Maulthier da, das ich ruhig bestieg und nach dem Flusse zuritt, um dort auf die Karavane zu warten. Meine Ueberraschung war nicht gering, als

ich mit einem Mal fünfzig Beduinen außer Athem herbei eilen ſah, die mich umringten und einen wilden Geſang anſtimmten, in dem ſie mich den Krieger der Krieger, und den Helden unter den Jägern nannten. Dieſe Muſik begleiteten ſie mit Fußſtampfen, Sprüngen und Verdrehungen des Körpers, ſo daß ſie bald von Schweiß trieften. Nachdem ſie ſich heiſer geſchrieen und müde geſtampft hatten, verlangten ſie nach dem Platze geführt zu werden, wo der Elephant liege. Ich ſchützte meine Müdigkeit vor; doch ſagte ich ihnen, daß derjenige, von dem ſie die Nachricht gehört haben, ſie auch dahin führen könne. Nun zogen ſie aus, mit meinem feigen Tuſchurri an der Spitze, um den Elephanten aufzuſuchen, und kehrten erſt gegen Mitternacht wieder zurück, ohne daß ſie ihn aber weder todt noch lebend gefunden hätten.*)

Der Waſſerſtand des Hawaſch, war gerade ſehr groß, ſo daß wir zum Uebergange über denſelben mehrere Tage brauchten. Die Waaren ſchaffte man auf Flößen von einem Ufer auf das andere. Dieſe Flöße wurden an lange Seile befeſtigt, die an beiden Ufern angebunden waren und auf dieſe Art die Fahrzeuge in der Richtung erhilten. Zugleich ſchwammen immer einige Männer neben ihnen her, theils aus dem Grunde um ihren Gang zu beſchleunigen, theils um ſie beim Anlanden auf der andern Seite ſogleich abzuladen, während wieder andere die Thiere über den Fluß hinüberbeförderten. Alle waren dabei in Thätigkeit und die ganze Arbeit wurde mit größter Unverdroſſenheit zu Stande gebracht, ohne daß ein Unfall dabei zu beklagen geweſen wäre. Ich maß inzwiſchen die Höhe des Hawaſch mit dem Barometer.

*) Die Danakilen und Abyſſinier halten es für einen ſo großen Ruhm einen Elephanten zu tödten, daß ſie den Krieger, der ſo glücklich war eine ſolche That auszuführen, einem ſolchen gleich ſtellen, der vierzig Menſchen im Krieg erſchlagen hat.

Der Hawasch entspringt mehr als hundert Lieu's von da im Süden; er fließt von Süden nach Nordwest und ergießt sich in den See Aussa, sein Lauf ist sehr rasch, die Breite seines Bettes zwischen 58 und 60 Metres. Während der Regenzeit tritt er aus seinen Ufern und überschwemmt eine große Strecke Landes; diese Ufer deckt eine reiche Vegetation und herrliche Bäume. In dieser reichen Natur vergaß ich endlich die Eindrücke der Wüste und den Geist des Todes, der über ihr schwebt. Die Wälder, die der Hawasch bespült wimmeln von Löwen, Leoparden, Panthern, Elephanten, Flußpferden, Zebra's, Antilopen, Damhirschen, Gazellen und tausend Vögeln vom glänzendsten Gefieder.

Als ich auf meiner ersten Reise an diesen Fluß kam machten wir sogleich Anstalten um über denselben zu setzen; wir construirten kleine Flöße aus dürren Baumästen, die viereckig zusammengefügt wurden, unter denselben brachten wir Schläuche an, die zuvor aufgeblasen wurden, so daß sie hoch über dem Wasser schwammen und wir folglich unser Gepäck darauf legen konnten ohne zu riskiren, daß es naß würde. Hierauf wurden zuerst die Waaren der Karavane übergeschifft, dann kam es an die Frauen, die nicht schwimmen konnten. Es war nicht leicht sie an das andere Ufer zu bringen; die Beduinen aber, die sich nicht leicht in Verlegenheit setzen lassen, wußten auch dieses Problem glücklich zu lösen. Um sie über dem Wasser zu halten, befestigte man ihnen unter beiden Armen einen aufgeblasenen Schlauch, band ihnen ein Seil um den Gürtel, das wir uns um den Leib schlangen, so daß wir sie wie Schiffe am Schlepptau hatten. Unter diesem herrlichen Himmel, zwischen diesen grünen Ufern, bildeten diese Frauen, deren üppige entblößte Busen über den Wellen schwammen, deren glänzende geflochtene Haare die Wasser furchten, und welche sich wie spielend denen überließen, die sie fortbewegten, ein Gemälde voll Poesie. Mit ein wenig mythologi-

ſcher Phantaſie konnte man ſie für Nymphen halten, welche Faunen aus den benachbarten Wäldern entführten.

Sobald man den Fluß paſſirt hat, zieht man entlang einiger kleinen Seen, Leado genannt, hin, in denen ſich viele Krokodile und Hippopotame vorfinden. Ich hoffte mehrere derſelben tödten zu können, aber der Waſſerſtand in dieſen Seen war durch die letzten Ueberſchwemmungen des Hawaſch ſo angewachſen, daß den Amphibien nicht beizukommen war. Auf einige Hippopotame feuerte ich aus weiter Entfernung einige Schüſſe ab, ohne daß ich eines getroffen hätte, als ſie ihre ungeheueren Schnauzen aus dem Waſſer hervorſtreckten, die man aber nur mit Mühe zu unterſcheiden im Stande war. Ohne Zweifel hätte ich dieſe erfolgloſe Jagd fortgeſetzt, wenn nicht einige Beduinen mich aufgeſucht hätten. Sie kamen voll Schrecken herbeigeeilt um mir zu melden, daß die Leute unſerer Karavane auf dem Punkte ſtehen mit Beduinen vom Stamme Gindoſo handgemein zu werden, weil letztere ſie plündern wollten. Bei dieſer Nachricht eilte ich ſogleich auf den Kampfplatz. Von beiden Seiten war indeſſen noch nichts Weiteres geſchehen als daß ſich beide Abtheilungen einander gegenüber in Schlachtordnung aufgeſtellt hatten und beleidigende Herausforderungen zuſchrieen, die gewöhnlich die Einleitung zum Kampfe in dieſen Gegenden bilden. Als ich das Schlachtfeld erreichte, ſchoß ich eine Piſtole in die Luft ab und in demſelben Augenblicke warfen ſich beide Haufen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen voll Angſt auf den Boden. Ich konnte nicht umhin laut aufzulachen, als ich ſah wie ich vermittelſt meiner Piſtolen die Wildheit und den Muth einiger hundert Beduinen zu bezähmen im Stande war. Ich rief den Leuten der Karavane zu ſie möchten aufſtehen, und ihr Beiſpiel ahmten auch die Beduinen nach. Als ſie aber von ihrem erſten Schrecken wieder etwas zu ſich gekommen waren, fingen ſie auf's Neue an Drohungen gegen uns auszuſtoßen, doch brachte ein zweiter

Schuß wieder dieſelbe Wirkung hervor, wie der erſte. Nach einigen Minuten ſtanden ſie wieder auf, und hielten ſich zwar ruhig und unbeweglich, ohne aber Miene zu machen ſich zurückzuziehen. Nun feuerte ich alle vier Läufe meiner Flinte hinter einander ab, und zwar ſtets in die Luft. Jetzt hielten ſie nicht länger mehr Stand, ſondern entflohen ſo raſch als ihre Beine ſie zu tragen vermochten. Nachdem ſie aus unſerem Geſichtskreiſe waren, theilte man mir den Grund ihres Angriffs mit. Ein Anverwandter Abdoeta's, des erſten Kriegers unſerer Karavane, hatte früher einmal einen Beduinen aus dieſem Stamme erſchlagen; als nun dieſe Wilden hörten, daß ein Verwandter des Mörders ihrem Gebiete ſich nähere, beſchloſſen ſie ſich an ihm zu rächen. Ibrahim Chema hatte in ſeiner gewohnten feigen Weiſe, bei'm Anfange des Kampfes ſich in einem Walde in der Nähe verborgen, ſobald aber die Gefahr vorüber war, kam er ganz ſachte herangeſchlichen, in der Hoffnung man habe ſeine Flucht nicht bemerkt. Obdoeta hatte ihn aber geſehen; er trat daher auf ihn zu und redete ihn verachtungsvoll mit folgenden Worten an: „Du biſt ein Neghis (feiger Menſch), ich bedurfte übrigens zu meiner Vertheidigung Deiner nicht. Rochet und ich waren ſtark genug um dieſe Räuberbande zu verjagen. Hätten wir Alle es wie Du gemacht, wo befänden ſich jetzt dein Sattel und deine Kameele? Dieß war unſer letztes Abenteuer in der Wüſte. Wir wandten uns jetzt von den Ufern des Hawaſch ab, und nach vier Tagen befanden wir uns an der adminiſtrativen Gränze von Schoa, in Denemali.

Denemali iſt nämlich das Zollthor des Königreichs von Sahle Sallaſſi, hier werden die Waaren der Karavane, die aus dem Lande Adel kommen unterſucht, und es müſſen dieſelben einen Zoll von einem Zehentheil aller Gegenſtände die ſie mit ſich führen, ſelbſt von den Talaris bezahlen. Wir hielten uns zwei Tage in Denemali auf, und am 30. Oktober, alſo volle andert-

halb Monate, seitdem ich Ambabo verlassen hatte, erreichte ich Farreh; das erste Dorf in der Provinz Efat.

Hier war eigentlich meine Reise mit den Adels beendigt, denn nun löste sich die Karavane auf und ich trennte mich von meinen Reisegenossen. Es versteht sich wohl von selbst, daß dieser Abschied mein Herz nicht zu tief ergriff. Bei dieser Veranlassung kann ich es nicht unterlassen eines Vorfalls zu gedenken, der die gesellgen Verhältnisse dieser Wilden klar beleuchtet.

Unter den Frauen, welche mit der Karavane reisten, war auch eine junge Beduinin, mit Namen Nesiz, die ihren Bruder nach Schoa begleitete. Hier sollte sie einen Danakilen finden mit dem sie bereits verlobt war und den sie getroffener Verabredung gemäß heirathen sollte. Die Frauen genießen im Lande Adel zwar ziemlich viele Freiheit, dagegen haben sie sich um so weniger der Aufmerksamkeit und rücksichtsvollen Behandlung der Männer zu erfreuen. Wenn man den Maßstab europäischer Sitten anlegen wollte, so zeigte sich hier das Verhältniß zwischen Mann und Frau in umgekehrten Verhältnissen. Die härtesten Arbeiten werden nämlich den Frauen aufgebürdet, während die Männer die sitzenden Beschäftigungen sich zugeeignet haben, und so fallen unter andern die Nähgeschäfte ausschließlich in ihren Wirkungskreis. Es war daher nichts Auffallendes, daß Mohammed Solleh, der Bruder der Nesiz, seiner Schwester die Sorge übertrug seine zwei schlechtesten Kameele zu führen. Diese Thiere waren so widerspenstig und machten der Nesiz so viele Mühe, daß mir die Lage des armen Mädchens wirklich zu Herzen gieng. Eines Tages hielt ich mich gerade zu der Nachwache — zu dieser mußte sich Nesiz fast immer gesellen — als wir uns in einem der schwierigsten Engpässe befanden, die man auf dem Wege von Omar Guluf nach Kilalu trifft. Eines der Kameele der jungen Beduinin stürzte nieder, ihre Landsleute zogen aber an ihr vorüber, ohne daß es auch nur einem eingefallen wäre ihr Hülfe

leiſten zu wollen. Ich legte mein Gewehr auf den Boden und half ihr das Thier wieder aufrichten. Den folgenden Tag fiel das Kameel wieder; ich wollte ihr wieder behülflich ſein, ſie ſah mich über mit zornigen Blicken an und ſagte: „Komm nicht in meine Nähe, du haſt den böſen Blick auf meine Kameele geworfen.“ Ich ließ mich aber nicht abhalten und brachte das Thier glücklich wieder auf die Beine. In den Augen der Neſiz rechtfertigte aber dieſer Erfolg mich im geringſten nicht, ſondern ſie rief, als ich mich näherte: „Jah! Jah! debio! el Ferenghi! (ſieh', ſieh', da iſt der Franke ſchon wieder!) ich glaube er trägt die Schuld, daß meine Kameele nicht mehr geben wollen? Ich ſuchte ihr ihr abergläubiſches Mißtrauen zu benehmen, allein dieß gelang mir erſt nach einigen Tagen; da endlich ſah ſie ein daß ich ihre Mühen erleichtern und keineswegs deren neue ihr verurſachen wollte. „Ich ſehe nun, ſagte ſie, daß deine Macht ſich ſogar über die Thiere erſtreckt, Du biſt alſo nicht zu befürchten, wie meine Landsleute behaupten, da die Thiere Deiner Stimme gehorchen!“ Von dieſem Augenblicke an wurde ſie weniger ſcheu. Ich ſchenkte ihr nun einige Glaswaaren, wodurch der Neid ihrer Geſährtinen nicht wenig erregt wurde, als ſie ihnen dieſelben zeigte, und von nun an ſah ſie mich nicht mehr als ihren Feind an. Als wir den Hawaſch überſetzt hatten fiel noch einmal eines ihrer Kameele vor Erſchöpfung zu Boden und die Leute der Karavane ließen ſie mit grauſamer Gleichgültigkeit zurück. Ich kam ihr wieder zu Hülfe, „Du würdeſt beſſer thun, ſagte ſie zu mir mein Kameel hier zu laſſen, ich käme um ſo ſpäter zu meinem Bräutigam und vielleicht auch gar nicht.“ Ich bemühte mich ſie zu tröſten. „Siehſt Du, antwortete ſie mir, wenn Du mich heirathen wollteſt, Du biſt ein Krieger gleich meinem Bruder, ſo wären wir die Angeſehenſten im ganzen Stamme.“ Die Regung der Menſchlichkeit, die ſich in meinem Mitleiden für die Mühſeligkeiten der Neſiz ausſprach,

gieng aber nicht so weit, daß ich gewünscht hätte der Chaetas dieser schwarzen Atala zu werden. Ich entgegnete ihr also: „Frage Deinen Bruder, ob er seine Zustimmung zu dieser Heirath giebt.“ Ich wußte wohl, daß diese Antwort mich jeder Verlegenheit enthob, indem die Sitten der Danakilen es Mohammed Solleh nicht erlaubt hätten, seine Schwester einem andern Manne als ihrem Bräutigam zu geben. Nesi war ganz trostlos darüber, daß sie ihren Bruder nicht zu erweichen vermochte. „Wenn Du in mein Land zurückkommen wirst, sagte sie mir beim Abschiede in Farreh, so werde ich verheirathet sein; Du wirst aber sehen daß ich Dich nicht vergessen habe.“

Mohammed Abogaz, der Befehlshaber der Provinz Efat, stattete mir in Farreh einen Besuch ab. Er stellte mir so viele Männer, als ich zur Fortschaffung meines Gepäckes brauchte, zur Verfügung. Ich nahm deren neunhundert und ließ sie etwas früher, als ich selbst, nach Angolola abgehen, wo sich Sahle-Sallassi damals aufhielt. Etwas später reiste ich in Gesellschaft des Mohammed Abogaz ebenfalls nach dieser Stadt ab. Dieser traurige Statthalter, der sich das ganze Jahr hindurch in Hydromel betrinkt, wollte sich in Gontschir, wo seine Wohnung liegt, etwas verweilen, dort übernahm er sich aber so sehr, daß wir zwei Tage dadurch verloren. Unterdessen hatte der König, dem meine Ankunft bereits mitgetheilt worden war, voll Ungeduld mich zu sehen, mir zwei Couriere entgegengeschickt. Ich bestieg nun das Pferd des einen derselben, und ritt, nur in Begleitung eines Führers, im Galopp davon nach Angolola.

Schoa.

Es ist schwer sich einen rascheren Uebergang, einen schöneren Contrast zu denken, als wenn man aus dem Lande Abel Schoa erreicht. Diese gänzliche Verschiedenheit der landschaftlichen Scenerie erscheint fast wunderbar. Die Temperatur, die Gestaltung des Bodens, ja selbst das Aeussere der Menschen, finden sich in der Entfernung weniger Meilen auf ein Mal vollkommen umgewandelt. Am Fuße der Gebirge, die die reichen Hochebenen von Schoa bilden, befindet man sich wenigstens 1000 Metres über dem Wasserspiegel des indischen Oceans; der höchste Gipfel der in den steil abfallenden Terrassen allmählich sich erhebenden Gebirgskette ist der Mehiali, der eine Höhe von 3178 Metres über der Meeresfläche erreicht, während die unter ihm liegende Hochebene noch mehr als 2500 Metres hoch liegt. Man begreift die vielfachen Veränderungen, welche sich auf einer so ungeheuern Höhe zeigen, die auf den engen Raum von fünfzehn Stunden zusammengerückt ist. Dieser Berg wird auf Wegen erstiegen, die jeden Augenblick durch Felsen versperrt sind, und in tausendfachen Windungen sich hart an den Rändern der fürchterlichsten Abgründe hinziehen, und ohne die wunderbare Gewandtheit der abyssinischen Maulthiere wäre es unmöglich diese Schwierigkeiten

zu überwinden. Den Mehtali erreicht man eigentlich durch Ersteigen von Stufen; denn sobald man einen Abhang glücklich hinter sich hat, stößt man wieder auf ein kleines Plateau, auf welchen sich wieder ein steiler Hügel thürmt. Man geht auf balsamisch duftenden Fußsteigen, die mit fortwährend blühenden Jasminhecken eingefaßt sind; und jeden Augenblick entführen schnell und geräuschvoll überstürzende Bäche das klare Gebirgs-Wasser, das sich an den Hemmnissen, das es auf seinem Wege trifft, in zahllosen Cascaden bricht. Ueberall, sowohl an den Abhängen, wie auf den Gipfeln der Hügel wird der üppigste Pflanzenwuchs durch eine sorgfältige Cultur gepflegt. An den Abhängen findet man grüne Oasen, die zerrissene Felsen umgeben. auf den Plattformen aber zeigt sich der Anbau in großen Quadraten, die symmetrisch vertheilt und durch lebendige Hecken eingefaßt sind. In dieser Zeit stand noch Alles in der schönsten Blüthe: Korn, Bohnen, Erbsen und Baumwolle. Die Durrah-Felder fingen bereits an gelb zu werden; weil die Zeit der Reife nahte, so bogen sich die hohen Halme, zwischen denen der größte Mann unsichtbar geworden wäre, ein wenig unter der Last ihrer Köpfe, die, von einem leichten Winde bewegt, sanften Silberwellen glichen, zwischen denen scharlachrothe, blau oder schwarz gefleckte Kardinale, gleich kleinen Feuerwölkchen sich hin und her bewegten.

Meistens sind die Hügel mit Hütten in malerischen Gruppen gekrönt. Die Wohnungen der Abyssinier sind zirkelrund, und besitzen ein großes, kegelförmiges Dach, und da sie gewöhnlich in dichtem grünem Laubwerk versteckt liegen, so sieht man nur dieses Dach, das einer chinesischen Mandarinenmütze gleicht, mit dürren Pflanzen bedeckt ist, auf dem als Zierath ein irdenes Gefäß sitzt, durch das der Rauch aus dem Innern der Hütte abgeleitet wird. Wenn man an diesen Wohnungen vorübergeht, so findet man die Weiber meistens damit beschäftigt, das Korn, die Gerste oder das Durrah auf einer steinernen Bank zu Mehl zu reiben,

wie man es den Tag über nöthig hat. Die Frauen der Amharras entheben den Reisenden der Mühe, sie an ihrem häuslichen Herde aufzusuchen. Trifft man eine Gruppe von Akazien, so darf man zu jeder Zeit des Tages fest darauf zählen, eine Abyssinierin zu finden, die hier umgeben von ihren Kindern im Schatten spinnt. In der Provinz Efat, die ich durchzog, und wo es viele Muselmänner gibt, erkennt man die christlichen Frauen an ihrer Kleidung; sie haben kurze, lockige Haare und tragen eine lange weiße Tunika, die am Halse geschlossen ist, bis zu den Füßen hinabfällt, lange Aermel hat und mit einem Stricke um den Leib befestigt ist. Die muselmännischen Frauen aber tragen Tuniken von dunkelrother Farbe, lassen ihre Haare wachsen, und flechten sie in Zöpfe, die sie über den Rücken hinabhängen lassen; die einen wie die anderen tragen aber als Hauptschmuck silberne Ohrbehänge, welche fast Johannisbeerträubchen gleichen, und der kupferfarbigen Haut, an der sie sich anschmiegen, einen erhöhten Glanz verleihen. Die Stille, die an diesen Orten herrscht und die ruhige klare Luft erlauben den abyssinischen Weibern, daß sie des Morgens von einem Hügel zum andern sich mit einander unterhalten, und man kann öfter hören wie sie mit freundschaftlicher Stimme gegenseitig Fragen des Wohlwollens an einander richten. Wenn ein Abyssinier gerade auf einem Stück Feld arbeitet an dem man vorüber passirt, so kommt er, durch den Klang der Glocken der Maulthiere angelockt, neugierig an den Weg gelaufen und grüßt mit Herzlichkeit. Einen seltsamen Anblick, zumal wenn man zum Erstenmal diese Gegenden besucht, gewährt die Erscheinung eines berittenen Amharra auf dem Gipfel eines Hügels, dessen Pferd die faltigen nur bis zum Knie reichenden Beinkleider fast ganz bedecken, mit dem krummen Säbel in dem breiten weißen Gürtel, und mit seinen entblößten, kupferfarbenen Armen und Händen Schild,

Lanze und die gelben, grünen und rothen Zügel ſeines Maulthieres haltend.

Ich traf auf meinem Wege ganz ſonderbare Reiſende; nämlich die Männer, die mein Gepäck trugen und vorausgegangen waren. Sie waren in kleinen Trupps abgetheilt, die ſich wechſelſeitig ablöſten, und je nach dem Gewicht und dem Umfang der Gegenſtände, die ſie trugen mehr oder minder raſch vorwärts ſchritten. Nachdem ich ſie eingeholt hatte, ließ ich ſie auch bald hinter mir zurück, während mir noch lange ihr Geſchrei nachtönte. Ayto-Rochet (Herr Rochet) gehe nicht ſo raſch, laß' uns Zeit, mit Dir in Angolola einzuziehen. Ich kam in einer Entfernung von anderhalb Stunden an Angebar vorbei, ohne daß ich mich aber dort aufgehalten hätte. Ehe ich den öſtlichen Abhang des Berges Mehtatite verließ, weidete ich mich noch einige Augenblicke an dem Anblick des herrlichen Panorama, das unter mir ausgebreitet lag. Das Auge konnte in eine Entfernung von mehr als vierzig Stunden ſchweifen und verlor ſich dann in der unendlichen Wüſte. Ich verfolgte den Lauf des Hawaſch und ſeiner Umgebungen, wie er ſich um den Fuß des ungeheuern Gebirges wand; er erſchien nur als eine Linie in dem wilden Grün der weiten Ebenen von Mullu, die man immer wieder nach Zwiſchenräumen unter den blendenden Sonnenſtrahlen gleich den glänzenden Ringen einer großen Schlange ſchimmern ſah, die ſich in einem Walde von hohem Graſe fortbewegt. Auf der Spitze des Mehtatite erſchwert die reine Luft das Athmen ſehr, und obgleich man hier nur neun Grade vom Aequator entfernt iſt, ſo läßt doch die Friſche der Temperatur die Höhe erkennen, in der man ſich befindet. Auf der weſtlichen Seite fällt das Gebirge nur in ſanften Wölbungen und nicht ſehr ſteilen Abhängen ab; auch hier herrſcht ein üppiger Pflanzenwuchs, nur trifft man keinen Durrah, weil die Temperatur für dieſes Getraide nicht mehr warm genug iſt.

Von der Spitze des Mehkatile bis nach Angolola, wo ich den König Sahle-Salassi besuchen wollte, sind es etwa sechs bis sieben Stunden, und ich war nun noch zwei bis drei Stunden von dem Ziele meiner Reise entfernt, als ich zwei junge Abyssinier, Begnet und Thirse begegnete, die während meines ersten Aufenthalts in Schoa meine Diener gewesen waren. Sie hatten erfahren, daß ich kommen werde und eilten mir nun entgegen, damit ich sie wieder in meine Dienste nähme. Der kleine Begnet umschlang meine Füße, hieß mich auf alle mögliche Art willkommen und wünschte sich selbst zu meiner glücklichen Wiederkehr Glück. Ebenso traf ich zwei Couriere, die mir der König entgegenschickte, um meine Ankunft zu beschleunigen; ich war aber nicht weniger ungeduldig wie er. Endlich um fünf Uhr erreichte ich Angolola, nachdem ich Farri drittehalb Tage zuvor verlassen hatte.

Die Städte des Königreichs Schoa zeichnen sich durch nichts aus, als daß sie eine größere Menge von Hütten enthalten, deren Bauart sich aber in gar nichts vor derjenigen unterscheidet, welche ich so eben beschrieben habe. Angolola ist noch eine ganz junge Stadt, denn sie wurde erst durch Sahle-Salassi gegründet, welcher den Gallas näher sein wollte, die er jedes Jahr bekriegt. Sie zählt daher bis jetzt nur eine unbedeutende Zahl von Hütten, denen wegen der Kriege derzeit sogar noch jene Fülle von dichtem Laubwerk fehlt, das den einzigen Schmuck der abyssinischen Häuser ausmacht. Ihre Lage ist aber sehr günstig, am Zusammenflusse zweier Ströme, von denen einer, der Tschia-Tschia, sehr bedeutend ist. Die Stadt ist auf zwei Anhöhen gelegen; die ausgedehntere hat der König ausschließlich für sich vorbehalten, indem er für seine Person und seine Officiere, die ihn nie verlassen, fünfzig Hütten erbauen und mit einer Ringmauer einfassen ließ. Dorthin begab ich mich auch sogleich nach meiner Ankunft in Angolola.

Nachdem ich durch die Reihe Palliſaden gekommen war, durch die ſich Sahle-Salaſſi gegen einen jähen Ueberfall geſchützt glaubt, gelangte ich in einen erſten, mit Amharras ausgefüllten Hof, der wie die erſte Umſchließung, auch gegen innen mit einer Reihe Paliſſaden abgeſperrt war. Eine ziemlich dicke Mauer, von etwa acht Fuß Höhe, auf der noch eine Reihe Pfähle angebracht ſind, die von gleicher Höhe und mit Zweigen durchflochten ſind, bildet dieſe Befeſtigung. Ich ſchritt mitten durch mehrere Gruppen Neugieriger in den erſten Hof, öffnete ſodann ein Thor, das in den zweiten führte, in welchem ſich die höheren Officiere befanden, und der durch eine ähnliche Mauer wie der erſte geſchloſſen war. Erſt als ich in dritten Hof kam traf ich Sahle-Salaſſi.

Am Ende dieſes Hofes zeigt ſich eine von dem König ausſchließlich zu feierlichen Empfängen errichtete große Hütte, die ſich in ihrer Bauart von den meiſten übrigen, wie ſie in Abyſſinien üblich ſind, dadurch unterſcheidet, daß ſie zwei Stockwerke hat. Eine niedere Thüre zu ebener Erde bezeichnet das Erdgeſchoß, das zum Stall benützt wird. Ueber dieſer Thüre befindet ſich eine zweite, und dieſe führt in den erſten Stock zu Sahle-Salaſſi's Wohnung, in die man vermittelſt mehrer Stufen, die eine Freitreppe bilden, gelangt. Unter dieſer Thüre, auf dem Corridor, der rings die Hütte umgibt, befand ſich der König. Sahle-Salaſſi iſt ein Mann von über fünfzig Jahren und kupferfarbener Haut, mit einem Geſichte, das einen edlen, geiſtreichen und wohlwollenden Charakter ausſpricht, deſſen Ausdruck der Verluſt eines Auges keinen Eintrag gethan hat. Er trägt wie alle Abyſſinier den Kopf unbedeckt und künſtlich gelockte Haare. In dem Augenblick, in dem ich vor ihm erſchien, ſaß er auf einem ledernen Kiſſen, das mit einer carmeſinrothen Sammetdecke überzogen war, und hatte ſein goldenes Kreuz an einer Schnur von blauer Seide um den Hals hängen. Sein in

mehreren Farben bestickten Tuch hatte er malerisch um sich drapirt, und ließ auf seiner Brust eine Weste von indischem Goldbrokat und an seinen Faustgelenken zwei dicke Armspangen von massivem Golde erblicken. Als ich nahe genug gekommen war, reichte er mir mit lachender Miene die Hand; ich aber, ohne mich nach dem Landesgebrauch zu richten, der vorschreibt, daß man nur knieend mit dem König sprechen darf, umarmte ihn herzlich und setzte mich darauf ohne weitere Ceremonie neben ihn auf das Kissen nieder. „Guten Tag Rochet, sagte er nun zu mir, guten Tag, mein Freund! guten Tag, mein Sohn! Du hast die Gefahr durch Deinen Muth besiegt. Ich war um Deinetwillen sehr oft in Unruhe. Haben Dir die Danakilen Leid zugefügt? Ich hatte an alle Könige geschrieben; wenn sie dich beschädigt hätten, so würde ich Dich vollkommen gerächt haben." Und nun stellte er eine Menge Fragen über den Verlauf meiner Reise an mich, und entließ mich erst als er bemerkte, daß Müdigkeit, die durch meine angestrengte Reise hervorgebracht war, mich zu überwältigen drohe. Er hatte für mich eine Hütte in Bereitschaft setzen lassen, die schon während meiner ersten Anwesenheit hier zu meiner Wohnung gedient, und ich traf daselbst einen reichlich mit gebackenem Fleisch, gekochten Gemüse und Meth besetzten Tisch. Während ich meinen Hunger an den aufgestellten Gerichten befriedigte wurde das Innere meiner Hütte durch eine Art von Fackeln erhellt, die aus dicken, in Leinwand getränkten Rollen gefertigt waren und welche mehrere Männer in den Händen hielten. Die Kerzen waren ebenso mangelhaft wie die Fackeln. Nachdem ich gegessen hatte legte ich mich auf einer mit Stoffen aus Baumwolle bedeckten Matratze zur Ruhe, und schlief bald mit jenem unaussprachlichen Behagen ein, das jeden Reisende in der Nacht nach seiner Ankunft am Zielpunkte seines Strebens empfindet.

Am folgenden Tage glaubte aber Sahle-Sellassi, nachdem

er den Abend zuvor ſeine Neugierde dem Wohlwollen für mich untergeordnet hatte, ſich ohne Anſtand entſchädigen zu dürfen, und ließ mich in früher Stunde zu ſich rufen. Dießmal empfing er mich im Innern der Hütte, wo eine Kohlpfanne ſtand, deren Nähe einen behaglichen Kontraſt zu der friſchen Temperatur abgab. Sobald ich mich geſetzt hatte, fragte er mich, ob der Brief, den er mir für den König der Franzoſen mitgegeben habe, ſich einer guten Aufnahme zu erfreuen gehabt habe, ob ich ſeine Aufträge alle beſorgt und ihm gute Arzneimittel mitgebracht habe. Ich erwiderte ihm, daß der König der Franzoſen ſeinen Brief mit großem Vergnügen angenommen habe und daß der beſte Beweis hiefür die Geſchenke ſeyen, die ich ihm zu übergeben den Auftrag habe. Nun befragte er mich über die verſchiedenen Gegenſtände, welche ich ihm überbringe, und ſeine Neugierde verdoppelte ſich als er ſie in den Hof hereintragen ſah. Es wurde aber Abend bis ſie alle beiſammen waren, und da es nun zu ſpät war um ſie alle auszupacken, ſo bat ich den König mir zu erlauben mich zurückziehen zu dürfen, um alle die Päcke ordnen und ihm am folgenden Tage über alles den vollſtändigſten Aufſchluß geben zu können.

Sahle-Salaſſi antwortete, er genehmige, daß ich mich wegbegebe; aber ehe ich ihn verließ, ergriff er meine Hand und führte ſie zu einer ſeiner Schultern und einem ſeiner Schenkel, wobei er ſagte: daß er an dieſen Stellen von Zeit zu Zeit heftige Schmerzen empfinde. Der arme König machte mir dadurch deutlich, daß er temporär an Rheumatismus zu leiden habe. „Haſt du mir kein Mittel mitgebracht, das dieſes Uebel zu heilen vermöchte?“ fragte er. Dieſe Worte erweckten einen Gedanken in mir, der vielleicht ziemlich komiſch erſcheinen mag, auf den ich mir aber in dieſem Augenblick nicht wenig einbildete. Als ich nemlich Paris verließ hatte ich zuvor ein Verſprechen geleiſtet, das ich Willens war zu halten. Einer unſerer erſten Naturfor-

scher, Herr Duverdoy, Professor am Collège de France, hatte mich gebeten, ihm von meiner abenteuerlichen Reise den Fötus von einem Flußpferde mitzubringen, und seitdem ich das Königreich Schoa betreten, hatte mich der Gedanke an die Ausführung dieses Wunsches stets beschäftigt. Bei dieser Veranlassung nun glaubte ich ein unfehlbares Mittel gefunden zu haben, um mir diesen kostbaren Schatz zu verschaffen. „Nein," antwortete ich Sahle-Salassi rasch, „gegen das Leiden, über das du klagst, habe ich kein Mittel mitgebracht, denn es wäre wahrscheinlich sehr thöricht von mir gewesen mit einem solchen mich zu beschweren, da du es in deinem eigenen Lande besitzest." „In meinem Lande," rief der König aus; „was sagst du da? ich habe noch nie davon sprechen gehört." „Ja, in deinem Lande," entgegnete ich. „Aber sage mir doch, welches Mittel ist es denn?" „Es besteht in dem Fett von dem Flußpferde, mit dem du die Stelle, die dich schmerzt, einreiben mußt." „Nichts ist leichter," antwortete Sahle-Salassi ganz vergnügt, „und ich bin jetzt schon so gut wie hergestellt. Ich werde sogleich eine Jagd auf Flußpferde auf dem Flusse Tschia-Tschia anbefehlen. „Unglücklicherweise," warf ich ein, „ist aber die Sache nicht ganz so leicht; denn erstens muß das Fett von einem Weibchen und dieses muß überdieß auch noch trächtig sein." „Dieß macht nichts," antwortete Sahle-Salassi, „es gibt viele Hippopotamen (Flußpferde) in der Nähe von Angolola; wenn du mir zuvor die mitgebrachten Gegenstände gezeigt und dich gehörig ausgeruht hast, dann kannst du selbst auf die Jagd gehen, und ich werde dir hiezu eine Abtheilung von meinen Leuten zu deiner Unterstützung überlassen." Ich sagte Sahle-Salassi, daß ich zu seinen Befehlen stehe, und sah mich bereits im Geiste im Besitze des Fötus, von dem er seine Herstellung erwartete.

Der folgende Tag war für Sahle-Salassi, seine Offiziere und alle Bewohner von Angolola von großer Wichtigkeit, und

der König erwartete mich schon vom frühesten Morgen an mit der neugierigsten Ungeduld. Der dritte Hof, Ehrenhof genannt, war zum Schauplatze des Festes ausgewählt worden. Ich hatte die Geschenke dorthin tragen und so aufstellen lassen, daß ich sie in einer solchen Reihenfolge vorzeigen konnte, welche die Neugierde der Zuschauer immer mehr zu steigern vermochte. Den Anfang machte ich mit den größeren Waffen; zuerst kamen 100 Musketen, dann 50 Büchsen, 8 dergleichen mit Perkussionsvorrichtung, 50 Paar Pistolen, 50 Reiter- und eben soviele Infanteriesäbel, Stücke rothen Tuchs, wollene Teppiche, sodann seidene Stoffe in den mannichfaltigsten und lebhaftesten Farben. Dem König, als einem ausgezeichneten Schützen, überreichte ich ein werthvolles, reich vergoldetes Doppelgewehr, das ihm ausdrücklich von Ludwig Philipp bestimmt worden war, und ihm große Freude verursachte. Hierauf zeigte ich ihm Küraſſierhelme und glänzende Küraſſe, worauf er mich ersuchte ihm die Verwendung beider sogleich zu zeigen, weil die Abyssinier diese Schutzmittel noch nicht kannten. Der König wurde durch den kriegerischen Anblick, den dieser Schmuck hervorbrachte, ganz entzückt. Nun packte ich die beiden Kanonen aus, die ich mitgebracht hatte, und stellte sie auf die hölzernen, roth angestrichenen Laffetten. Der König von Schoa besaß bereits mehrere Kanonen; er hatte nämlich von der englischen Gesandtschaft ebenfalls deren zwei erhalten, doch benützte er sie im Kriege nicht, sondern nur bei großen festlichen Gelegenheiten, bei denen der heftige Knall dieser Geschütze der Feier des Tages erst die rechte Weihe zu geben und seine Größe zu beurkunden schien, deren äußere Kennzeichen ihm überhaupt ungemein schmeicheln. Er war sehr begierig zu erfahren, ob meine Kanonen stärker knallten, als die, welche er bereits besaß, und aus diesem Grunde forderte er mich auf, einige Schüsse aus denselben abzufeuern. Ich bat ihn aber, noch einige Zeit sich

zu gedulden, da ſich bald die beſte Gelegenheit darbieten würde, ihren fürchterlichen Knall zu hören.

Nun lenkte ich Sahle-Salaſſi's Neugierde auf einen andern Gegenſtand, über den er die Kanonen bald vergaß. Auf mein Geheiß brachte man nämlich vier Kiſten herbei. Aus der geheimnißvollen und wichtigen Miene, die ich annahm, ſchloß Sahle-Salaſſi, daß jetzt etwas ganz Außerordentliches kommen werde. „Was iſt denn da drinnen?“ fragte er mich mit einiger Angſt. Ich gab keine Antwort, ſondern fuhr fort die Verhüllungen der Kiſten abzuſtreifen. Aus der einen kam der Kaſten einer großen Drehorgel zum Vorſchein, und die drei anderen enthielten jede einen Cylinder, durch welchen die Orgel dreißig Melodien zu ſpielen im Stande war. Ich befeſtigte einen der Cylinder in der Orgel. Der König ſah unverwandt auf den Mechanismus, den er mit der aufmerkſamſten Neugierde betrachtete. Allein vergebens mühete er ſeinen Kopf ab, um herauszubringen, was eigentlich das Ende von Allem ſein ſolle. Was war es, was er ſah? war es eine neue Waffe, die er noch nicht kannte? war es ein nützliches Inſtrument? eine Pulver- oder Mahlmühle? ich glaube, daß eine der beiden letztern Vorausſetzungen bei ihm überwog, als ich mit der Inſtandſetzung der Orgel fertig war, und dem König, ſowie den übrigen Anweſenden die größte Aufmerkſamkeit empfahl. Mit einem Male ließ ich nun mitten durch die Todesſtille, die eingetreten war, durch eine Bewegung mit der Hand den geheimnißvollen Kaſten ſeine Melodien beginnen. Ein freudiges Staunen, das ſich auf dem Geſichte Sahle-Salaſſi's und ſeiner Umgebung ausſprach, bildete einen ſtummen Dialog voll des lebendigſten und eigenthümlichſten Ausdrucks. Sahle-Salaſſi hätte mich gerne in meiner Arbeit unterbrochen und um Erklärung des merkwürdigen Wunders gebeten, das ſich unter ſeinen Augen entwickelte; aber der Zauber der Töne, die er zum Erſtenmale hörte, feſſelte ſeine Neugierde, und er befürchtete die

geistige und sonore Stimme zu unterbrechen. Nachdem das erste Stück abgespielt war, hielt ich inne um meinen Triumph zu genießen, gleich einem Künstler, der sein Spiel unterbricht, um so selbst das Zeichen zu Beifallsbezeugungen zu geben. Nun strömte es von allen Seiten mit Fragen auf mich ein, ich mußte den Kasten der Orgel öffnen, und dem Könige, der vor Verwunderung ganz außer sich war, den Mechanismus des Instruments, so weit ich es selbst im Stande war, erklären. Nachdem Sahls-Salassi die Sache begriffen zu haben glaubte, ersuchte er mich, wieder zu spielen. Da es mich aber ermüdet hätte den Handgriff der Orgel länger umzudrehen, so ließ er mich durch mehrere Offiziers ablösen, die einer nach dem andern mein Geschäft versehen mußten.

. . . . . .

Sahls-Salassi war ganz außer sich vor Entzücken; er sprach in tausendfacher Weise die lebhafteste Dankbarkeit gegen den König der Franzosen aus, der ihm so prächtige Geschenke geschickt habe. Ich benützte den Augenblick, in dem seine Begeisterung den höchsten Grad erreicht hatte, um gegen ihn eines Geschenkes zu erwähnen, das ihn noch mehr freuen werde; und sagte daher: „bis jetzt habe ich dir nur Gegenstände aus unserem Lande gezeigt, aber in Erwiederung deiner Freundschaft sendet dir der König noch etwas Schöneres und Werthvolleres, als du selber gesehen hast; er schickt dir sein Bild. Wenn du dieses Bild meines Monärchen betrachtest, so glaubst Du ihn lebendig vor dir zu sehen; dadurch hast du gleichsam stets einen Theil von ihm in Deiner Nähe." Ich zeigte ihm nun das Portrait des Königs, das Sahls-Salassi fast ebenso in Erstaunen setzte, wie die Orgel. Die plumpen Malereien an den Wänden der abyssinischen Kirchen hatten ihm natürlich nie einen Begriff von der Höhe zu geben vermocht, zu welcher die Kunst gelangt ist, und er dachte sich entfernt nicht, daß sie in ihren Nachahmungen der Natur, das getreue Leben derselben wieder zu geben im Stande sei. Das Relief der Figur,

die aus dem Rahmen heraustreten zu wollen schien, machte ihn anfangs nicht wenig verwirrt; er wollte das Portrait auf seine Kniee nehmen und weil er seinen Augen nicht traute, die ihm bald eine ebene Oberfläche, und doch dabei wieder die ganz vollendete Form eines menschlichen Gesichtes mit allen seinen natürlichen Dimensionen zeigten, suchte er auf der Leinwand die scheinbaren Erhöhungen, die ihm aber unter der Hand verschwanden. Mit der ungeduldigen Hast eines Kindes, das sein im Wasser sich abspiegelndes Bild gerne haschen möchte, wendete er dann das Gemälde um und suchte das Geheimnißvolle dieser Erscheinung hinter der Leinwand. Diese ungeschickten Untersuchungen ließen Beschädigungen für das Bild befürchten, ich sagte ihm deßhalb, daß er dieses schöne Gemälde durch dergleichen Manipulationen verderben würde. Er ließ es nun unter seinen Offizieren von Hand zu Hand gehen, schmiste ihnen aber streng dabei ein, es mit ihren ungeschickten Händen nicht zu verletzen. Nachdem es die Offiziere genau besichtigt hatten, schickte er es der Königin Mutter, wobei er ihr die nämliche Vorsicht anempfehlen ließ. Nach etwa einer halben Stunde wurde das Portrait wieder zurückgebracht, worauf es Sahib-Salassi mit dem Ausdrucke der tiefsten Verehrung auf sein Polster legte. „Du hast Recht," sagte er hierauf zu mir, „unter allen Geschenken, die mir Dein König gemacht hat, ist dieses das werthvollste; es ist dasjenige, welches am meisten mein Herz ergreift, und ich betrachte es als einen schmeichelhaften Beweis der Achtung und Freundschaft gegen meine Person." „Nun," erwiederte ich ihm, „jetzt wollen wir als Huldigung gegen das Bild meines Monarchen die Kanonen abbrennen."

Ich gestehe offen, daß mich diese Aufgabe in keine kleine Verlegenheit setzte, denn es war heute das Erstemal in meinem Leben, daß ich die Rolle eines Artilleristen übernahm, und ich weiß nicht, wie ich mich ohne die Beihülfe eines alten, sogenann-

den Artilleristen aus Scham aus der Verlegenheit gezogen haben würde; doch brachten wir beide die Sache glücklich zu Stande. Die Hauptsache war, zu machen, daß die Schüsse möglichst stark knallten, aus welchem Grunde ich die Ladung so groß, als es immer anging nehmen ließ. Die beiden ersten Schüsse wurden ohne allen Unfall abgebrannt; beim dritten nahmen wir aber eine so starke Ladung, daß die Kanone heftig zurückfuhr und, weil das Rad an einen Stein anprallte, gewaltsam umgeworfen wurde. Sahle-Salassi ließ mich nun bitten nicht weiter zu schießen, denn er fürchtete, die Hütten möchten einfallen; ich selbst war auch so betäubt, daß ich froh war das Feuern aufhören lassen zu dürfen. Ich kehrte zu dem Könige zurück, der mir sagte: „Deine Kanonen sind vortrefflich, die von den Engländern knallen im Vergleiche mit den Deinigen nicht stärker wie Flinten."

Nach den Geschenken des Königs der Franzosen ließ ich die meiner Mitbürger von Hericourt folgen, die in einer goldenen Spieldose, großen Stücken Baumwollenzeug und zwei prächtigen, mit Gold gestickten Börsen für die Königin bestanden. Endlich hatte ich noch drei Kisten, die ich auf Sahle-Salassis Rechnung mit Gegenständen, die für ihn und die Königin bestimmt waren, in Frankreich gefüllt hatte. Sie enthielten 8 Doppelgewehre, 25 Stücke Seidenzeug von verschiedenen Farben, 6 Regenschirme, wovon einer mit Goldfransen verziert war, 3 Sonnenschirme, eine goldene Kette und Ohrringe. „Diese Sachen," sagte ich zu dem Könige; „gehören nicht zu den Geschenken, welche Dir mein König überschickt hat, sondern es sind die, welche ich für Dich und die Königin gekauft habe." Sahle-Salassi lachte und sagte, er werde mir meine Auslagen vergüten.

Ich wünschte an diesem Tage noch mit dem Auspacken aller meiner Effekten fertig zu werden, und bat deßhalb Sahle-Salassi, er möchte mir erlauben, daß ich der Königin die Gegenstände, die ich für sie mitgebracht habe, selbst überbringen dürfe. Er gab

seine Zustimmung, worauf einer der Verschnittenen sich entfernte, um die Königin von meinem Besuche in Kenntniß zu setzen, der mich sodann einen Augenblick später in die Hütte einführte, welche die Königin Betsabesch bewohnte.

In dieser Hütte deutete nichts auf die königliche Pracht. Man trat in ein großes, rundes Gemach, an dessen rohen Kalkwänden keine Spur von irgend einer Verzierung zu erblicken war. Ein persischer Teppich, der in Mokka gekauft worden war, machte den einzigen Luxusgegenstand aus, der sich in dem Zimmer der Königin Betsabesch befand. Diese saß, als ich erschien, auf einem Polster, und war in Gesellschaft ihrer Töchter und Söhne, von denen der älteste, Betscho-Warez, ein junger Mann von zwanzig Jahren, der jüngste, Sef-Mischaal, aber noch ein Knabe war. Die Königin selbst mochte etwa 40 Jahre zählen. Sie ist eine Frau von kräftigem Körperbau und merkwürdigem Umfange,; ihr ausdrucksvolles Gesicht deutet auf einen lebhaften Verstand. Man hält sie aber auch in ihrem Lande für sehr unterrichtet. Sahle-Salassi hält viel auf ihr Urtheil, und faßt keinen wichtigen Entschluß, ohne sie zuvor um Rath zu befragen. Ihr ist aber auch die gänzliche Sorge für die innere Verwaltung der Häuser des Königs überlassen. Dadurch, daß sie mich annahm, erzeigte sie mir eine hohe Gunst; denn es ist nur sehr wenigen Personen vergönnt vor ihr zu erscheinen, und der größere Theil ihrer Unterthanen hat sie nie anders als verschleiert gesehen, wenn sie ausgeht oder reist. Sie war an diesem Tage nicht anders gekleidet, als die übrigen abyssinischen Frauen, mit dem einzigen Unterschied, daß ihre Ohrbehänge von Gold, und der Saum ihres weißen Oberkleides mit rothen Bändern garnirt war. Ich trat mit der ungezwungenen Art die ich in Schoa anzunehmen für gut erfunden hatte auf sie zu, umarmte zuerst sie, und dann nach einander alle ihre Kinder. Sie richtete wie der König

Fragen an mich, und war über die Sachen, welche ich mitgebracht hatte, höchlichst entzückt; unter den Seidenzeugen gab sie aber den einfärbigen mit stechenden Farben vor den reichern den Vorzug, welche mit verschiedenen Desseins geziert waren. „Wir sind sehr erfreut, daß wir Dich wieder sehen," sagte sie zu mir. „Anfangs hatte man mir gesagt, Du seiest gestorben; später verbreitete Krapf (der methodistische Missionär) im Lande das Gerücht, Dein König sei mit Dir unzufrieden und habe Dich in Ketten werfen lassen. Ich bin froh, daß er nicht wahr gesprochen hat." Hierauf fragte sie mich, ob der Brief, den Sahle-Salassi an den König der Franzosen geschrieben habe, von diesem auch gut aufgenommen worden sei? „Ich habe wohl gesehen," fuhr sie fort, mit Anspielung auf das Bild des Königs, „daß Dein Fürst ein großer Mann und ein mächtiger König sein muß." „Er ist der mächtigste auf der Welt," antwortete ich ihr, „und er regiert das älteste Reich in Europa. Er ist der Beschützer der Christen und von Jerusalem." Während ich mich bei ihr aufhielt, ließ sie ihren Gemahl ersuchen, er möchte ihr doch die Orgel schicken, und ihre Kinder geriethen darüber in ein solches Entzücken, daß alle zu gleicher Zeit die Handhabe drehen wollten, welche aus dem Kasten die schönen und ihnen völlig neuen Musikstücke herauszuwinden schien. Nach einem Aufenthalte von etwa einer Stunde verabschiedete ich mich wieder von der Königin Betsabesch.

Der für mich so sehr ermüdende Tag wurde mit einem ungeheuern Schmause beendigt, an dem ich wenig Theil nahm, obschon man mir ganz besondere Gerichte zubereitet hatte, denn die der Abyssinier sind dergestalt mit rothem Pfeffer bestreut, daß ich mich nie an sie zu gewöhnen vermochte. Die großen Gastmahle, welche der König gibt, bieten eines der merkwürdigsten Schauspiele, die man in Schoa sehen kann. Der König wohnt ihnen zwar bei, nimmt aber niemals Theil an denselben, denn die Sitte

erlaubt ihm nicht öffentlich zu essen. Er sitzt auf einem erhabenen Platze, von einigen seiner Offiziere umgeben, und nimmt nur mit den Augen an dem Feste Theil, indem er sich leise mit seiner Umgebung unterhält, oder an den Possen seines Lustigmachers sich ergötzt. Die Speisen werden auf zwei großen Tischen von einem Fuß Höhe aufgetragen, die der Art zusammengestellt sind, daß sie ein Kreuz mit drei Seiten bilden. Es werden nur sechs bis acht ungeheuer große Körbe, die ganz mit Fleischstücken angefüllt sind, auf denselben vertheilt, und zwischen dieselben ganze Haufen breiter, aus Kernmehl zugerichteter Fladen aufgestellt. Die Speisen bestehen meistens aus kleinen Stücken Ochsenfleisch, das man in eine dicke, aus Mehl und Pfeffer bereitete Brühe taucht; ferner aus Schöpsenkeulen, deren zerschnittenes Fleisch wie Schwalbenschwänze am Bein herabhängt. Das Fleisch ist nur wenig gar gemacht; ja man gibt sogar manchmal ganze Viertel von frisch geschlachteten Ochsen, und die Gäste verschlingen dieses blutende, noch zuckende Fleisch, mit der größten Gier wie Leckerbissen. Zum Essen trinken die Abyssinier weder reines noch vermischtes Wasser, sondern nur Meth, der von vorzüglichster Güte ist, und gleich dem Champagner schäumt. An der königlichen Tafel gießt man ihn den vornehmen Gästen in kleine Glasgefäße, die man Berils nennt, und den Personen von geringerem Range in Becher von Horn, welche denen unserer Taschenspieler sehr ähnlich sind. Der gestampfte Lehmboden, das Parquet der äthiopischen Hütten, wird für die Mahlzeit mit frischem Grase bedeckt, die verschiedenen Gefäße haben die Sklavinnen herbeizuschaffen, die sie sodann den Männern übergeben, welche die Vertheilung zu besorgen haben. Jeder Gast erhält seinen Antheil auf einem Stück Brodkuchen, das zugleich auch seinen Teller abgibt; er zerschneidet denselben mit einem kleinen Messer, nimmt die Stücke sodann in die Finger und taucht sie in

838308A

die Pfefferbrühe, bevor er ſie in den Mund ſchiebt. Gewöhnlich führt während der Dauer des lärmenden Gelages ein aus Trompeten und Schalmeien beſtehendes Orcheſter, das noch einige Sänger und Sängerinnen verſtärken, eintönige oder vielmehr mißtönige Melodien aus. Dieſesmal mußte aber das Orcheſter vor meiner Orgel völlig verſtummen, denn der König ließ ſie ſich mehrere Tage lang durch Offiziere drehen, die ſich beſtändig in dieſem Geſchäfte ablöſen mußten. Dieſe Gaſtmahle in ihrer bewegten und rauhen Geſtalt, verbunden mit dem dabei herrſchenden Ueberfluſſe, mit ihrer Beweglichkeit, dem unaufhörlichen Lärmen und dem ſtets ſchallenden Gelächter über die tollen Einfälle des Luſtigmachers, geben ein getreues Bild von jener feudalen Gaſtfreiheit, wie ſie im Mittelalter vorhanden war, und wie man ſie noch im vorigen Jahrhundert von den Häuptlingen der ſchottiſchen Clans konnte ausüben ſehen. Es iſt eine bekannte Sache, daß um die Tafel des Feudalherrn die Gäſte und Vaſallen je nach ihrem Range geordnet ſaßen; einen ähnlichen Gebrauch trifft man auch in Schoa. Bei den königlichen Gaſtmahlen, die in der Regel drei bis vier Stunden dauern, gibt es drei Rangklaſſen, die ſich nur nach einander, und einer geheiligten Reihenfolge nach niederſetzen. Die Muſik kündigt den Eintritt einer jeden Rangklaſſe in den Saal an. Die erſte beſteht aus den vornehmſten Offizieren und den Statthaltern der Provinzen: ſie treten mit einander ein und grüßen den König alle zuſammen durch eine kurze Verbeugung: den Gäſten aus dieſer Klaſſe wird der Meth in gläſernen Gefäßen gereicht. Sind dieſe mit ihrer Mahlzeit fertig, ſo erheben ſie ſich und ſtellen ſich in dem Saal herum auf. Die Platten werden nun aufs Neue gefüllt; friſche Haufen Brodkuchen werden auf die Tiſche gelegt, und die Muſik gibt hierauf der zweiten Rangklaſſe, die aus den niederen Offizieren beſteht, das Zeichen. Dieſe treten dann ein, grüßen den König und ſetzen ſich, wie die erſten, um die Tiſche herum. Sie erhal-

ten den Meth in Bechern von Horn. Sobald sie fertig sind, so stehen sie auf, grüßen den König und ziehen sich zurück. Nun kommt es an die dritte Rangklasse, welche aus den gemeinen Soldaten und dem übrigen Volke zusammengesetzt ist. Meth und Speisen werden ihnen gerade so gereicht wie den vorhergehenden, und diese sind es nicht, welche dem Mahle die geringste Ehre erzeigen. Nachdem verweilt der König noch einige Zeit unter den Würdenträgern seines Hofs, und der Possenreißer, der, wie ein echter Hofnarr aus dem Mittelalter der König des Festes ist, wirft jetzt seine letzten Witze umher. Wenn er viel Geist gezeigt hat, und seine Possen den König besonders gut unterhalten haben, so belohnt ihn dieser, unter dem Beifallrufen der Versammelten, durch irgend ein Geschenk.

Die englische Gesandtschaft war Sahle-Salassi nach Angolola gefolgt. Den Tag darauf, nachdem ich dem König die Geschenke überreicht hatte, machte ich dem Major Harris und seinen Begleitern meine Besuche. Diese Herren hatten ihr Zelt auf einem Hügel aufgeschlagen, der südlich von Angolola lag und die bis zum Tschia-Tschia hin sich erstreckende Ebene beherrschte. Die Kapitäne Harris und Graham nahmen mich mit Herzlichkeit auf, und auch ich fühlte meinerseits eine aufrichtige Freude sie wiederzusehen und mich mit ihnen unterhalten zu können; denn wenn man sich im Herzen von Afrika, mitten unter einam halb barbarischen Volke befindet, so reicht es hin Europäer zu sein, um sich als Landsleute zu betrachten. Ehe ich von ihnen schied, ließ ich ihnen einen Wink zukommen, der ihnen von Nutzen sein konnte; ich theilte ihnen nämlich die Nachricht mit, daß der Statthalter von Efat, Mohammed Abogaz, ihre neuesten Depeschen aufgefangen habe.

Als ich in meine Hütte zurückkam, fand ich einen Pagen des Königs, mit Namen Berru daselbst, einen ganz gescheidten und pfiffigen jungen Mann, den mir Sahle-Salassi schon wäh-

reud meines erſten Aufenthalts, als eine Art von Ordonnanz-Offizier beigegeben hatte, und der meine Mittheilungen an ihn vermittelte. Herrn ſchien entzückt darüber zu ſein, daß ihm dieſer Poſten wieder zu Theil geworden war. »Ich bin Dein Freund, ſagte er zu mir, und außerdem bin ich gar nicht ärgerlich darüber bei Dir wohnen zu müſſen, denn jetzt kann ich ganz nach Herzensluſt rohes Fleiſch eſſen und mich auf der Jagd unterhalten.«

Am folgenden Tage erwiederten Major Harris und Kapitän Graham meinen Beſuch. Der Major Harris hatte geglaubt bei dieſer Veranlaſſung ſeine Galla-Uniform als Geſandter anziehen zu müſſen, weil er dieſelbe als eine beſondere feierliche Gelegenheit anſah. Ueber ſeiner Uniform als Genie-Offizier der oſtindiſchen Compagnie trug er einen Mantel von karmoiſinrothem Sammt, der reich mit Gold geſtickt und mit Harmelinpelz verbrämt war; um den Hals hatte er das Templerkreuz hängen. Seinen Hut zierte ein weiß und rother Federbuſch, und das Pferd, welches er ritt, trug ein reich vergoldetes Sattelzeug. Unſer Geſpräch fiel bald auf die Reiſe, die wir beide in gleicher Abſicht unternommen hatten, und wir theilten uns gegenſeitig die Gefahren und Beſchwerlichkeiten mit, die wir während unſerer Reiſe durch das Land Adel zu beſtehen gehabt hatten. Dann kamen wir auf Schoa zu ſprechen, über ſein Klima, ſeinen natürlichen Reichthum, und die Art, in der es regiert wird. Aus Herrn Harris Reden glaubte ich abnehmen zu dürfen, daß er mit Sahle-Salaſſis Benehmen nicht ganz zufrieden war: „der König, ſagte er nämlich zu mir, iſt ein ſehr ſchlauer Mann; wir haben dieß nur etwas ſpät entdeckt.“

Die Nachrichten, die ich ſpäter ſelbſt bei den Einwohnern von Schoa über die engliſche Expedition einſammelte, waren in der That der Art, daß ſie die nur wenig verhohlene Unzufriedenheit des Major Harris rechtfertigten. Dieſe Geſandtſchaft, an

deren Spitze Herr Harris ſtand, war von der oſtindiſchen Kompagnie und der britiſchen Regierung in einer doppelten Abſicht nach Schoa geſendet worden, nämlich in einer commerciellen und einer politiſchen. Die Leitung dieſer Expedition hatte man dem Herrn Harris anvertraut, der ſich durch ſeine merkwürdigen Ausflüge im ſüdlichen Afrika, die er unter dem Titel: „Wild sports in southern Africa“ herausgegeben, einen Namen gemacht hatte. Außer Herrn Harris gehörten noch zum Stab der Geſandtſchaft die Herren Kapitän Douglas, Lieutenants Sidney, Horton und Barker, die Wundärzte Kirk und Impey, ein Naturforſcher, Herr Roth, ein Maler, Herr Bernatz, ein Feldmeſſer, Herr Robert Scott und ein gewiſſer Herr Hatchatoor, engliſcher Agent in Tuſchurra. Fünfzehn Soldaten und zwei Sergeanten vom ſechsten engliſchen Infanterieregiment und vom Artilleriekorps in Bombay hatten ſich als Freiwillige zur Begleitung der Expedition gemeldet, die ſodann außerdem noch ſieben Bediente, unter dieſen einen Zimmermann und einen Schmied zählte. Dieſe Geſandtſchaft verließ Bombay mit bedeutenden Geldmitteln und reichen Geſchenken verſehen im Monat April 1841; alſo gerade zu der Zeit, als ich in Paris den Bericht über meinen erſten Aufenthalt in Schoa öffentlich erſcheinen ließ. Sie ſtieß im Lande Adel auf viele Schwierigkeiten, von denen man ſich nach der traurigen Epiſode, welche ich bereits erzählt habe, eine Vorſtellung machen kann. Selbſt nachdem ſie in Schoa angelangt waren, hatten ihre Leiden ihr Ende noch nicht erreicht. Diejenigen, welche den Plan zu dieſer Expedition erſonnen hatten, kannten ohne Zweifel das eiferſüchtige Mißtrauen nicht, mit welcher die Abyſſinier alle die Fremden betrachten, die gleich bei ihrer Ankunft einen politiſchen Charakter zur Schau legen. Es iſt dieß ein Vorurtheil, das ſie im höchſten Grade beunruhigt und welches ſich ſchon aus dem ſechszehnten Jahrhundert herſchreibt, einer Zeit, in der die Einfälle der Muſelmänner ſtattfanden und durch den Aufenthalt der

Portugiesen und der katholischen Missionäre Unruhen entstanden waren.

Statt daß die Engländer dadurch, daß sie in so großer Anzahl und mit Entfaltung von so vielem Pompe in Schoa erschienen, an Einfluß gewonnen hätten, erweckten sie gerade nur wieder das alte Mißtrauen. Durch eine Art von Instinkt gerieth die ganze Bevölkerung in eine gewisse feindselige Stimmung; schon bei ihrer Ankunft in der Provinz Efat fing der Gouverneur derselben, Mohammed Abogaz, damit an, ihnen den Durchzug abzuschlagen. Die Expedition wurde dadurch genöthigt, zwei volle Wochen in dem elenden Neste Farre zu verweilen, ehe Sahle-Salassi seinen Entschluß kund gab, und während dieses unfreiwilligen Halts hatten sie ungemein viel durch die Beschwerlichkeiten, unter denen sie sich ihre Lebensmittel verschaffen mußten, zu erdulden. Während dieser Zeit eilten unaufhörlich Eilboten zwischen Farre und Angolola, wo sich Sahle-Salassi damals befand, hin und her, die ihn unausgesetzt von den unbedeutendsten Einzelnheiten in dem Benehmen der Expedition in Kenntniß setzten und ihm Nachrichten mittheilten über die Gegenstände, welche dieselbe mitgebracht habe. Endlich, nach einem Verzuge von vierzehn Tagen, besiegte endlich die Neugierde oder vielleicht die natürliche Gutmüthigkeit Sahle-Salassi's den Widerwillen seiner Offiziere und namentlich aber der Priester. Der König schickte dem Gesandten mehrere seiner hohen Würdenträger entgegen und ließ ihm durch diese zu wissen thun, daß er ihn gerne empfangen werde. Hierauf begaben sich die Engländer nach Mal-Wanze, wo der König sie erwartete. Sahle-Salassi empfing sie hier auf einem mit seidenen Polstern überzogenen Kissen liegend und von den Offizieren seines Gefolges umgeben, die auf Stühlen saßen, die man ausdrücklich zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Kapitän Harris gab sich als Gesandten der Königin von England zu erkennen, stellte seine Reisegenossen vor und übergab hierauf die

Geſchenke, die die engliſche Regierung dem König als Beweis ihrer Achtung ſende. Dieſe beſtanden aus zwei kleinen metallenen Kanonen, 300 Gewehren, 50 Piſtolen, einer großen Menge Patronen, einem ſehr ſchönen Zelte, das innen mit rother Seide ausgeſchlagen war, koſtbaren Seidenſtoffen, indiſchen Woll- und Baumwollenzeugen, zwei Spieldoſen, Spiegeln, Meſſern und zwei Handmühlen, auf denen man alle Arten von Getreide mahlen konnte. Major Harris entzückte den König auch noch dadurch, daß er die Soldaten deſſelben mit dem regelrechten Laden der Kanonen und Gewehre bekannt machte. Herr Evime, ein franzöſiſcher Reiſender, der ſich damals gerade in Schoa befand, wohin ihn ſein Weg vom nördlichen Abyſſinien geführt hatte, war bei dieſer Ceremonie anweſend, auch Herr Krapf war dabei und machte den Dolmetſcher der Geſandtſchaft. So verfloßen fünf Tage, nach deren Ablauf Sahle-Salaſſi die kleine engliſche Truppe nach Angobar ſchickte und er ſelbſt nach Angolola zurückkehrte. Allein, mag es Ueberſehen oder Abſicht geweſen ſein, genug, er vergaß dießmal ſeine gewohnte Gaſtfreiheit, indem er unterließ, den Befehl zu ertheilen, daß man den Engländern Lebensmittel verabfolgen laſſen ſolle. Nun iſt es aber jedem Einwohner von Schoa verboten, ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Königs von Fremden etwas zu kaufen oder an ſie zu verkaufen, ſo daß die Engländer während zwei Monaten, ungeachtet ihres Geldes, die größte Mühe hatten, ſich auch nur die nöthigſten Lebensmittel zu verſchaffen.

Unterdeſſen hatte Sahle-Salaſſi das Wundermittel, welches ich ihm gegen ſeine rheumatiſchen Schmerzen angerathen hatte, ebenſo wenig als mein Verſprechen vergeſſen, die Leitung dieſer Jagd auf Flußpferde ſelbſt zu übernehmen. Er meinte, ich möchte nun gehörig ausgeruht haben, um mein Verſprechen löſen zu können und ſo traf ich denn alle Vorbereitungen, um dieſes Unternehmen zu bewerkſtelligen. Ich deſtillirte zu dieſem Zweck Meth

und gewann daraus Alkohol, der mir zur Aufbewahrung des Fötus dienen sollte, vorausgesetzt, daß ich so glücklich sein würde, einen solchen zu bekommen. Der König aber ließ den Statthalter der Provinz, in der die Jagd vor sich gehen sollte, nach Angolola bescheiden und gab ihm den Befehl, mich an den bestimmten Ort zu geleiten und alles Nothwendige, sowohl Menschen als Geräthschaften, zu meiner Verfügung zu stellen.

Ich ging in Begleitung einer zahlreichen Begleitung von Angolola ab und zwar in nordwestlicher Richtung. Der Ort, wo wir die meisten Hippopotamen finden sollten, lag etwa sechzehn Stunden von Angolola ab. Wir suchten diese Thiere in dem Flusse Tschia-Tschia und aus diesem Grunde entfernten wir uns nie von seinen Ufern. Auf diese Weise durchstreifte ich einen großen Theil des Königreichs Schoa, der mir zuvor noch gänzlich unbekannt gewesen war und den man wohl den malerischsten nennen darf. Ueberall stieß ich auf die gleiche Ueppigkeit der Vegetation, jenes saftige und manchfaltige Grün, das mir bisher so sehr aufgefallen war. Auch traf ich in dieser fruchtbaren und schönen Ebene jene Menge von einzelnen Häusern und Ortschaften, die anzeigen, daß der Hauptreichthum dieser üppigen Natur in einer zahlreichen und glücklichen Bevölkerung besteht. Was aber dem Weg, den ich verfolgte, stets neue Reize verlieh, das war der Lauf des Tschia-Tschia.

Ganz im Widerspruch mit den Nachrichten, die man mir bei meiner ersten Reise über diesen Fluß mitgetheilt hat, schlägt derselbe, nach einem anfänglich nordwestlichen Laufe, wie wenn er sich mit dem Hawasch vereinigen wollte, seine ursprüngliche, westliche Richtung wieder ein, indem er nämlich in der Provinz Schoa-Mida einen großen Bogen macht und sich hierauf in den Abay ergießt — denn so nennt man den Nil in Schoa. Von dem Dorfe Tschia-Tschia an, das in der Nähe von Angolola, bis zu dem Berge Moger, der sehr entfernt liegt, hat dieser

Fluß einen höchſt ſeltſamen und merkwürdigen Lauf. Er fließt nämlich in einer außerordentlich tiefen Schlucht, welche die Hochebene von Schoa gerade durchſchneidet. Man könnte glauben, daß während des plutoniſchen Kampfes, der die jetzige erhabene Geſtaltung dieſes Landes zuwege brachte, das Plateau eines Tages mitten entzwei geborſten ſei, wodurch dieſer Abgrund entſtanden ſei, auf deſſen Grunde die ſchäumenden Wogen des Tſchia-Tſchia ſich nun fortwälzen. Auf eine Entfernung von anderthalb Viertelſtunden von Angolola, ehe der Fluß ſich in dieſe Rieſenſpalte ergießt, liegt ſein Bett noch 2,700 Metres hoch über dem Meere, zwölf Stunden weiter gegen Nordweſten aber nur noch 1406 Metres. Man kann ſich dieſem nach die Sprünge und Waſſerfälle ſelbſt denken, die der Tſchia-Tſchia bei dieſem raſchen Falle bildet. Während der Regenzeit, in der er den ganzen Grund der Schlucht, das heißt, den Raum von einer halben Stunde einnimmt, kann es nicht leicht ein großartigeres und ſchauerlich ſchöneres Schauſpiel geben, als das Toben dieſes ungeheuren Stromes in dem Titanenabgrund, in dem er ſich fortwälzt. Man wird ſich einen Begriff von dem Anblick dieſer Naturmerkwürdigkeit durch die Höhemeſſungen mit dem Barometer machen können, welche ich am Fuße der Schlucht und an den Rändern der Abhänge vorgenommen habe, die oben eine Entfernung von zwei bis drei Stunden von einander haben. Wie bereits geſagt, liegt das Flußbett bei Got 1406 Metres über der Meeresfläche; zu Petas, einem Dorfe am Rande oberhalb der Schlucht beträgt aber die Barometerhöhe 2670 Metres; der Unterſchied zwiſchen der Thalhöhle und dem obern Rande des Abhangs beträgt alſo 1264 Metres, d. h. beinahe 4000 Fuß.

Zu der Zeit, in der ich durch dieſe Gegenden kam, mußte man ſich begnügen, den fürchterlichen Anblick, den ſie zur Zeit der großen Regen gewähren müſſen, ſich auszumalen, denn eben jetzt zeigte ſich die pittoreske Landſchaft in der vollen Pracht der

schönen Jahreszeit. Ueberall, wo das fruchtbare Erdreich sich an den Felsen anhängen konnte, prangte grünes Gebüsch, zwischen dem sich possierliche und furchtsame Affen sehen ließen, die auf den Gipfeln der Höhen uns angrinsten, sobald wir aber näher kamen, die Flucht ergriffen. Die Schlucht gibt Gelegenheit, die geologischen Schichten und die Bestandtheile der Hochebene von Schoa kennen zu lernen und ich benützte dieselbe. Die Basis der Abhänge zu beiden Seiten dieser ungeheuren Zerklüftung besteht aus Urgestein und auf diesem ruht der vulkanische Tuff, der an vielen Stellen die obere Schichte des Plateau's bildet. An einem Orte, Marrot genannt, wo ich einige Zeit Halt machte, weil hier die eigentliche Jagd ihren Anfang nahm, bildet ein eisenhaltiger, röthlicher, leicht zerreibbarer, grobkörniger Sandstein den Fuß der Abhänge; er liegt sehr weit zu Tag und dehnt sich in der Richtung von Osten nach Westen sehr weit auf einer horizontalen Ebene aus. Auf diesen folgt ein weißlicher, fester, glänzendbrüchiger Sandstein; dann trifft man graulichen Jaspis im Schieferzustande und zum Theil durch die Wirkung des Feuers aufgelöst. Dieser ist mit einem Serpentingestein bedeckt, das ebenfalls schieferartig geblättert ist und nach diesem kommt bald Trapp und bald Basalt, und bilden die obersten Schichten. Verfolgt man östlich den Fuß aufwärts, so trifft man den Fuß der Seitenabhänge bald aus Gneisgranit und porphyrartigem Syenit bestehend. Diese Steinarten haben ihren ursprünglichen Charakter behalten und ihre Farbe ist unverändert geblieben; gewöhnlich sind sie mit Schiefer überdeckt, während der Trapp und seine Abstufungen die letzten Schichten bilden. Zuweilen findet man auch Adern von kohlensauerem Kupfer, die vermöge ihrer Reichhaltigkeit wohl eine Ausbeute zu verdienen scheinen. Eine merkwürdige Thatsache ist die, daß man die Wirkung und Thätigkeit des Feuers nur von der Mitte der Abhänge an bis hinauf zu dem Plateau gewahr wird, und daß die Schichten, obschon sie ihre ursprüngliche Lage

beibehalten haben, dennoch bedeutende vulcanische Veränderungen erlitten haben müssen. Ganz ähnlich ist der Boden von Farre bis nach Angolola beschaffen.

Morrot, wo ich Halt gemacht hatte, liegt etwa achtzehn Stunden von dieser Stadt entfernt. Hier sollte unsere Jagd den Anfang nehmen, denn der Lauf des Flusses ist von da an etwas langsamer, weßhalb sich an dieser Stelle viele Flußpferde aufhalten. Ehe wir aber an das Ufer des Flusses hinabstiegen, hielten wir einen Rasttag. Der Page Berru, der sich in meiner Begleitung befand, traf alle Vorkehrungen, damit es uns während der Zeit unseres Verweilens in der Schlucht nicht an Lebensmitteln gebreche, während ich die geologische Beschaffenheit der Berge untersuchte und mich an der Pracht der Vegetation und den Conturen des Bodens ergötzte, die hier jeden Augenblick das Auge auf sich lenken. Der Abhang, der an den Fluß hinabführt, ist so steil, daß der Blick über die mit grünem Buschwerk und prachtvollen Blumen bewachsenen Felsen hinweggleitend, bis auf die Thalsohle reicht.

Es war keine Kleinigkeit, an diesen steilen Abhängen hinabzuklettern. Unsere Truppe bestand aus 200 Mann, von denen die meißten beritten waren und auf Maulthieren saßen. Es gehört in der That ein großes Vertrauen auf die Sicherheit und Gewandtheit dieser Thiere dazu, um nicht zu befürchten, jeden Augenblick in einen der Abgründe geschleudert zu werden, die neben den schmalen Fußsteigen ihren gähnenden Schlund öffnen. Allein trotz der Beschwerlichkeiten des Wegs war unser Zug voll guten Muthes. Wenn die Amharras zu mehreren beisammen sind, so improvisiren sie mit großer Leichtigkeit und vielem Wohlklang Gesänge. Beim Abmarsch stimmte unsere Truppe ein Jagdlied an, dessen Endstrophe, die übrigens nichts weniger als poetisch war, so lautete: „Ayto Rochet führt uns zur Hippopotamenjagd, unter seinem Beistand werden wir eine große Menge dieser Ungeheuer er-

egen.“ Die Lieder, das Geschrei, der muntere Lärm des Haufens, hallten in vielfachem Echo im Thale wieder. Wir folgten einem jähen, vielfach gekrümmten, steinigten Pfad, der so schmal war, daß nicht zwei Personen neben einander Platz hatten. Ich hielt mich bei der Nachwache auf und sah von dieser aus die lange Reihe der Begleiter sich hinschlängeln, deren weiße Obergewänder im Winde flatterten und deren lange Speere in der Sonne erglänzten. Das erste Geschäft meiner Leute, als sie das Ufer des Flusses erreicht hatten, war, daß sie ihre Lanzenschäfte mit trockenen Binsen umwickelten, damit sie sich auf dem Wasser halten sollten, wenn sie nach den Hyppopotamen geworfen würden. Einige Zeit zogen wir in gleich heiterer Stimmung am Ufer des Flusses hin, indem wir jeden Augenblick erwarteten, auf dem Spiegel des Wassers den Rüssel eines Hypopotamen und den Wasserstrahl zu erblicken, den es beim Athmen ausstößt.

Bald entdeckten wir auch zwei dieser Thiere an einer etwas seichteren Stelle. Sie schwammen langsam dahin, erhoben von Zeit zu Zeit die Köpfe, ließen rauhe Töne hören und stießen Wasser aus ihren Nasslöchern, verschwanden aber bald wieder. Wir konnten uns nur bis auf eine Entfernung von zwanzig Schritten nähern. Die Jäger hatten sich auf beiden Seiten des Flusses in einer Linie aufgestellt; so verfolgten wir die beiden Thiere, die der Strömung folgten und durch ihre Bewegungen das Wasser auf der Oberfläche bewegten. Jeder wartete auf den günstigen Augenblick, um seinen Speer nach ihnen zu schleudern, und kaum ließen sie ihre Schnauze und ihren Rücken sehen, so wurden sie mit einem Haufen Speere begrüßt. Die nur leicht verwundeten Flußpferde tauchten voll Wuth unter; einige Speere waren in den dicken Lederpanzer gedrungen, der diese Thiere beschützt. Die Jäger riefen sich gegenseitig Beifall zu und suchten sich durch Kundgeben ihrer Freude anzufeuern. Gleich darauf kam aber das ungestaltete Flußthier, das man verwundet zu haben ge-

hofft hatte, mit ſeinem Kopf wieder zum Vorſchein und ließ ſein gewöhnliches Brüllen hören, wie wenn es gar nicht berührt worden wäre. Auf's Neue flogen nun die Lanzen gegen daſſelbe; mit noch größerer Wuth wie das erſtemal tauchte es wieder unter, und von unſerer Seite erſchallte ein neues Triumphgeſchrei. Der Statthalter der Provinz, Ayto-Biſſaur, der Page Berru und mein Dolmetſcher führten Gewehre: ich war mit meiner Büchſe bewaffnet. Ayto-Biſſaur und Berru hatten ihre Flinten, ohne zu treffen, abgefeuert. Ich verfolgte dasjenige von den Thieren, das mir als das größte vorkam; auf einmal erhob es ſeinen Kopf ganz aus dem Waſſer, ich zielte nach ihm und traf es gerade hinter das Ohr, an ſeine verwundbarſte Stelle. Es tauchte unter, kam aber gleich darauf wieder auf die Oberfläche des Waſſers, mit ganz rothem Kopf vor lauter Wuth und bäumte ſich in ungeheuren Sätzen, wobei es ſeinen Leib ganz über das Waſſer erhob. Aus ſeinem Munde floß ein Strom von Blut, dabei ließ es ein klägliches Geheul hören, das die Jäger mit Siegesjauchzen beantworteten. Die Leute, welche in der Nähe des Plateau's wohnten, denen das Echo unſer Geſchrei zutrug, kamen voll Neugierde herbei gelaufen, um zu erfahren, was die Urſache dieſes Lärmen ſei. Das verwundete Thier verſuchte mehrmals aus dem Fluſſe zu kommen; allein nun ſchoſſen auch Ayto-Biſſaur, Berru und meine Diener ihre Gewehre auf daſſelbe ab und zugleich wurden auch alle Speere auf daſſelbe gerichtet, ſo daß es genöthigt wurde, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Ich jagte ihm noch einen zweiten Schuß nach, der es nahe bei dem erſten traf. Von dieſem Augenblick an ſchien es ſich gelaſſen in ſein Schickſal zu ergeben, wie wenn wir ihm nur unbedeutende Wunden verurſacht hätten, und ſchwamm ruhig fort, wobei es nur von Zeit zu Zeit ſeinen Rüſſel etwas in die Höhe hob, um das Waſſer aus ſeinen Naslöchern zu blaſen. Ich geſtehe, daß ich mich nicht wenig getäuſcht fand, von meinen Jagdgenoſſen lachten einige laut über meine

vergeblichen Hoffnungen, andere dagegen verfolgten fluchend das unverwundbare Thier, das sich nur noch in sehr großen Zwischenräumen sehen ließ, nur die äußerste Spitze seines Rüssels auf der Oberfläche des Wassers zeigte und diesen sogleich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit wieder zurückzog. So verfolgten wir das Thier im Ganzen drei volle Stunden, bis es mir endlich glückte, ihm noch eine dritte Kugel in den Kopf zu jagen. Dieser Schuß machte der Sache ein Ende. Das Thier bewegte seine plumpe Masse in heftigen Zuckungen; nach eine halbe Stunde wehrte es sich, dann aber tauchte es unter und wurde erst eine Stunde nachher wieder auf der Oberfläche des Wassers sichtbar. Es war bereits todt, aber jeder unserer Jäger wollte sich noch das Vergnügen machen, es mit seinem Speere zu durchbohren, gleichsam um seinen Tod vollständiger zu machen.

Es gab eine harte und mühsame Arbeit, bis man diesen Riesenkörper, von mehr als 30 Centner Gewicht, aus dem Wasser gezogen hatte und es mußte die vereinte Anstrengung der ganzen Truppe in Anspruch genommen werden, um das Vorhaben zu bewerkstelligen. Es existirt nichts häßlicheres, als der Leib eines Flußpferdes, der dick, rund, schwer, nur zehn Fuß Länge und dabei so kurze Beine hat, daß man meinen könnte, dieselben müßten unter der Last zusammengedrückt werden. Der ungeheure plumpe Kopf, in dem zwei ungemein kleine Augen stecken, besitzt ein Maul, aus dem zwei lange Fangzähne von acht bis zehn Fuß Länge mitten aus einem großen Fleischklumpen hervorstehen. Aus seinem Rachen floß ein grünliches, stinkendes und stark nach Schwefel riechendes Wasser. An der Milch, die seinen Brustwarzen entquoll, ersah ich, daß ich ein Weibchen getödtet habe, das gerade ein Junges säuge; einige von den Jägern behaupteten aber, daß es erst nahe daran sei zu werfen. Ich ließ das Thier öffnen; unglücklicherweise hatte meine Ahnung mich nicht getäuscht, und so war der Hauptzweck meiner Jagd verfehlt. Das Fleisch

dieſes Flußpferdes war dunkelroth und dazwiſchen zogen ſich blendend weiße Fettſtreifen. Um mich zu entſchädigen, ließ ich mir durch meinen Diener ſogleich Hyppopotamen-Beefſteaks zubereiten; die Jäger aber vertheilten ſeinen Hautpanzer unter ſich, um Peitſchen daraus zu fertigen. Das Fell iſt eiſengrau und ungefähr drei Zoll dick, was auch die Urſache iſt, daß nur wenige Lanzen eingedrungen und ſechs Kugeln darin ſtecken geblieben waren, ehe ſie das Fleiſch hatten erreichen können.

Die Beefſteaks von hippopotamen Fleiſch wurden mir auf dem Sand, im Schatten einiger blühender Akazienbäume ſervirt. Außer dieſem Gerichte machten noch Hammelsbraten, Brodkuchen, Meth und Cedracitronen, vom köſtlichſten Wohlgeruch, unſer Mal aus. Meine Begleiter waren nicht weniger hungrig als ich, und das einladende Ausſehen meiner Beefſteaks ſetzte ihre Leckerhaftigkeit auf eine harte Probe. Ich bot ihnen davon an, aber keiner wollte etwas annehmen, weil, wie ſie mich verſicherten, die Prieſter ihnen verboten hatten von dem Fleiſch der Flußpferde und anderer unreinen Thiere, wie von Antilopen, Gazellen, wilden Schweinen, Haſen, Gänſen und Enten zu genießen. Meine guten Abyſſinier hatten es aber nicht ſehr zu bedauern, daß ſie der Verſuchung Widerſtand geleiſtet hatten; denn ſo zart auch dieſe Beefſteaks waren, ſo hatten ſie dabei einen Biſamgeſchmack, der dem Gaumen durchaus nicht zuſagte.

Es wurde ein Uhr bis wir mit unſerer Mahlzeit zu Ende waren. Ayto-Biſſaur forderte mich auf wieder aufzuſitzen, und die Nacht auf einem Punkte, der halbwegs gegen das Plateau hinauf liegt, zuzubringen, weil es gefährlich ſei am Ufer des Fluſſes zu ſchlafen und man hier leicht ein Fieber davon tragen könne. Ich erwiderte ihm, daß ich vorziehe unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen, und daß ich mich lieber der Gefahr ausſetzen wolle das Fieber zu bekommen, als durch Hinabſtürzen über

jähen Felsen, die drohend über unseren Köpfen hingen, den Hals zu brechen. Ich ersuchte ihn mit seinen Leuten da zu lagern wo es ihm passend dünke, und bemerkte dabei, daß er mich morgen an der Stelle wieder treffen werde, von der wir unsere Jagd begonnen haben. Ayto-Bissaur sah aber die beiden Gefahren, welche uns bedrohten, aus einem andern Gesichtspunkte an; doch verließ er mich nicht, ohne eine starke Wache bei mir zurückzulassen.

In dem Augenblick, als die Sterne an dem kleinen, durch die Wände der Schlucht von dem Himmelsgewölbe getrennten azurblauen Horizont zu leuchten anfingen, umgaben mich meine Gefährten, wie wenn eine geheime Furcht sie gequält hätte, und baten mich ihnen Pulver zu geben, damit sie ihre Gesichter schwärzen könnten. Auf mein Befragen, was denn dieser sonderbare Einfall zu bedeuten habe, erwiderten sie, daß dieß ein vortreffliches Mittel sei den Teufel zu erschrecken und ihm die Macht zu benehmen uns während des Schlafes ein Uebel zufügen zu können. Auch baten sie mich noch einige Schüsse abzufeuern, um durch diese den bösen Geist zu verscheuchen. Aber es ist ja gar wohl möglich, erwiderte ich ihnen, daß sich der Teufel gar nicht unter uns befindet, und wenn wir einige Schüsse abfeuern, so steht zu befürchten, daß wir ihm durch den Knall, den wir hervorbringen, gerade den Ort bemerklich machen, wo wir uns aufhalten, und daß er in seinem Zorn über uns herfällt. Dieser Einwurf von meiner Seite leuchtete einigen starken Geistern unter dem Trupp ein, und diese waren eben emsig daran, denselben den andern so begreiflich wie möglich zu machen, als ich unglücklicherweise in ein schallendes Gelächter ausbrach, und so die Wirkung meines schönen Beweises selbst zerstörte; die Bitten fingen von neuem wieder an und zwar dießmal einstimmig. Ich gab den Leuten nach und verschaffte ihnen dadurch, daß ich zwei

Schüsse aus meiner Büchse abfeuerte, eine ruhige Nacht. Der Teufel ließ aber auch in der That die ganze Nacht nichts von sich hören; zur Entschädigung dafür hörten wir aber das Brüllen eines Leoparden, und meine Leute, die das Geschrei des Raubthieres aufgeweckt hatte, belehrten mich, daß dasselbe sehr häufig in diesem Thale getroffen werde.

Den folgenden Morgen begannen wir in aller Frühe wieder die Hippopotamen-Jagd, und hatten bereits zwei Flußpferde tödlich verwundet, ehe Ayeko-Bissaur zu uns stieß. Es waren wieder zwei Weibchen; dem umfangreichsten ließ ich die Haut mit aller möglichen Vorsicht abziehen, um sie als ein Exemplar für ein Naturalienkabinet verwenden zu können, und schickte sie hinauf dem König, da ich wohl voraussetzen konnte, er werde mir bei meiner Rückkehr dieselbe zum Geschenk machen. Als man aber die beiden Thiere öffnete, sah ich mich wieder ebenso getäuscht, wie am Tag vorher, denn keines von Beiden war trächtig. Ich fühlte mich zu ermüdet um diese anstrengende Jagd noch weiter fortzusetzen; dazu kam noch ein kleiner Unfall, der mir vollends Widerwillen dagegen einflößte. Ich verlor nämlich ein Familienandenken, ein Bleistiftrohr, mit dem ich noch den Abend zuvor meine Notizen aufgezeichnet hatte. Wer sich noch nie in einer Lage, wie die meinige, befunden hat, vermag es nur schwer zu begreifen, welchen Werth man selbst auf die unbedeutensten Gegenstände legt, an die sich theuere Erinnerungen knüpfen. Ich ließ nach meinem Bleistiftrohr suchen, und bot demjenigen, der es mir brächte, einen Talaris Belohnung. Allein ich war nicht so glücklich es wieder zu erhalten.

Obgleich ich den Zweck meines Unternehmens nicht erreicht hatte, so sagte mir Sahle-Salassi dennoch schmeichelhafte Worte über mein Glück auf der Jagd. Als ich aber mich unzufrieden äußerte, gab er mir zur Antwort: „Ein andermal wirst Du

glücklicher sein, und mir das Mittel verschaffen, dessen ich so sehr benöthigt bin.“ Die Königin Betsabesch ließ mich rufen, sobald sie meine Rückkunft erfahren hatte. Unter andern fragte sie mich, ob mir ihr Land gefallen habe, und sagte mir hierauf, daß die Provinzen Marabitch, Schoa-Mehda und Marrot, durch die ich gekommen war, früher ihrem Vater gehört haben, und erst seit ihrer Heirath mit Sahle-Salassi mit dem Königreiche Schoa verbunden seien. Ich rühmte der Königin die schönen Gegenden und erzählte ihr sodann unsere Jagdabenteuer. Sie sprach nochmals ihren Dank für die schönen Sachen gegen mich aus, die ich ihr aus Frankreich mitgebracht hatte, und sagte, daß sie die Arbeit an der goldenen Kette, die sie gerade umhängen hatte, ganz bewunderungswürdig finde. Zuletzt lenkte sie das Gespräch auf die Politik, und ich ersah bei dieser Veranlassung, daß sie das Mißtrauen des Volkes in Beziehung auf die englische Gesandtschaft theile. Sie fragte mich, was ich von dem langen Aufenthalt derselben in Schoa halte. „Rochet, sagte sie zu mir, die Leute von Tschurra sagen uns unaufhörlich, daß die Engländer nur darum gekommen seien, um unser Land auszukundschaften und sich desselben später zu bemächtigen. Sie haben Sahle-Salassi kostbare Geschenke mitgebracht, aber wenn der König auf meinen Rath gehört hätte, so würde er sie gar nicht angenommen haben. In England gibt es also keine armen Leute? setzte sie nach einiger Zeit hinzu? — Hierauf erwiderte ich ihr, daß es dort vielleicht deren mehr, als in irgend einem anderen Lande gebe. „Nun! dann hätten sie besser daran gethan diese Geschenke zu verkaufen und das Geld, was sie daraus gelöst hätten, den Armen zu geben, als sie Sahle-Salassi zu bringen, da sie doch keinen Nutzen davon haben. Dieser Krapf ist aber an allem Schuld, er hat diese Engländer herbeigerufen; er soll dafür auch, so lange ich das Leben behalte, nicht mehr

nach Schoa zurückkehren.“ Die Vorurtheile der Königin Betfabesch gegen die englische Gesandtschaft waren so eingefleischt, daß sie den Herrn Harris, unerachtet aller seiner Bitten, niemals annahm.

Mit der Haut des Flußpferdes, die ich mit so vieler Sorgfalt hatte abziehen lassen, hatte Sahle-Salassi, in der Meinung, mir einen Dienst damit zu erweisen, dem Major Harris ein Geschenk gemacht. Ich ließ es den Major durchaus nicht entgelten', sondern machte ihm gleich darauf einen Besuch, und gab ihm durch die Erzählung der unschuldigen List, durch welche ich Sahle-Salassi dahin vermocht hatte, mir in meinen Nachforschungen nach dem nicht auffindbaren Fötus mit aller seiner Macht an die Hand zu gehen, Stoff zum lachen. Der Major Harris hatte selbst mehrere Flußpferde während seiner Reisen im südlichen Afrika getödtet und belehrte mich, daß die Eingeborenen jener Gegenden Afrika's das Fett dieser Thiere als Hülfsmittel gebrauchten.

Der Abreise der englischen Gesandtschaft von Schoa stand ein großes Hinderniß im Wege; es fehlte ihr nämlich an Geld. Herr Harris hatte den Gedanken sich in dieser Lage an Sahle-Salassi zu wenden und ihn um ein Anlehen von 2000 Talaris (10,000 Fr.) zu bitten. Der König schlug ihm aber seine Bitte ab. Ich bot nun Herrn Harris an, ihm zwei Drittheile dieser Summe vorzustrecken, und ließ aus diesem Grunde Sahle-Salassi um 1400 Talaris bitten; zu diesem Werth schlug ich die für ihn in Frankreich gekauften Gegenstände an, und überschickte sie Herrn Harris. Dieser stellte dafür einen, in Alexandrien zahlbaren Wechsel aus. In dem Augenblick, in dem die Engländer ihre Vorbereitungen zur Abreise trafen, wurde ich von einem Fieber befallen. Seit einem Monat strömte ein ungewöhnlich frühzeitiger Regen unausgesetzt vom Himmel herab, und man wußte sich

seit langer Zeit keines so schlechten Wetters zu erinnern. Die Abyssinier, deren Aberglaube sich mit ihrer Abneigung mischte, schoben alle Schuld auf die Anwesenheit der Engländer, ja der König selbst hatte sogar, aus Besorgniß vor einem Erdbeben, die Hütte verlassen, die auf dem Angolola beherrschenden Hügel lag. Die meinige befand sich am Fuße dieses Hügels, innerhalb der Umschließung der königlichen Gebäude, so daß sich eine bedeutende Feuchtigkeit darin festsetzte, die auch die Ursache meines Fiebers war. Ich ließ Sahle-Salassi sagen, daß ich eben so wenig wie er Lust habe, durch ein Erdbeben zu Grund zu gehen und erbitte mir daher eine andere Wohnung. Er ließ mir auch in der That eine andere Hütte anweisen, nach welcher man mich auf meinem Ruhepolster trug, da zum Gehen es mir an Kraft gebrach. Hier verabschiedete sich auch Major Harris von mir, der seinen Begleitern vorauseilte, um in Farre die Kameele zu miethen, die er zum Transportiren seines Gepäckes durch die Wüste nöthig hatte. Noch war ich nicht im Stande auf zu sein, als einige Tage nachher der Kapitän Graham, Herr Roth und Dr. Impey, ganz in Reisekleidern in meine Hütte eintraten, um mir zum letztenmale die Hand zu drücken. Wenn auch die englische Gesandtschaft durch Pomp, den sie zu entfalten zu müssen geglaubt hatten, das Mißtrauen der Amharras zu erwecken im Stande gewesen war, so gaben doch die Anführer derselben durch ihr Benehmen und die musterhafte Ordnung, welche sie unter ihren Soldaten zu erhalten wußten, Sahle-Salassi eine Idee von einer großen und gebildeten Nation. Ich fühlte mich schmerzlich ergriffen, als ich sie scheiden sah, denn von jetzt an stand ich ganz vereinzelt da, denn ich war der einzige Europäer in Schoa.

Diese Verlassenheit sollte aber nicht so lange währen als ich befürchtet hatte. Denn einige Tage nachher erhielt ich folgende Briefe.

„Jaffain (im Lande Gempa) den 1. Febr. 1843.

„Lieber Herr Rochet!

„Ich hoffe, Sie haben einen Reisenden nicht vergessen, den Sie vor drei Jahren in Alexandrien getroffen haben, und der den Brief übersetzte, den Sahle-Salassi durch Sie an Louis Philipp schickte; Sie sagten mir damals, daß Sie mich vielleicht in Tigris finden würden, um mich nach Schoa zu geleiten. Ich verlange nicht, daß Sie so weit sich her bemühen, aber ich bitte Sie, den ich als alten Bekannten betrachte, namentlich aber in Ihrer Eigenschaft als Landsmann, dem Könige von Schoa zu wissen zu thun, daß wir, im Begriff seiner frühern schriftlichen Einladung zufolge, ihn zu besuchen, ehe wir in unser Vaterland zurückkehren, an der Grenze des Landes Gempa angehalten worden sind; bitten Sie ihn Befehl zu ertheilen, daß man uns weiter ziehen läßt, und daß wir nicht den Verdruß erleben, aus Abyssinien abreisen zu müssen, ohne den einzigen wirklichen König gesehen zu haben.

„Wir, Herr Doktor Petit und ich, haben in Erfahrung gebracht, daß die englische Commission in Angobar sei und Schoa auskundschafte; Sie hat in Ihnen einen Concurrenten für den geologischen Theil gefunden; sorgen Sie dafür, daß sie uns nicht hemmend in den Weg tritt, die wir der Astronomie und der Naturgeschichte wegen da sind.

„Genehmigen Sie u. s. w.

L. F. Lefebvre."

„Ich kann nicht wie ich wünsche, bald im Stande zu seyn, lange mit ihnen plaudern, sondern begnüge mich, Ihnen für die Gefälligkeit zu danken, mit der Sie Briefe für mich von Paris mitgenommen und diese mir nach Djedda ge-

ſchickt haben, bis ich Ihnen perſönlich zu danken im Stande bin. Genehmigen Sie u. ſ. w.

Ant. Petit,

Doktor der Medizin, naturhiſtoriſcher Reiſender für das Muſeum.

„Aus dem Lande Ayto-Babelu den 4. Febr. 1843.

„Mein lieber Rochet!

„Vor einigen Tagen ſchrieben wir Ihnen zu gleicher Zeit wie dem Könige, und baten Sie, Ihren Einfluß anzuwenden, uns den Befehl auszuwirken, daß wir die Grenze paſſiren dürften; es ſcheint aber, daß man den Brief ebenſo angehalten hat, wie uns ſelbſt, wir ſenden daher einen zweiten Boten, der vielleicht glücklicher oder williger als der erſte ſein wird. Ich hatte das Vergnügen Sie in Alexandrien zu treffen und gewiß haben Sie auch von dem Doktor Petit ſprechen hören; wir ſind beide da, um unſere Arbeiten zu vollenden, und wünſchen durch Schoa zu reiſen, ohne uns daſelbſt aufzuhalten. Seyen Sie gefälligſt unſer Fürſprecher und erinnern Sie Sahle-Salaſſi daran, daß er uns durch den Boten Joanne (ein Indier, den Sie vielleicht kennen) einen Brief habe zukommen laſſen, indem er uns aufgefordert hat zu kommen. Nun haben wir eine weite Reiſe gemacht und ſind beide krank; es wäre ſehr unangenehm für uns mit einer Maſſe von wiſſenſchaftlichem Geräthe abreiſen zu müſſen, ohne wenigſtens einige Zeit lang ausruhen zu können. Wir zählen daher auf Ihre Freundſchaft und Ihre Eigenſchaft als Landsmann.

L. F. Lefebvre,

Schiffslieutenant in der franzöſiſchen Marine.

Ich fühlte mich noch sehr schwach als ich diese beiden Briefe empfing, und Sahle-Salassi hielt sich gerade in Angololla auf, wo er mit den Vorbereitungen zu einer großen Expedition gegen die westlichen Gallas beschäftigt war. Dessenungeachtet reiste ich sogleich ab und war so glücklich den König zu bewegen, meinen beiden Landsleuten, gegen die man ihn durch verläumderische Gerüchte einzunehmen gesucht hatte, den Eintritt in sein Land zu erlauben. Sahle-Salassi rieth mir, mich während meiner Reconvalescenz so viel als möglich zu schonen, damit ich ihn auf seinem Kriegszuge gegen die Gallas, der in kurzer Zeit vor sich gehen solle, begleiten könne.

Der Krieg mit den Gallas.

Der Abmarsch der Expedition verzögerte sich aber noch um einige Tage; und so bat mich Sahle-Salassi noch einmal eine Jagd auf Flußpferde zu unternehmen, weil er gar zu gerne das wunderbare Heilmittel besessen hätte, das ich ihm angerathen hatte. Herr Lefebvre, der unterdessen mit Herrn Petit bei mir eingetroffen war, wünschte mich zu begleiten, weil ihm dadurch die Gelegenheit zu Theil wurde, eine der merkwürdigsten Gegenden von Schoa kennen zu lernen, und er schon lange den Wunsch hegte, eine genaue Zeichnung von einem dieser Thiere anfertigen zu können. Ich reiste deshalb in Gesellschaft meines Pagen Berru ab, außer welchem der König mir noch eine Begleitung von zehn Mann mitgab, die sämmtlich mit Gewehren bewaffnet waren.

Wir stiegen einige Meilen von dem Punkte entfernt, wo wir das Erstemal gehalten hatten, in die Thalschlucht des Tschia-Tschia hinab. Dießmal war ich an den Statthalter Ayto-Horganet abressirt, der sich ganz zu meiner Verfügung stellte. An diesem Theile des Flusses wird der Winkel, welcher die Schlucht bildet, etwas weiter. Der Abhang, an dem man gegen den Fluß hinabgelangt, ist weniger steil und bildet unregelmäßige, auf ungeheuren Felsen ruhende Terassen, deren obere Fläche mit

fruchtbarem Erdreich bedeckt ist, auf dem in dieser Jahreszeit Getreide, Durrah, Tef und Baumwollenpflanzen in üppiger Blüte standen. Zwei Tage lang irrten wir an den Ufern des Flusses umher, ohne auch nur ein Flußpferd zu treffen. Herr Lefebvre, der sich von den Anstrengungen seiner Reise noch nicht ganz erholt hatte, und die Aria Cattiva befürchtete, die in dem engen Thalkessel sich aus den Gewässern erhob, machte sich voll Ungeduld wieder auf das Plateau herauf, während ich meine Nachsuchungen unermüdet fortsetzte. Am dritten Tage endlich lächelte mir das Glück. An einer sehr tiefen Stelle des Flusses gewahrte ich die Schnauze eines Flußpferdes, die ich anfangs für den Kopf eines Krokodills hielt. Ich übergab einem meiner Diener mein Maulthier und näherte mich vorsichtig dem Ufer. Das Thier verschwand aber schnell, ohne daß es das stillstehende Wasser durch sein Untertauchen im mindesten bewegt hätte. Ich lauerte ihm auf. Bald kam es wieder zum Vorschein und schwamm unbesorgt dahin mit dem Kopfe ganz über dem Wasser. Ich feuerte nach ihm und meine Kugel traf es tödtlich. Ein Strom von Blut floß aus seinem Kopfe; voll Wuth näherte es sich dem Ufer, kam aus dem Fluß heraus und stellte sich auf eine Entfernung von drei Schritten vor mich hin. So blieb es eine Minute unbeweglich stehen, seine wüthenden und starren Augen fest auf mich geheftet, gerade wie wenn es sich besänne, wie es Rache nehmen wolle. Ich gestehe, daß mir nun diesem furchtbaren Feinde gegenüber gar nicht wohl zu Muthe war, und ich beeilte mich so sehr als möglich meine Büchse wieder zu laden. Sei es nun aber, daß das Thier durch die Bewegung meiner Arme, mit denen ich die Kugel in den Lauf hinabstieß, oder durch das Geschrei erschreckt wurde, das meine in vollem Laufe herbeieilenden Jagdbegleiter erhoben, genug, das Ungeheuer entfloh, so schnell es konnte und stürzte sich gleich darauf wieder in den Fluß. Wir verfolgten es; lange kämpfte es mit wüthender Verzweiflung

gegen den Tod, indem es ſich bald hoch im Waſſer erhob, bald wieder mit ſeiner ungeformten Maſſe untertauchte. Endlich blieb es unter dem Waſſer und nach Verfluß einer halben Stunde ſchwamm ſein Leichnam auf der Oberfläche. Wir ſchifften nun das Thier an das Land, es war ein Männchen. Ich ließ ihm den Kopf abhauen und ſchickte dieſen Herrn Lefebvre.

Den folgenden Tag fing ich die Jagd von neuem an, und wir ſtöberten noch zwei Hippopotame in einem jener Keſſel auf, die der Fluß von Zeit zu Zeit zwiſchen zwei Stellen bildet. So oft die Thiere Miene machten, aus dem Baſſin zu entfliehen, in das wir ſie ſo zu ſagen, eingekreist hatten, wurden ſie von den Leuten meiner Begleitung durch Lanzenwürfe wieder zurückgeſcheucht; bei jeder friſchen Wunde, die die unglücklichen Thiere erhielten, verbargen ſie ſich in dem nur wenige Fuß tiefen Waſſer. Wir feuerten mehr als fünfzig Kugeln auf ſie hinab, ohne ſie tödtlich verletzen zu können, und um ſechs Uhr Abends hatten wir noch nicht mehr zu Stande gebracht. Wir wollten aber eine ſo ſchöne Beute, die wir gewiſſermaßen ſchon in Händen hatten, nicht aufgeben, und beſchloßen deshalb, die Nacht an dem Ufer des Fluſſes zuzubringen. Unſere Truppe beſtand aus mehr als hundert Mann; man zündete mehrere Feuer an, um aber jedes Unglück zu vermeiden, verbot ich meinen Leuten mit Feuergewehren ſelbſt dann zu ſchießen, wenn die Flußpferde verſuchen ſollten zu entfliehen.

An demſelben Abend, Montag den 6. März 1845, um 6 Uhr 38 Minuten, wurde ich einen Kometen gewahr, der ſich von Weſten nach Oſten bewegte. Anfangs erſchien er nur wie ein weißliches und undeutliches Licht, und es dauerte 17 Minuten bis er ſeine eigentliche Form annahm; um 7 Uhr endlich hatte er ſeine volle Länge erreicht. Er bildete eine ſehr lange Ellipſe, deren Schweif das Sternbild des Orion etwas ſüdwärts vom Davidswagen berührte. So blieb der Komet ſieben Minuten lang,

worauf er während 7 Minuten sich verkürzte und bläſſer wurde, sodann aber wieder in hellerem Lichte leuchtete. In der Thalschlucht, wo ich nur eine sehr beschränkte Zone am Himmel zu sehen vermochte, konnte ich ihn nur bis 8 Uhr 53 Minuten beobachten; sodann verschwand er aus meinem Gesichtskreis, und ich vermochte nicht zu bestimmen, wie lange er noch am Horizonte blieb.

Die Nacht war schön, der Mond schien in hellem Lichte in die Schlucht. Durch diese poetische Stille der Nacht hörte man nur hie und da das rauhe Gebrüll der Flußpferde, das Plätschern der Wellen, die sie im Schwimmen in Bewegung brachten, und von Zeit zu Zeit das Geräusch der Wasserstrahlen, die sie aus ihren Nasslöchern bliesen, und welche mit einem ganz eigenthümlichen melancholischen, silberhellen Tone in die Wellen des Flusses wieder herabfielen. Gerade in dem Augenblick, indem ich mich den vollen Reizen der reinsten Harmonie dieser göttlichen Nacht in träumerischem Sinnen hingab, fing das größere der Hippopotame an durch die Furt zu waten; sogleich erhoben sich alle meine Leute zu seiner Verfolgung, allein es entwischte uns trotz seiner vielen Wunden und seines bedeutenden Blutverlustes. Während wir es aber verfolgten, entfloh auch das Andere, das sich nun frei und unbewacht sah, nach der anderen Seite. Dieses Mißgeschick machte mich muthlos; der Jagd müde suchte ich am folgenden Tage Herrn Lefebvre auf und kehrte mit ihm nach Angolola zurück. Der König schien über die Schwierigkeit, welche sich mir entgegenstellte, um ihm das versprochene Heilmittel zu verschaffen, erstaunt und verdrießlich; doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, dasselbe noch zu erhalten. „Das nächstemal gebe ich dir fünfzig Flintenträger mit, sagte er, und dann wirst du glücklicher seyn.“

Unterdessen war der 20. März, der für den Abmarsch der Expedition bestimmte Tag, herangekommen. Ich ging aber nicht

gleich mit dem Könige ab, da ich meteorologiſche Beobachtungen über die Stunden des Frühlings-Aequinoctiums anſtellen wollte. Ich erſuchte ihn mir eine Schutzwache da zu laſſen, mit der ich in Fine-Fini, dem Hauptſammelplatze für die Expeditionstruppen, zu ihm ſtoßen wolle. Herr Lefebvre aber begleitete Sahle-Salaſſi, während Dr. Petit ſich nach Tugulet verfügte, um eine Schweſter des Königs, die dort krank lag, in Behandlung zu nehmen.

Sahle-Salaſſi wollte ſich die Gallas-Soddo und die Betchio-Werezze unterwerfen. Jedes Jahr unternimmt der König dergleichen Züge, denen man aber kaum den Namen Krieg geben kann, da die Stämme, die Sale-Salaſſi ſich unterwirft, ſtets unter ſich entzweit und nicht ſtark genug ſind, um ihm ernſtlichen Widerſtand zu leiſten. Es fällt nicht ſchwer Vorwände zu ſolchen Eroberungskriegen aufzufinden; denn die Gallas bieten dazu Veranlaſſungen in Menge dar, indem ſie entweder Diebſtähle begehen, oder blutige Angriffe auf die Unterthanen des Königs unternehmen. Ueberdieß haben die Abyſſinier auch noch an ihnen eine alte und gerechte Rache zu nehmen.

Eine der ſchwierigſten ethnographiſchen Fragen iſt die über den Urſprung und die älteſte Geſchichte der Gallarace. Die Gallas bilden einen der ſtärkſten und ſchönſten Volksſtämme in Afrika, und unterſcheiden ſich von den Abyſſiniern in Hinſicht der Religion; denn ihre Götterverehrung iſt nichts als ein mit Fetiſchismus vermengtes Heidenthum. Ihre Sitten ſind wilder und roher als die ihrer Nachbarn, die ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, und neben dem Vorzug einer verhältnißmäßigen Civiliſation auch noch den der Tradition an eine alte Nationalität beſitzen. Hinſichtlich des phyſiſchen Charakters, der Kleidung und der Gewohnheiten im häuslichen Leben, beſteht aber zwiſchen beiden Völkern nur ein geringer Unterſchied. Die Gallas ſind ſowohl Ackerbauer und Krieger und beſitzen vielleicht noch mehr Kriegsluſt und Liebe zu dem Ruhm, den man durch Kampf er-

wirbt, als die Gallas. Unglücklicherweise zerfallen sie aber in eine Menge von Stämmen, die stets unter einander uneinig sind, und die, welche südlich und westlich vom Königreiche Schoa wohnen, können ihren alten Feinden, hinsichtlich ihrer Religion und Abstammung nicht jene Kraft entgegenstellen, die aus der Vereinigung der Macht entsteht und den Hauptvortheil der Unterthanen Sahle-Salassis bildet.

Wenn die Geschichte Abyssiniens bekannter wäre, so würde man ohne Zweifel Begebenheiten begegnen, die ein ebenso bedeutendes historisches Interesse darböten, wie die ersten Jahrhunderte im modernen Europa. Das Land Abyssinien, dessen Alterthum bis zur Königin von Saba und bis zu Salomo hinaufreicht, deren Nachfolger seine jetzigen Beherrscher zu sein behaupten, löste sich, nachdem die Muselmänner durch die Eroberung von Aegypten ersteres von aller Verbindung mit Europa abgeschnitten und gewissermaßen im Herzen von Afrika eingekerkert hatten, in Folge einer langen inneren Gährung fast völlig auf. Aber im 16ten Jahrhundert, zu derselben Zeit, in der die Schwäche Abyssiniens ihre gefährlichste Höhe erreicht, hatten die Amharras zwei fürchterliche Angriffe auszuhalten. Von Osten her drangen nämlich die Adels und Somalis, unter der Anführung eines zweiten Attila, mit Namen Mohammed-Gragne vor, und von Westen her kamen die Gallas. Durch die Ueberfluthung dieser zwei erobernden Völker in äußerst bedrängte Lage versetzt, war das Königreich Schoa nahe daran, völlig aus der Geschichte zu verschwinden. In dieser bedrängten Lage Abyssiniens sah die Mutter des damaligen Kaisers David keinen andern rettenden Ausweg, als den Beistand eines europäischen Volkes anzurufen, dessen Name zu jener Zeit in Afrika einen so berühmten Klang hatte, daß er sogar bis zu den abgeschlossen wohnenden Christen jenes Erdtheils gedrungen war. Diese Königin sandte nämlich an den Hof von Portugal einen Armenier, der endlich nach lan-

send Abenteuern das Ziel seiner Sendung glücklich erreichte. Auf dieses kamen fünfhundert Portugiesen nach Abyssinien, indem sie Afrika auf dem von Vasco de Gama erst kurz zuvor aufgefundenen Wege, um das Kap der guten Hoffnung umschifften. Diese ritterlichen Abentheuerer des christlichen Europa errretteten Abyssinien von der muselmännischen Eroberung. Ein portugiesischer Soldat tödtete in einem Gefecht jenen furchtbaren Mohammed-Gragne; aber die Gestalt dieses Ungläubigen, lebt selbst in der so weiten Perspective von drei Jahrhunderten, die seitdem darüber weggegangen sind, noch in so fürchterlicher Erinnerung, daß die Amharras noch heut zu Tage erzählen, daß 500 europäische Reiter und das Feuer aus 500 Gewehren nöthig gewesen sei, um den afrikanischen Goliath tödten zu können. Die Adels und Somalis, ihres Anführers beraubt, zerstreuten sich und kehrten zu ihrem Nomadenleben in die Wüste zurück. Allein während Abyssinien seine ganze Widerstandskraft gegen Osten gewendet hatte, waren die Gallas im Süden in sein Herz, nach Schoa eingedrungen; dort hätten sich ihre Stämme vereinigt und von da weiter nach Norden und Osten gleich einem langsamen aber unwiderstehlichen Strome fortgewälzt. Sie setzten sich auf dem eroberten Boden fest, schlugen Wohnungen auf und bebauten ihn nach ihrer Weise. Durch eine Schlacht war nicht mehr zu gewinnen, was man an sie verloren hatte; man konnte sie nicht verjagen, sondern man mußte sie unterwerfen. Es genügte nicht eines ihrer Oberhäupter zu tödten, um sie zu zerstreuen, man mußte vielmehr ihr Gebiet erobern. Es war dieß ebensowohl ein religiöses als nationales Unternehmen, an dem Sahle-Salassi's Vorfahren lange gearbeitet haben — ein Werk das selbst Sahle-Salassi rastlos fortsetzt und schon weiter als irgend einer seiner Vorgänger gefördert hat.

Die Gallas bewohnen heut zu Tage die Strecke zwischen den beiden Wendekreisen im östlichen Afrika. Wie sind sie aber

nach Afrika gekommen? Unbestimmten Sagen zufolge, die unter ihnen im Umlaufe sind, sollen sie über das Meer her gekommen seyn. Der Häuptling ihres Stammes, Ullabu, der zu Muhameds Zeiten lebte, soll die Veranlassung zu ihrer Auswanderung nach Afrika gegeben haben. Galla bedeutet in ihrer Sprache einen Länderräuber, die Muselmänner geben ihrem Namen aber einen andern Ursprung. Nach ihrer Behauptung soll Muhamed an Ullabu einen Boten gesendet haben, mit der Aufforderung sich seinem Bekehrungsgeschäfte anzuschließen. Ullabu weigerte sich. „Er hat Nein gesagt (ga-la) hinterbrachte der Bote dem Propheten.“ — „Wohlan!“ soll Muhamed geantwortet haben, so mögen diese Worte in Zukunft diesen Stamm bezeichnen, der nicht an die Offenbarungen des Engels Gabriel glauben will.“

Wie bereits erwähnt, so verdienen die gegenwärtigen Expeditionen den Namen Krieg nicht mehr. Wenn Sahle-Salassi einen Stamm sich unterwerfen will, so braucht er nur mit einer großen Anzahl Reiter, dem der einzelne Stamm keinen Widerstand entgegen zu setzen vermag, in dessen Gebiet einzufallen. Der Stamm entflieht, seine Ernten werden zerstört, seine Hütten niedergebrannt, seine Heerden weggetrieben; so auf's Aeußerste getrieben, unterwirft sich der Stamm, schickt zum Zeichen seines Gehorsams einen jährlichen Tribut, und schickt zu allen folgenden Expeditionen eine bestimmte Anzahl Krieger.

So leicht ausführbar auch alle diese Handstreiche sind, so entfaltet Sahle-Salissi dennoch bei allen derartigen Unternehmungen eine große Truppenmacht. Um sich einen Stamm zu unterwerfen, der nur wenig tausend Köpfe zählt, versammelt er eine Reiterschaar, mit der man ganz Afrika erobern könnte. Dieses häufige Concentriren fast der ganzen waffenfähigen Mannschaft des Reiches Schoa ist offenbar eine seiner politischsten Maßregeln, indem sie vor seinen Nachbarn seine Macht zur Schau stellt, wo-

durch jeder Gedanke an Nebenbuhlerſchaft verſchwindet. Dieſelbe Wirkung äußert ſie aber auch auf ſeine eigenen Unterthanen, die ſich dadurch an ſeine unumſchränkte Gewalt gewöhnen, und bei welchen dieſe Manifeſtationen den Hang zu häufigen Empörungen, der andere Theile Abyſſiniens in einem fortwährenden Zuſtande von Anarchie erhält, im Keime zu erſticken vermag. Der Marſch der Heere, die Sahle-Salaſſi aus dieſem Grunde an die Gränzen ſeines Reiches rücken läßt, haben einen ebenſo impoſanten, als pittoresken Charakter, der ſelbſt auf europäiſche Reiſende ſeinen Eindruck nicht verfehlt und den die Engländer, ſo gut wie ich, empfunden haben. In Europa ſieht man niemals eine ſolche Maſſe Reiter vereinigt, ebenſo wenig trifft man aber ein ſo wechſelvolles und lebendiges Bild. Bis zu dem allgemeinen Sammelplatze ſtrömen aus jedem Thale, jedem Dörfchen, jedem Stamm, wie ebenſo viele Nebenflüſſe, größere oder kleinere Reitergeſchwader dem im Marſch begriffenen Hauptheere zu. Allein ſchon die in Agolola, im Augenblick des Ausmarſches des Königs verſammelte Heeresabtheilung bietet eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, die man heutzutage ſehen kann. Zwanzig bis dreißigtauſend Reiter, alle mit kupfernen Schilden, Säbeln, ſpitzigen Lanzen bewaffnet und in ihre weißen Taub's gekleidet, bilden in der Ebene eine Linie, deren beide Flügel an den Horizont zu ſtoßen ſcheinen. Der äußerſte Grad von großartiger Verwirrung tritt aber im Augenblick des Abmarſches ein, wenn dieſe Maſſe abſchwenkt, alle Lanzen gleich Aehren wogen und wie ein Feuermeer in der Sonne erglänzen; wenn die Abtheilungen ſich durchkreuzen, das Geſchrei der wilden Reiter die Luft erfüllt und das ganze Heer die vor ihm liegende Landſchaft überſchwemmt. Der König gibt durch eine religiöſe Feierlichkeit das Zeichen zum Abmarſch.

Sahle-Salaſſi trägt bei ſolchen Gelegenheiten ſeine glänzendſten Kleider; er tritt aus ſeiner Hütte und beſteigt ein reich gezäumtes Pferd oder Maulthier. Während dieſer Zeit bildet

eine mit Flinten bewaffnete Abtheilung Fußvolk Spalier und hält, ſobald er vorüberkommt, die Kolben als Ehrenbezeugung in die Höhe. Dieſe Truppe, ſowie die Muſik folgen ihm, worauf er ſich im Mittelpunkt der großen Front aufſtellt, welche die Reiterei gebildet hat. An ſeiner Seite gehen zwei Soldaten, die einen Thronhimmel von karmoiſinrothem Sammet, auf dem ſich oben ein goldener Apfel befindet, auf dem ein Kreuz ſteckt, über ſeinem Kopfe halten. Hierauf kommen die Stallmeiſter zu Pferde, deren jeder einen mit Silber verzierten Schild und zwei Lanzen führen; ſodann folgen acht bis zehn Prieſter, und unter dieſen des Königs Beichtvater. Sie ſind an dem weißen Turban, den ſie um ihren Kopf geſchlungen haben, und an dem eiſernen Kreuz, das ſie in der Hand halten, erkenntlich. Auf die Prieſter folgen die Frauen, denen die Sorge für des Königs Küche obliegt, von Verſchnittenen begleitet. Zu Sahle-Salaſſi's Rechten gehen Sänger und Sängerinnen, ſowie Trompeter, deren mißtönende Inſtrumente, von etwa vier Fuß Länge, die Form von Clarinetten haben. Zur Linken befinden ſich vierzig, in rothe Sarſche gekleidete Männer, die kleine, paukenähnliche Trommeln ſchlagen, die zu beiden Seiten ihrer Maulthiere befeſtigt ſind. Etwa 300 Schritte vor dem König wird unter dem Geleite einer Abtheilung Flintenträger, ein kleines Pferd geführt, das in einem, mit rothem Tuch zugedeckten Korbe die heiligen Bücher der Kirchen von Angubar zu tragen hat. Den Augenblick, in dem dieſe heiligen Bücher anlangen, die dem Heere Heil bringen ſollen, und gerade wie die heilige Bundeslade den Juden im Kampfe vorangetragen werden, gibt Sahle-Salaſſi das Zeichen. Die Trommelſchläger laſſen raſch auf einander folgende Schläge ertönen und das ganze Heer ſetzt ſich in Bewegung, gefolgt von einer ziemlich großen Anzahl von Mauleſeln, welche die Lebensmittel und die Zelte des Königs zu tragen haben.

Nachdem ich mit meinen Beobachtungen zu Ende war, verließ auch ich in Begleitung von drei Offizieren des Königs Angolola; ich nahm meine vier Diener, Bégnet, Thirse, Dejorges und Battassa, mit mir. Wir marschirten den 23sten die ganze Nacht hindurch und langten am 24sten um fünf Uhr Abends in Fini-Fini an, wo Sahle-Salassi sich befand. Im Lager, wie in den Residenzen Angobar und Angolola, ist des Königs Wohnung von denen seiner Unterthanen durch eine Umschließung getrennt, die im Lager aus Tuchstücken besteht, die an Pfosten festgemacht sind, hinter denen sich die wollenen Zelte des Königs, acht bis zehn ungefähr, befinden. Der König wies mir eines hart neben dem seinen an; die anderen wurden von den Priestern besetzt, welche dem Heere gefolgt waren, von den Pagen, welche die ganze Nacht hindurch wachen, während der König schläft, von dem Oberfeldherrn Ayto-Schischugu und dem Befehlshaber der Flintenträger, Ayto-Katama. Die Ehre, welche mir der König dadurch erzeigte, daß er mir meine Stelle so ganz nahe bei sich anwies, war gewiß sehr schmeichelhaft für mich; allein ich sollte diesen Vorzug theuer bezahlen. Die Priester feierten nämlich ihren Gottesdienst von Mitternacht bis drei Uhr Morgens mit allen Arten von Gesängen, oder vielmehr Geschrei, so daß ich Herrn Lefebvre um seine Freiheit nicht wenig beneidete, die Nacht fern von diesem abscheulichen Concert zubringen zu können.

Das jetzt in Fini-Fini vereinigte Heer zählte wenigstens 15,000 Reiter, die in einzelnen Abtheilungen, je nach Stämmen oder Provinzen, mitten in der ausgedehnten Ebene, in der Fini-Fini liegt, lagerten. Sahle-Salassi blieb hier noch zwei Tage nach meiner Ankunft rasten, um Menschen und Pferden Zeit zum Ausruhen zu geben. Am Tage, an dem wir uns in Bewegung setzten, gelangten wir bis an die Ufer des Hawasch, auf eine Entfernung von 4—5 Meilen von seinen Quellen. Der Fluß fließt hier zwischen flachen Ufern, in der Richtung von Westen nach

Osten, durch eine endlose Ebene hin und hat kaum zehn Metres Tiefe. Man könnte ihn für einen von Menschenhänden gegrabenen Kanal halten. Ein Theil des Heeres setzte sogleich an einer Stelle über, wo er nur einen Metre Tiefe hatte, und bezog am andern Ufer die Vorposten. Der Rest blieb auf dem linken Ufer. Wir standen bereits auf dem Gebiet des Galla-Stammes, den Sahle-Salassi sich unterwerfen wollte; aber im Gefühl unserer überlegenen Streitkräfte fühlten wir uns so sicher, daß wir gar keine Vorsichtsmaßregeln anordneten, um uns gegen einen Ueberfall während der Nacht sicher zu stellen.

Kaum hatte ich mich in mein Zelt zurückgezogen, als mir Sahle-Salassi den Pagen Berru sandte, um mir mitzutheilen, daß ich mich morgen vor Sonnenaufgang bereit halten solle, zu Pferd zu steigen, da er entschlossen sei, die Gallas vom Stamme Betehio-Werezze, die sich acht Meilen mehr südwärts gezogen hatten, aufzusuchen, und daß er dabei meine Begleitung wünsche. Ich ließ ihm antworten, daß ich jeden Augenblick bereit sei, ihm zu folgen, und eilte Herrn Lefebvre von des Königs Absichten zu benachrichtigen. Unglücklicherweise war dieser aber von einem Fieberanfall befallen worden, so daß er abgehalten war, uns zu begleiten. Ich kehrte daher in mein Zelt zurück und maß die barometrische Höhe des Hawasch; so wurde es ein Uhr des Morgens, bis ich mich auf die auf den Boden gebreitete Thierhaut niederlegte. Aber der Lärm, den die unaufhörlich durch den Fluß hin und herziehenden Reiter verursachten, erlaubte mir nicht, mich dem Schlafe zu überlassen. Um drei Uhr gab ich alle Versuche auf und erhob mich. Gleich darauf schickte Sahle-Salassi zu mir und ließ mir sagen, daß es Zeit sei, zu Pferd zu steigen.

In meinem Zelte ließ ich zwei meiner Bedienten zurück; Begnet, dem einsichtsvollsten unter ihnen, übertrug ich die Aufsicht über meine Instrumente; der andere sollte die Lebensmittel und

übrigen Effekten bewahren. Die beiden übrigen nahm ich mit mir. Dejorges trug mein Gewehr. Um mein Pferd zu schonen und um es bei vollen Kräften zu erhalten, wenn der Augenblick käme, in dem ich es gebrauchen wollte, ließ ich es Thirse an's Halfter nehmen, der selbst zu Pferd war und mit meinem Säbel und Karabiner bewaffnet war. Ich selbst nahm zwei Paar Pistolen zu mir; das eine Paar kam in meine Satteltaschen, das andere steckte ich in meine Säbelkuppel und ritt einen Maulesel. In diesem Augenblick verließ der König sein Zelt; auch er saß auf einem Maulthiere. Ich grüßte ihn und wir setzten mit dem Reste der Armee über den Hawasch, die nun vereinigt war und sich in einer Schlachtlinie fortbewegte, die wenigstens zwei Lieues in der Ebene einnahm, in der sie sich ausgebreitet hatte.

Bis sieben Uhr ging es im kurzen Trabe in der Richtung nach Südwest vorwärts, wobei wir über Felder wegritten, die mit der größten Sorgfalt angepflanzt schienen: die einen waren frisch eingesäet, über anderen lag das aufkeimende Getreide gleich einem grünen Teppich ausgebreitet, während auf anderen Grundstücken Bohnen, Erbsen und Linsen in voller Reife zum Einheimsen dastanden. Diese Landschaft durchfließt ein kleiner Fluß, dem der Name Watira-Wanze beigelegt ist. Seine Quelle liegt in den Bergen der Soddo-Gallas, und wir sahen die hohen Gipfel derselben zu unserer Rechten emporragen, wie sie eben von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, sich an dem dunkelblauem Himmelsgewölbe abzeichneten. Er fließt in den Hawasch.

Der König ertheilte nun seine Befehle, worauf eine Menge kleiner Trupps sich ablöste und die Ebene nach allen Richtungen durchstreifte, um die Gallas aufzusuchen. Bald darauf machten Sahle-Salassi und seine Oberoffiziere Halt, um sich in ihre Schlachtgewänder zu kleiden. Der König zog weite Beinkleider von indischem Goldbrocat an, umgab sich mit einer Tauba, die ein rothes Band einfaßte und mit Seidenstickerei geziert war,

über welche er noch ein prächtiges, schwarzes Pantherfell hängte. Einer seiner Stallmeister brachte ihm ein herrliches Pferd; aus den Händen eines andern nahm er Schild und Lanze und ließ dann mit der martialischsten Miene von der Welt sein Pferd Sätze machen. Seinem Beispiele zufolge schmückten sich auch seine Offiziere mit ihren schönsten Kleidern. Bald sah man die Vornehmsten unter ihnen in Beinkleidern und Westen erscheinen, die mit buntfarbigen Seidestickereien verziert waren. Die mehr Untergeordneten aber trugen Beinkleider von rother Sarsche und baumwollene Westen, an denen buntes Farbenspiel das ersetzte, was dem Stoffe an Werth abging. Obgleich ich in meiner Kleidung keine Veränderung vorgenommen hatte, so stand sie doch, wenigstens was die Mannigfaltigkeit der Farben anbelangte, keiner andern in irgend etwas nach. Ich trug nämlich einen Rock von ziegelrother Farbe und eine rothe, mit einer Goldborte verbrämte Mütze, die zusammen einen bedeutenden Eindruck auf meine jetzigen Waffengenossen hervorbrachten. Ich stieg nun auch zu Pferde und gab Dejorges meinen Maulesel, der mir mit Thirse folgte.

Bei unserem Vorrücken stießen wir auf ein Dorf, das erst kürzlich verlassen worden war. Alles deutete auf die Nähe der Gallas. Wir setzten über einen zweiten Fluß, Namens Tadschi-Wanze, der, wie der vorhergehende, ebenfalls in den Bergen der Soddo-Gallas seinen Ursprung hat und in den Hawasch sich ergießt. Dieser Fluß durchströmt ein von zwei vulkanischen Hügelreihen eingefaßtes Thal, in dem ich Mimosen von einer mir unbekannten Art antraf. Jenseits des Thales erschloß sich eine neue Ebene, und auf dieser stießen wir zwar nicht auf die Gallas selbst, aber wenigstens auf ihre Familien und Heerden. Die Unglücklichen, welche wir verfolgten, hatten sich in einer furchtbaren Lage befunden; denn außerdem daß Sahle-Salassi seinen Zorn an ihnen auszulassen beabsichtigte, waren sie auch noch mit ihren Nachbarn in Krieg verwickelt. So hatten diese Krieger,

welche sich bis an die Gränze des ihnen feindlich gesinnten Stammes zurückgedrängt sahen, ihre Weiber, Kinder, die Greise und ihre Heerden im Stich lassen müssen; und in der bitteren Nothwendigkeit, sich entweder dem Heere der Amharras entgegen zu werfen oder mit ihren feindlichen Nachbarn einen Kampf zu bestehen, den zweiten Weg gewählt und lieber ihre Familien schutzlos den ersteren preisgegeben. Der Anblick einer unzähligen Menge Ochsen, Schafe und Ziegen, welche die Ebene bedeckten, entzückte die Amharras. Als Sahle-Salassi diese leicht zu gewinnende Beute gewahr wurde, ließ er sein Heer einige Minuten Halt machen und schickte es dann auf die Jagd aus, indem er seinen Soldaten dreimal zurief: Erar, Ifta yedu! (Geht, Gotte geleite euch!) Das ganze Heer stob jetzt zum Plündern auseinander, und die ganze Reitermenge, die sich in unzählige Trupps aufgelöst hatte, fiel über die Beute her, welche ihrer Habgier preisgegeben worden war.

Der König erstieg für seine Person eine kleine Erhöhung und sah mit Hülfe eines Fernrohrs die Scenen in der Ebene an. Ich aber zog es vor, mich auf den Schauplatz des Raubes und Mordes selbst zu begeben, denn Schlachtfeld konnte man es nicht benennen, wo mich bald Abscheu und Mitleid ergriffen. Die Amharras begnügten sich nämlich nicht damit, die Heerden zu rauben, sondern sie verfolgten auch mit dem niederträchtigsten und wildesten Blutdurst die Greise, Weiber und Kinder. Eine der verkehrtesten Ideen, welche Barbarei jemals ausgesonnen, hat die Abyssinier veranlaßt, sich durch eine der abscheulichsten Handlungen ein Siegeszeichen zu verschaffen, das in ihren Augen als der sicherste Beweis kriegerischer Tapferkeit angesehen wird. Bei andern barbarischen Völkern liegt der kriegerische Ruhm darin, den todten Feinden die Köpfe abzuschneiden, für den Abyssinier aber ist es ein Zeichen des Siegs, den besiegten Feinden die Geschlechtstheile herauszureißen. Auch bemüht er sich weniger ihn umzubringen,

als vielmehr dieſes abſcheuliche Siegeszeichen zu gewinnen. Durch die Anzahl ſolcher Trophäen, die er in ſeiner Hütte aufbewahrt, beweist der Abyſſinier ſeine Kriegsthaten und nach dieſen erhält er auch die Belohnungen, die für tapfere Krieger beſtimmt ſind. Die Sucht darnach geht ſo weit, daß Abyſſinier zuweilen ſogar ihre eigenen Landsleute erſchlagen, nur in der Abſicht, ſich den Beſitz eines ſolchen Siegeszeichens zu verſchaffen. Man kann ſich alſo wohl vorſtellen, daß ein ſolcher Ehrgeiz kein Mitleid kennt, das Alter gilt ihm gleich und er ſchont den Greis ſo wenig, als den Säugling an der Mutter Bruſt. Ich hatte noch keine Viertelmeile auf dem Schlachtfeld zurückgelegt, als ich auch ſchon ſterbende Greiſe, verſtümmelte Mütter und ermordete Kinder fand. Mein Blut kochte, als ich zwei Reiter mit verhängten Zügeln auf ein Gallaweib losſprengen ſah, das weinend zu fliehen verſuchte. Ich zog meinen Säbel, eilte der Unglücklichen zu Hülfe und langte zu gleicher Zeit mit den beiden Kriegern bei ihr an. Ich wollte ihnen durch ein Zeichen gebieten, daß ſie ſich entfernen ſollen, aber ſtatt zu gehorchen, zuckte einer mit der Lanze nach mir. Ich verſetzte ihm einen heftigen Säbelhieb mit der flachen Klinge ins Geſicht; ſein Kamerad machte ſich eilig davon und auch er entfloh, ſobald er ſich von ſeiner Betäubung erholt hatte. Ich näherte mich nun der Frau, die ſich auf die Kniee niederwarf und ihre Arme über der Bruſt kreuzte, wobei ſie ihre geſchloſſenen Fäuſte vor einander ſetzte, was bei den Gallas eine Bitte um Gnade bedeuten ſoll. Ich machte ihr verſtändlich, daß ich zu ihrer Vertheidigung erſchienen ſei und ſie folglich nichts zu fürchten habe. Unterdeſſen waren auch meine Diener herbeigekommen und ſo ſetzte ich das vor Angſt halb todte Gallaweib auf das Maulthier des einen von ihnen und ließ ſie in mein Zelt führen.

Dieſes kleine Abenteuer munterte mich auf. Ich war ärgerlich über meine Diener, daß ſie mir nur von Ferne gefolgt waren. Thirſe ſchob die Schuld auf ſein Pferd, das, wie er behauptete,

nicht so rasch laufen könne, wie das meinige, um welches mich aber auch in der That viele im Heere sehr beneideten. Ich hatte es in Debbrabram von einem Gallahäuptling gekauft, der es mir aus dem Grunde überließ, um es nicht dem Vertrauten und Günstling Sahle-Salassi's, dem Oberbefehlshaber des Heeres, Ayto-Schischugu, schenken zu müssen, der den Galla schon mehrmals dringend angegangen hatte, es ihm käuflich zu überlassen. Weil aber Leute seines Ranges nie etwas bezahlen, so wollte dieser Kaufsantrag nichts weiter heißen, als daß er das Pferd geschenkt verlange. Debram schien ganz stolz auf den Dienst, den seine Schnelligkeit mir geleistet hatte: ich vermochte ihn kaum zurückzuhalten. Es war übrigens nicht sein erster Feldzug, denn er hatte seinem ehemaligen Herrn schon acht Gallas besiegen helfen.

Ich wendete meine Blicke eine Zeitlang von diesen Scenen der Verwirrung, der Grausamkeit und des Raubs ab, deren Schauplatz die Ebene jetzt war, und entfernte mich von einem Gewühle, das aller Großartigkeit entbehrte, in dem mitten unter zahllosen Heerden erschreckte Gallas umherirrten und unsere beutegierigen Reiter daher jagten. Unterdessen schlug ich meine Richtung gegen eine Bergkette ein, auf der das große Plateau beginnt, das eine der reichsten Provinzen des alten Abyssiniens bildet und gegenwärtig von den Gallas bewohnt ist, nämlich die Hochebene von Anaria. Ich war eben in der Betrachtung der bläulichen, von Westen nach Süden ziehenden Berggruppen vertieft, als ich sah, wie ein amharraischer Häuptling, den ich an seiner Löwenhaut als einen solchen erkannte, die er über die Schulter geworfen hatte, auf ein höchstens zwei Jahre altes Kind, das verlassen im Grase saß und weinte, losstürzte. Ich errieth seine Absicht und setzte deshalb mein Pferd in Galapp, um ihn abzuhalten; allein ich kam zu spät. Der niederträchtige Henker hatte das arme kleine Wesen bereits durch einen Hieb mit seinem

krummen Säbel verstümmelt. Als die Reiter, die er befehligte, mich auf ihn zujagen sahen, riefen sie ihm zu, er solle sich retten, weil ich ihn tödten würde. Er entfloh auch in der That; aber ich verfolgte ihn in meiner Wuth und würde ihn auch eingeholt haben, hätte er sich nicht schwimmend über einen breiten Wassergraben gerettet, über den mein Pferd nicht zu setzen vermochte. Ich feuerte meine beiden Pistolen nach dem Banditen ab, fehlte ihn aber zu seinem Glücke. Hierauf eilte ich dem verstümmelten Kinde zu Hülfe, das blutend auf dem Boden fortkroch, von Zeit zu Zeit sich aufrichtete und so einige Schritte machte, bis es vom Schmerz erschöpft wieder zusammensank. Ich stieg vom Pferde und näherte mich dem unglücklichen Kinde, das mir sein Aermchen entgegenstreckte. Das Blut hörte auf zu fließen, und es schien, als werde das unglückliche Schlachtopfer die mit ihm vorgenommene Operation überleben. Ich zerriß mein Hemd, zu einem Verband, und übergab es sodann der Pflege eines alten Weibes, das dem allgemeinen Gemetzel entgangen war. Diese kreuzte, als ich mich ihr näherte, die Hände über der Brust, um mich um Gnade anzuflehen, und bat mich dann um Brod, welcher Bitte ich in so weit nachkam, als ich ihr alles gab, was ich noch hatte.

Dieselben Grausamkeiten hatten sich überall wiederholt, wo die Amharrakrieger Greise und Kinder von den Gallas getroffen hatten. Ich sah eine Menge solcher armen Kinder, die auf diese Art verstümmelt sich auf dem Boden wälzten und wehklagten; daher beeilte ich mich, diesen Ort des Schreckens zu verlassen, aber alle Reiter, denen ich begegnete, vermehrten meine unmächtige Wuth; denn sie waren mit den abscheulichen Siegeszeichen geschmückt, gleich wie wenn sie von einem Siege heimkehrten. Die einen trugen sie an ihren blutigen Gürteln, andere hatten sie an den Sattelknopf angeheftet, ja einige waren so schamlos, sie als Halsbänder umzuhängen. Von Ekel und Abscheu ergrif-

nicht so rasch laufen könne, wie das meinige, um welches mich aber auch in der That viele im Heere sehr beneideten. Ich hatte es in Debbrabram von einem Gallahäuptling gekauft, der es mir aus dem Grunde überließ, um es nicht dem Vertrauten und Günstling Sahle-Salassi's, dem Oberbefehlshaber des Heeres, Ayto-Schischugu, schenken zu müssen, der den Galla schon mehrmals dringend angegangen hatte, es ihm käuflich zu überlassen. Weil aber Leute seines Ranges nie etwas bezahlen, so wollte dieser Kaufsantrag nichts weiter heißen, als daß er das Pferd geschenkt verlange. Debram schien ganz stolz auf den Dienst, den seine Schnelligkeit mir geleistet hatte: ich vermochte ihn kaum zurückzuhalten. Es war übrigens nicht sein erster Feldzug, denn er hatte seinem ehemaligen Herrn schon acht Gallas besiegen helfen.

Ich wendete meine Blicke eine Zeitlang von diesen Scenen der Verwirrung, der Grausamkeit und des Raubs ab, deren Schauplatz die Ebene jetzt war, und entfernte mich von einem Gewühle, das aller Großartigkeit entbehrte, in dem mitten unter zahllosen Heerden erschreckte Gallas umherirrten und unsere beutegierigen Reiter daher jagten. Unterdessen schlug ich meine Richtung gegen eine Bergkette ein, auf der das große Plateau beginnt, das eine der reichsten Provinzen des alten Abyssiniens bildet und gegenwärtig von den Gallas bewohnt ist, nämlich die Hochebene von Anaria. Ich war eben in der Betrachtung der bläulichen, von Westen nach Süden ziehenden Berggruppen vertieft, als ich sah, wie ein amharraischer Häuptling, den ich an seiner Löwenhaut als einen solchen erkannte, die er über die Schulter geworfen hatte, auf ein höchstens zwei Jahre altes Kind, das verlassen im Grase saß und weinte, losstürzte. Ich errieth seine Absicht und setzte deshalb mein Pferd in Galapp, um ihn abzuhalten; allein ich kam zu spät. Der niederträchtige Henker hatte das arme kleine Wesen bereits durch einen Hieb mit seinem

krummen Säbel verstümmelt. Als die Reiter, die er befehligte, mich auf ihn zujagen sahen, riefen sie ihm zu, er solle sich retten, weil ich ihn tödten würde. Er entfloh auch in der That; aber ich verfolgte ihn in meiner Wuth und würde ihn auch eingeholt haben, hätte er sich nicht schwimmend über einen breiten Wassergraben gerettet, über den mein Pferd nicht zu setzen vermochte. Ich feuerte meine beiden Pistolen nach dem Banditen ab, fehlte ihn aber zu seinem Glücke. Hierauf eilte ich dem verstümmelten Kinde zu Hülfe, das blutend auf dem Boden fortkroch, von Zeit zu Zeit sich aufrichtete und so einige Schritte machte, bis es vom Schmerz erschöpft wieder zusammensank. Ich stieg vom Pferde und näherte mich dem unglücklichen Kinde, das mir sein Aermchen entgegenstreckte. Das Blut hörte auf zu fließen, und es schien, als werde das unglückliche Schlachtopfer die mit ihm vorgenommene Operation überleben. Ich zerriß mein Hemd, zu einem Verband, und übergab es sodann der Pflege eines alten Weibes, das dem allgemeinen Gemetzel entgangen war. Diese kreuzte, als ich mich ihr näherte, die Hände über der Brust, um mich um Gnade anzustehen, und bat mich dann um Brod, welcher Bitte ich in so weit nachkam, als ich ihr alles gab, was ich noch hatte.

Dieselben Grausamkeiten hatten sich überall wiederholt, wo die Amharrakrieger Greise und Kinder von den Gallas getroffen hatten. Ich sah eine Menge solcher armen Kinder, die auf diese Art verstümmelt sich auf dem Boden wälzten und wehklagten; daher beeilte ich mich, diesen Ort des Schreckens zu verlassen, aber alle Reiter, denen ich begegnete, vermehrten meine unmächtige Wuth, denn sie waren mit den abscheulichen Siegeszeichen geschmückt, gleich wie wenn sie von einem Siege heimkehrten. Die einen trugen sie an ihren blutigen Gürteln, andere hatten sie an den Sattelknopf angeheftet, ja einige waren so schamlos, sie als Halsbänder umzuhängen. Von Ekel und Abscheu ergrif-

ſen, ſuchte ich die Einſamkeit auf und ritt in das Land hinein. Nachdem ich eine ziemliche Zeit ſo fort geritten war, ſtieß ich auf keinen Leichnam mehr und hörte kein anderes Geräuſch als das, welches die Haſen und Gazellen verurſachten, die ich vor mir aufſcheuchte. Thirſe, der nicht begreifen konnte, wozu ich dieſen unbeſonnenen Ritt mache und vor Angſt erbebte, als er ſich in Feindes Land allein und ſo weit vom Heere entfernt ſah, bat mich umzukehren. Er behauptete, wir hätten uns ſchon mehr als vier Meilen vom Heere entfernt, und machte mir bemerklich, daß, wenn die Gallas uns fänden, wir ohne Rettung verloren wären. Ich antwortete ihm, nach einem Dorfe weiſend, das ich, auf ungefähr eine halbe Stunde Entfernung, von einem der erſten Ausläufer der vor uns liegenden Bergkette ſah, ich werde bis zu dieſem Dorfe reiten; Dir laſſe ich freie Wahl, ob Du umkehren oder mich begleiten willſt. Darauf ſetzte ich meinen Weg nach dem Dorfe fort, das ich auch in einer Viertelſtunde erreichte. Als ich in daſſelbe hinein wollte, machte mir Thirſe auf's Neue Vorſtellungen: er wagte weder mir zu folgen, aber auch nicht, mich im Stich zu laſſen; denn wir waren zu weit vom Heere weg, als daß er den Muth beſeſſen hätte, allein umzukehren, und doch wollte er auch eben ſo wenig in das Dorf hinein. Er erklärte mir daher, daß er entſchloſſen ſei, außerhalb deſſelben auf mich zu warten; und um den Gallas Schrecken einzuflößen, von denen er hinter jedem Gebüſch und jeder Hütte einen verſteckt glaubte, ſchwang er bald ſeinen Säbel und bald ſeinen Karabiner unter tauſend lächerlichen Geberden.

Ich ritt alſo allein in das von ſeinen Bewohnern verlaſſene Dorf hinein, das Wachholderbäume, von der Größe unſerer europäiſchen Fichten beſchatteten, auf denen ſich prächtige Affen mit ſchwarz- und weiß geflecktem Fell, hier zu Lande Gurezas genannt, ſchaukelten. Ohne ein menſchliches Weſen zu treffen, trat ich in mehrere Hütten, die durch Dornenzweige verrammelt waren, und

hielt mich einige Zeit hinter einer derselben verborgen, um von da aus Thierse's Treiben zu beobachten. Der arme Tropf war so vorsichtig gewesen, sein Pferd nach der Seite zu stellen, nach welcher er beim geringsten Anschein von Gefahr zu fliehen sich vorgesetzt hatte, und benahm sich dabei wie eine Seele im Fegfeuer. Wie er so seinen Säbel und sein Gewehr zu gleicher Zeit über dem Kopfe hin und herschwenkte, fing sein Pferd zu wiehern an, und nun wußte der arme Teufel nicht, was gefährlicher für ihn sei, zu bleiben oder zu fliehen. Nun ging er einige Schritte vor, hielt aber gleich darauf wieder an. Es war in der That Zeit, daß ich seiner Angst ein Ende machte, ich suchte ihn daher wieder auf und wir stiegen nun sogleich in die Ebene hinab. Das Dorf, das wir so eben verlassen hatten, heißt Tuthe und gehört, ebenso wie die umliegenden Berge, dem Stamme der Metka-Mahru Gallas, die mit Sahle-Salassi sich im Kriege befinden und eben so wohl durch ihren Muth, als durch ihre Geschicklichkeit im Pfeilschießen bekannt sind.

Ich orientirte mich nach der Richtung des Lagers, schlug aber doch einen andern Weg ein als den, auf welchem ich nach Tuthe gekommen war; dabei setzte ich über einen kleinen Fluß, der in der Nähe des eben erwähnten Dorfes entspringt und in der Sprache der Gallas Laga-Liutschia oder Löwenfluß heißt. Er soll auch in der That diesen Namen nicht ohne Grund führen, da es, wie man behauptet, in der Gegend viele Löwen gibt. Der Laga-Liutschia ergießt sich in den Tadschi-Warze, und die Abyssinier mußten hier gewesen seyn, denn ich sah im Schilf verborgen ein junges Gallaweib mit zwei verstümmelten Kindern. Das ältere hielt sie an der Hand, und das andere wiegte sie auf ihren Armen, wobei sie in schwermüthigen Tönen leise dazu sang. Ich gab der Unglücklichen das Tuch, das ich um meinen Hals gewunden hatte, damit wenn noch andere Amharastrupps vor-

bekämen, sie sehen möchten, daß ich sie unter meinen Schutz genommen habe.

Als ich schon eine gute Stunde in der Ebene war, sah ich von Weitem drei Weiber, die vor mir flohen; ich eilte ihnen sogleich nach und holte sie bald ein. Sie flehten, mit den Armen über die Brust gekreuzt, mich um Mitleid an. Ich machte ihnen verständlich, daß ich nur zu ihrer Vertheidigung herbeigekommen sei und nicht daran denke, sie der Freiheit zu berauben. Unter ihnen befand sich ein junges Mädchen von etwa 13 bis 14 Jahren, das namentlich die Lüsternheit der Gallas erregt hatte. Während ich mich bei den Frauen aufhielt, kam auch der Häuptling, der sie verfolgte, in Begleitung von mehr als 200 Reitern herbei. Er forderte mich auf, ihm das junge Mädchen herauszugeben. Auf dieses Verlangen antwortete ich: „Sie ist meine Gefangene; wenn Du sie haben willst, so ziehe Deinen Säbel.“ Mit diesen Worten ritt ich auf ihn zu, wobei ich den Säbel über dem Kopfe schwang. Meine Bewegung erschreckte ihn, er nannte mich bei meinem Namen und zog sich zurück, indem er gegen seine Soldaten bemerkte, ich sei ein wahrer Teufel und wäre fähig, sie alle umzubringen. Erst auf eine Entfernung von zehn Minuten von mir hielt er an und postirte sich mit seiner Truppe auf einer kleinen Anhöhe. Als die Gallaweiber sahen, daß ich sie beschütze, nannten sie mich ihren Herrn, küßten meine Füße und umarmten den Kopf meines Pferdes. Ich sagte ihnen nun, daß wenn sie sich retten und den Amharras entkommen wollten, sie mit mir gehen müßten, weil diese nur mein Weggehen abzuwarten scheinen, um sodann über sie herzufallen. Auf diesen Vorschlag gingen sie auch willig ein, und erschöpften sich dabei in naiven Dankesbezeugungen.

Ich ließ nun die Weiber vorausgehen und ritt ruhig und langsam meines Wegs, als ich auf einer Anhöhe einen jungen Galla gewahr wurde, der sich nach allen Seiten umsah. Thirse

glaubte nun eine geeignete Gelegenheit gefunden zu haben, seine mehr als zweifelhafte Tapferkeit auf eine nicht sehr gefährliche Art glänzen zu lassen, und hielt deßhalb um Erlaubniß an, das Kind fangen zu dürfen. Ich ertheilte sie ihm, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er demselben nichts zu Leid thue. Er jagte im Galopp dahin, in der einen Hand sein Gewehr, in der andern Säbel und Zügel haltend. Ich war stehen geblieben, um ihn zu erwarten, als ich ihn mit einem Male noch weit schneller, als er weggeritten war, wieder zurückjagen sah, indem er mir zurief, daß ich die Weiber ihrem Schicksale überlassen und mich so schnell wie möglich zu retten suchen solle, indem die Gallas hinter jenem Hügel versteckt liege und wir ohne Zweifel jetzt alle verloren seien. Ich fragte ihn, wie viele er davon gesehen habe. Ungefähr zehn, lautete seine Antwort. Die will ich sehen, erwiderte ich ihm, und setzte zugleich mein Pferd in kurzen Galopp nach der bezeichneten Anhöhe hin. Als ich auf den Kamm des Hügels kam, fand ich nur fünf Gallas statt zehn, welche die erschreckte Einbildungskraft Thirse's zu entdecken geglaubt hatte. Sie waren durch eine Vertiefung des Bodens ziemlich verborgen und durch einen kleinen Bach geschützt; drei von ihnen waren beritten, die beiden andern zu Fuß. Ich gab meinem Pferde die Sporen und setzte über den Bach, hinter welchem sie mich erwarteten. Kaum befand ich mich auf der andern Seite ihnen gegenüber, als zwei der Reiter ihre Speere nach mir schleuderten; der eine fiel zu den Füßen meines Pferdes nieder, der andere hätte mich aber beinahe getroffen, wenn ich ihn nicht mit meinem Säbel parirt und das Eisen sich an meinem Handgriffe umgebogen hätte. Ich jagte auf einen der Reiter zu und war eben daran, ihn niederzuhauen, ehe er noch hätte Zeit finden können, sich zur Flucht zu wenden, als er um Gnade flehte und mich Kophta (seinen Herrn) nannte. Ich befahl ihm, nun abzusteigen, worauf sein Pferd den anderen Gallas nachlief, die im Galopp entflohen

waren. Die nicht berittenen Gallas ergaben sich sogleich ohne den mindesten Widerstand.

Als Thirse mich mit meinen drei gefangenen Gallas zurückkommen sah, war er ganz außer sich vor Erstaunen und wollte einen Triumphgesang anstimmen, ich gebot ihm aber Stillschweigen. Nun setzten wir uns wieder in Bewegung und beeilten uns, das Lager noch vor Eintritt der Nacht zu erreichen. Unterwegs ging mich der muthige Thirse mit einer dringenden Bitte an: Ich wäre vollkommen glücklich, sagte er nämlich, wenn ich dem König sagen könnte, daß einer dieser Gallas mein Gefangener wäre; es würde mir dieß bei den Kriegern nicht wenig Ehre machen. Wähle Dir einen aus, antwortete ich ihm, aber in einigen Tagen mußt Du mir ihn wieder zurückgeben. Thirse nahm ohne Bedenken den Galla, der den Speer nach mir geschleudert hatte, und der auch der Vater des Knaben war, den wir auf dem Hügel erblickt hatten. Um sechs Uhr Abends gelangten wir endlich wieder zu Sahle-Salassi, der noch eine halbe Lieu vom Lager entfernt war.

Der König war meinetwegen beunruhigt gewesen und hatte mich auf dem Schlachtfelde aufsuchen lassen; aber außer dem Häuptling, auf den ich zwei Pistolenschüsse abgefeuert und der sich über mich beschwert hatte, war Niemand im Stande, ihm eine Nachricht von mir zu geben. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und den Grund, warum ich in größter Entrüstung das Heer verlassen habe. Gegen das Ende unseres Gesprächs kam Thirse, um seinen vorgeblichen Gefangenen zu zeigen. Der König fragte den Galla aus; er nannte sich Dschild-Rama, und war Häuptling über mehrere Dörfer, der, um des Rufes seiner Tapferkeit willen, bei seinen Landsleuten in großem Ansehen stand. Unter seinen kriegerischen Thaten zählte er namentlich die Erlegung eines Elephanten auf, welche hinsichtlich der üblichen Schätzung des Muthes, wie sie bei diesen Völkern gebräuchlich ist, der Tödt-

König von vierzig Kriegern im Kampfe gleich steht. Er hatte auch eine große Zahl von Galla-Mara's getödtet, mit denen seine Staaten im Kriege begriffen war. Der König war auf's Höchste erfreut, ihn in seine Gewalt bekommen zu haben, denn er hoffte durch ihn den größten Theil der Gallas, mit deren Unterwerfung er in diesem Augenblick beschäftigt war, für sich zu gewinnen. Der Häuptling wollte aber zu Thirse's Betrug sich nicht bequemen, sondern erklärte dem König mit einem an Verachtung gränzenden Unwillen, daß Thirse ihn nicht gefangen genommen habe, und daß, wenn ein solcher Gegner sich an ihn gewagt hätte, er ihn mit seinem Lanzenschafte vernichtet haben würde. Der König und alle Anwesenden lachten hell auf, und Thirse zog sich, voll Verwirrung und von schallendem Hohngelächter verfolgt, zurück. Sahle-Salassi befahl nun dem Galla, ihm den Hergang der Sache zu erzählen.

„Ich stand, fing der Häuptling an, an der Spitze von 400 Reitern, mit denen ich am Morgen ein scharfes Gefecht gegen Ayito-Mereitsch (einen der ersten Räthe des Königs und Oberhaupt aller ihm unterworfenen Gallastämme) bestanden hatte. Ayito-Mereitsch verdankte seinen Sieg durchaus nur seinen Flintenträgern. Auf der Flucht vor diesen rettete ich mich mit vier von meinen Leuten hinter einen tiefen Graben, wo mich Thirse zwar von weitem entdeckte, aber entfloh. Einen Augenblick nachher erschien dieser Fremdling, dabei deutete er mit dem Finger auf mich, und ging wie ein Krieger auf uns los. Wir erwarteten ihn und hielten schon seinen Tod für so gewiß, daß wir in Gedanken schon die Kleider unter uns vertheilten, die er trug. Als wir ihn aber seinen Säbel ziehen und gleich der Sonne über seinem Haupte schwingen sahen, leuchtete es uns ein, daß wir es mit einem Fremden zu thun haben, den wir vielleicht nicht so leicht besiegen würden, wie wir uns gedacht hatten. Er täuschte

die Meinung, die wir von seinem Muthe gefaßt hatten, durchaus nicht, denn er setzte mit seinem Pferde über den Graben, um uns anzugreifen. Wir schleuderten unsere Speere nach ihm, die ihn jedoch nicht beschädigen zu können schienen, denn sein Säbel diente ihm als Schild. Er ritt auf mich zu und drohte mich in Stücke zu hauen; ich bat ihn um Gnade und er machte mich hierauf zum Gefangenen, sowie auch meinen Sohn und meine Verwandte.“ „Wo sind diese?“ fragte Sahle-Salassi und befahl sodann, daß man sie nebst den Frauen, die ich gerettet, bringen solle. Meine Gefangenen gingen, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihn zu. Nachdem der König sie besehen, ergriff er meine Hand, drückte sie gerührt und lud mich ein, neben ihm niederzusitzen. Sodann sprach er mit erhobener Stimme: „Rochet hat heute mehr geleistet, als irgend einer meiner Generale.“ Hierauf stand er auf und wir begaben uns zusammen in das Lager.

Als ich in meinem Zelt war, befahl ich Beguet, meinen Gefangenen etwas zu essen zu reichen und er gehorchte um so lieber, weil er selbst ein Galla war und die Gefangenen zu demselben Stamme gehörten, zu dem auch er sich zählte. Hierauf machte ich Herrn Lefebvre einen Besuch, der sehr bedauerte, daß er mich nicht hatte begleiten können, und sich vornahm, sich Sahle-Salassi auf der Expedition anzuschließen, die morgen vor sich gehen sollte. Am andern Morgen maßen wir die geographische Breite des Ortes, an dem wir uns gerade aufhielten, und vereinigten uns dann mit Sahle-Salassi, der mit Tagesanbruch gegen die Berge der Galla-Goddo aufgebrochen war.

Diese Berge ziehen sich in einer langen Kette hin, scheiden Enrageh von dem Thale des Hawasch und sind ebenfalls vulkanischen Ursprungs, wie die Berge, die ich am Tage zuvor besucht hatte. Obschon die Ernte vorüber war, so zeigte der Boden doch überall Spuren des sorgfältigsten und verständigsten Anbaues. Die ganze Landschaft, durch welche das Heer zog, war mit Dör-

fam bedeckt, die bei unſerem Nahen von ihren Bewohnern verlaſſen und von unſeren Soldaten angezündet wurden. Der Schaden, der hieraus den Gallas erwuchs, war ungeheuer, denn ſie verloren nicht nur ihre Hütten, ſondern auch ihre ganze Jahresernte. Die Gallas dieſes Stammes ſchienen aber unſerem Angriff einen ernſtlichen Widerſtand entgegenſetzen zu wollen, denn ſie hatten ſich in einem engen Thale geſammelt, wo ſie unſeren Angriff erwarteten. Sahle-Salaſſi recognoscirte ihre Stellung mit einem Fernrohr, das ich ihm auf meiner erſten Reiſe zum Geſchenk gemacht hatte, und gab in Folge ſeiner Wahrnehmungen die Abſicht auf einen Angriff auf, aber gewiß nicht aus dem Grunde, daß die Stellung, welche die Gallas genommen hatten, ihm zu ſtark ſchien, denn ſein Heer hätte ſie erdrücken und vernichten können, ſondern nur, weil er die Metzelei vermeiden wollte, die unfehlbar daraus hätte entſtehen müſſen. Er begnügte ſich alſo mit der Lehre, die er ihnen durch das Niederbrennen ihrer Dörfer gegeben hatte, ordnete den Rückzug ſeines Heeres an und erklärte die Expedition für beendigt.

Die Amharras ergriffen aber auf dem Rückzug alle Gelegenheiten, die ſich darboten, um Grauſamkeiten gegen die Gallas zu verüben, die überdies nicht einmal durch einen Schein von Widerſtand herausgerufen wurden. Als wir einen der letzten Höhepunkte der Berge bei Sudda erreicht hatten, hörte ich aus der Ferne Flintenſchüſſe, und vernahm bald, daß ſie von den Plänklern der Amharras herrührten, die nach den unglücklichen Gallas ſchoſſen, welche ſie, auf den Bäumen verſteckt, gewahr wurden. Ich eilte auf die Seite hin, von der ich das Feuern hörte. Unterwegs begegnete ich dem Gouverneur von Morett, Ayto-Biſſour, der auch die Idee hatte, mir zu folgen, aber in einer ganz anderen Abſicht, als ich. Er verlangte ſogar mein Gewehr. Ich wollte es ihm nicht geben wegen des Gebrauchs, wie ich vermuthete,

den er damit machen werde; auf der andern Seite fürchtete ich ihn durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen, während ich ihm doch Dank schuldete für die Dienste, die er mir wochenlang bei der Jagd auf die Flußpferde geleistet hatte. Durch einen glücklichen Ausweg vermochte ich der Menschlichkeit und der Dankbarkeit zugleich zu genügen; ich gab ihm zwar meine Flinte, sagte ihm aber bedauernd, daß ich kein Käpselchen habe. Auf dieses verließ mich Ayto-Bissour und ich gelangte allein mit Thirse an den Ort, von wo man die Flintenschüsse hörte.

Es war ein mit Wachholderbäumen bewachsener Hügel. Eine große Anzahl Plänkler durchstreifte dieses Gehölz, untersuchte jeden einzelnen Baum und wenn sie einen der Unglücklichen in den Zweigen versteckt fanden, stritten sie um den Vorzug, ihn tödten zu dürfen. Die im Thale wiederhallenden Schüsse bildeten ein gräuliches Concert mit dem sich damit vermischenden wilden Geschrei. Ich ritt an einen auf diese Art umringten Baum, auf dem, wie man mir sagte, drei Gallas versteckt saßen und den Schützen als Zielscheibe dienten. Der Baum war sehr hoch und sein Astwerk so dicht und verschlungen, daß ich einige Zeit brauchte, bis ich die Unglücklichen, welche sich hinauf geflüchtet hatten, zu unterscheiden im Stande war. Ich wünschte sie zu retten und rief ihnen deshalb zu, sie möchten ohne Furcht herabsteigen, ich sei ein Anführer und schenke ihnen die Freiheit. Sie ließen sich aber nicht dadurch überzeugen, sondern blieben unbeweglich auf den höchsten Aesten zusammengekauert sitzen, ohne sich nur zu rühren oder ein Wort zu erwidern. Ich wollte auf den Baum steigen, in der Hoffnung, den Leuten in der Nähe mehr Zutrauen einzuflößen. Allein als ich eben den Baum umklammerte, fiel ein Schuß und einer der Unglücklichen stürzte todt zu meinen Füßen herab. Alle Krieger fielen nun über den Leichnam her, um ihn zu verstümmeln, und es entspann sich über denselben ein Kampf, indem sie sich mit ihren Säbeln das Siegeszeichen streitig

machten, ſo daß auch ich genöthigt wurde, meinen Säbel zu ziehen, um mir durch den wüthenden Haufen Luft zu machen.

Ich ſuchte nun Sahle-Salaſſi wieder auf, der ſeinen Heimmarſch ſo ſehr beſchleunigte, daß er trotz eines in Strömen gießenden Regens ſich in Bewegung ſetzen wollte. Herr Lefebvre und ich ließen ihn abziehen und ſuchten für unſern Theil Schutz in einer der Gallahütten, welche ihre Bewohner verlaſſen hatten, die, gleich allen übrigen in Abyſſinien, rund und mit einem ſpitz zulaufenden Dache bedeckt war. Sie hatte zwei Abtheilungen, von denen der eine zum Stall, der andere größere aber ſowohl zur Wohnung, als zur Vorrathskammer und Küche diente. Einige irdene Töpfe ſtanden noch auf dem Herde und in der Nähe desſelben lagen zwei Baſaltſteine, zwiſchen denen die Weiber das Getreide zu Mehl zerrieben und die das hauptſächlichſte Hausgeräthe bilden, welches man in allen abyſſiniſchen Wohnungen trifft. Der eine dieſer Steine bildet ein längliches Viereck, deſſen Oberfläche ein wenig ausgehöhlt iſt, der andere hingegen, als Walze geformt, wird gegen die Mitte zu dicker. Das Getreide wird auf den erſten gelegt und, indem man es mit dem zweiten walzt, wird es zermalmt. An den Wänden rings umher hingen die eingeernteten Früchte, Korn, Gerſte, Klee, Erbſen, Bohnen, Linſen in großen, ſpitzig zulaufenden Körben, die mit einer Art von Kitt überſtrichen waren, der aus Kuhmiſt und gehacktem Stroh bereitet wird.

Sobald der Regen nachließ, jagten wir Sahle-Salaſſi nach, der uns bereits einen Vorſprung von drei Stunden abgewonnen hatte. Unterwegs befreite ich noch zwei Gallaweiber, die ein Amharra gefangen genommen hatte und die ſich nun an mein Kleid anklammerten, meinen Schutz anflehend. Das Heer marſchirte in der größten Unordnung. Die einzelnen Reiterabtheilungen trieben Ochſen, Schafe und Ziegen, die von den Gallas gewonnene Kriegsbeute, in buntem Gemiſch vor ſich her. Wenn

man dieſen Durcheinander ſah, war man eher verſucht, auf eine Flucht, als auf eine triumphirende Heimkehr zu ſchließen. Wenn man mit tauſend kühnen und disciplinirten Kriegern einen raſchen Angriff auf dieſen ungeordneten Haufen gemacht hätte, ſo wäre er unfehlbar vernichtet worden. Die außerordentliche Schnelligkeit, mit der der König marſchirte, vermehrte noch die gränzenloſe Unordnung; aber trotz der Strapatzen dieſes Tages, trotz des durch den Schlagregen bodenlos gewordenen Wegs, auf dem ſelbſt den Maulthieren das Gehen ſo beſchwerlich wurde, daß ſie nahe daran waren, umzuſinken, war Sahle-Salaſſi doch nicht zu bewegen, vor zehn Uhr Abends Halt zu machen. Der Ort, an dem dieß geſchah, harmonirte vollkommen mit dem Wege, den wir zurückgelegt hatten, denn die ganze Gegend bildete, ſo weit man ſehen konnte, nichts als einen ungeheuern Sumpf, in dem meine Diener und Gefangenen bis zu der Hälfte der Beine verſunken ſtanden, als ich anlangte. Das Gepäck war zurückgeblieben. Nur der König hatte ein Zelt. Es half aber nichts, ich mußte vom Pferde ſteigen und gleich allen Anderen im Kothe ſtehen, während der Regen heftiger als je zuvor vom Himmel herabgoß. Barru brachte mir ein Stück Brod und etwas zu trinken, was mir der König ſandte; obgleich ich den Tag über keine andere Nahrung zu mir genommen hatte, ſo theilte ich doch Beides mit Herrn Lefebvre. Mein Zelt traf erſt gegen Mitternacht ein; aber anſtatt es aufzuſchlagen, benützten es meine Leute, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen. Ich brauchte eine abſcheuliche Nacht zu, denn ich ſteckte bis an die Knöe im Koth und zitternd vor Kälte und halbtodt vor Hunger, wurde ich bis auf die Knochen naß. Ich ſchimpfte mit lauter Stimme über den Mangel an Vorausſicht von Seiten Sahle-Salaſſi's, der mich wohl hören konnte, denn ich befand mich nur ein Paar Schritte von ſeinem Zelte entfernt. Die ganze Armee murrte vor Ungeduld und Unwillen.

Mit Sonnenaufgang des folgenden Morgens führte ich die Gallaweiber, die ich gerettet hatte, aus dem Lager, um ihnen die Freiheit zu schenken. Ich begleitete sie so weit, daß sie mich endlich selbst baten zurückzukehren, indem sie mir sagten, ich setze mich der Gefahr aus von den Gallas erschlagen zu werden. Ehe sie mich verließen, küßten sie mir die Füße, umarmten den Kopf meines Maulesels, warfen sich dann auf die Erde, kreuzten ihre Arme und nannten mich ihren Erretter, ihren Gott! dann erhoben sie sich und flohen schnell wie Gazellen davon. Ich verfolgte sie mit meinem Augenglase bis zu dem Augenblick, in dem ich sie gegen einen Handstreich von nachzügelnden Amharras für gesichert hielt. Hierauf kehrte ich zum Heere zurück, das bereits einen Weg von zwei Stunden gemacht hatte; es zog am Fuße der Berge der Gallas-Sodds hin, und verbrannte dabei alle Dörfer, die es auf dem Wege fand.

Djilla Ramo's Sohn, der mein Gefangener war, kam, als er mich sah, auf mich zugesprungen und sagte mir weinend, daß die Amharra Soldaten von Neuem seinen Vater und seinen Verwandten gefaßt hätten. Begnet, der sein Landsmann war, beruhigte ihn; man hatte ihnen, vermöge eines abyssinischen Gebrauchs, nur eine Wache gegeben. Wir sollten aber bald darauf Zeugen eines gegründeteren Schmerzes sein, als dessen, welchen der kleine Galla fühlte. Bei einem Orte, Namens Hadadi kamen wir an den Hawasch; derselbe liegt vier Stunden unterhalb des Punktes an dem wir das erstemal über den Fluß gesetzt hatten. Hadadi liegt an der besuchtesten Straße, die von Schoa nach den Ländern Abakanan und Gurage führt. Der Fluß zieht sich hier zwischen zwei vulkanischen Hügelreihen hin. Hier an dem Hawasch angelangt verloren die Frauen und Kinder, welche die Soldaten zu Gefangenen gemacht hatten, um sie als Sklaven zu verkaufen, die letzte Hoffnung ihre Freiheit wieder zu erlangen. Der Fluß hatte seither die Grenze ausgemacht, welche das Gebiet der

unabhängigen Gallas von dem des Königs von Schoa kannte, und als die unglücklichen Gefangenen sahen, daß man sie in das Land ihrer Ueberwinder schleppe, wo ihrer das Loos der Sklaverei harrte, brachen sie in ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus.

Für die Nacht machten wir auf dem linken Ufer des Hawasch Halt. Den folgenden Morgen, dem schönsten, den wir seit Beginn des Feldzuges gehabt hatten, verließ ich in Herrn Lefebvre's Gesellschaft das Lager.

Die herrliche Natur, welche unter dem reichsten Himmel und dem glänzenden Lichte der Sonne im ganzen Schmucke ihrer herrlichen Blüthe sich darstellte, ließ durch ihren göttlichen Zauber alle Müdigkeit und jeden Unmuth, welche von den Strapazen der letzten Tage in uns zurückgeblieben waren, schnell vergessen. Allein als ich eben in süßen Träumen diesen herrlichen Gefühlen mich hingeben wollte, meldete mir ein Häuptling, daß der König, welcher an den Ufern des Hawasch geblieben war, mich zu sprechen wünsche. Sahle-Salassi befand sich in der That am Ufer, wo er auf zwei Hippopotamen lauerte, die an einem Punkte, wo das Wasser am tiefsten war, sich gezeigt hatten. Der Anblick des Hawasch, der die Glückseligkeit zu theilen schien, die dieser schöne Tag verbreitete, brachte unwillkürlich die Gefangenen in meine Erinnerung, welche ihn den Abend zuvor in so großer Verzweiflung passirt hatten. Ich wurde traurig; der König bemerkte dieß und fragte mich warum ich so verstimmt sei? „Ich habe Dir eine Frage vorzulegen," gab ich zur Antwort. „Wirst Du den Soldaten gestatten, daß sie die Weiber und Kinder verkaufen, die sie gefangen genommen haben? Ist es nicht eine Ungerechtigkeit Unschuldige die schwersten Uebel des Krieges empfinden zu lassen? Fürchtest Du nicht dadurch, daß Du solches Unrecht zugiebst, Gottes Zorn gegen Dich, Deine Familie und Dein Volk zu erwecken? „Der König ergriff voll Güte meine Hand, lud

mich ein neben ihm nieder zu ſitzen, und verſicherte mich dann, daß ſeine Abſicht dahin gehe die Gefangenen in ihr Land zurückzuſenden, ſobald die Häuptlinge ſich unterworfen haben würden. Er ſetzte noch hinzu, daß er ſie zu dieſem Zwecke alle zählen und aufſchreiben laſſen wolle, damit er, wenn der Augenblick erſcheine, wann er ſie frei zu geben gedenke, ein genaues Verzeichniß derſelben beſitze. Hierauf ging er weg nachdem er dreiviertel Stunden vergebens auf das Wiedererſcheinen der Hippopotamen gewartet hatte.

Nachdem wir uns von den Ufern des Fluſſes entfernt hatten, kamen wir an eine mit Gagath bedeckte Stelle, der von Weitem wie Schlacken aus einem Eiſenwerke ausſahen. Sahle-Salaſſi fragte mich was dieß für eine Subſtanz ſei, worauf ich ihm antwortete, daß dieſelbe vortreffliche Flintenſteine gebe. Er ertheilte nun den Leuten aus ſeiner Begleitung den Befehl davon einzuſammeln, und die Officiere aus ſeinem Gefolge mußten zu ihrem größten Aerger jeder eine Partie ſolcher Steine nehmen. Bei Furi in einer weiten Ebene ſtießen wir wieder zu dem Heere. Hier wurde ein Raſttag gehalten, um die Mannſchaft ausruhen zu laſſen und die Thiere gehörig füttern zu können. Schon um ſieben Uhr des folgenden Morgens ließ Sahle-Salaſſi vor ſeinem Zelte einen Befehl öffentlich verkünden, der den Soldaten bei den ſchwerſten Strafen zu wiſſen that alle ihre Gefangenen anzuzeigen und vor die Schreiber zu führen, damit ſie dort aufgezeichnet werden könnten. Dieſer Befehl verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch das ganze Lager, und eine halbe Stunde ſpäter ſaßen die Schreiber bereits vor dem Zelte des Königs, wo auch bald Häuptlinge und gemeine Krieger mit ihren Gefangenen eintrafen, um ſie einzeichnen zu laſſen. Ich machte dem Könige mein Compliment über ſeine Pünktlichkeit mit der er ſein Verſprechen vom Abend zuvor gehalten habe. Während ein Theil der Schreiber die Gefangenen eintrug, zählte ein anderer das

Vieh ab, das den Gallas abgenommen worden war. Um vier Uhr Abends fragte ich den Oberschreiber, wie groß die Zahl der Ochsen und Kühe sei, und erfuhr daß bereits die ungeheuere Zahl von 87,000 überschritten sei." Aber selbst am folgenden Tage wurde man mit der Zählung noch nicht fertig.

Am nächsten Morgen marschirte das Heer nach Fine-Fini, wo wir wieder einen Tag rasteten. Da mir der König gesagt hatte, daß man in der Nähe dieses Ortes in der neuesten Zeit merkwürdige Ruinen aufgefunden habe, so erinnerte ich ihn an sein Versprechen, mir zu erlauben dieselben besuchen zu dürfen. Morgen, sagte er, wenn wir weiter ziehen, soll Dich ein Officier hingeleiten. Am folgenden Morgen erschien auch in der That der vom König bestimmte Officier mit einer zahlreichen Reiter-Abtheilung, um meinen Führer abzugeben. Wir ritten einem hohen Berg hinan, den die Khatafo-Gallas bewohnten, und auf dessen Gipfel sich die Merkwürdigkeit befand, der ich meinen Besuch zugedacht hatte. Das Denkmal kündigt sich durch eine Straße an, die horizontal durch einen Schieferfelsen gesprengt wurde, etwa auf der Mitte des Weges zu einem Roudel sich erweitert und auf ein Gewölbe zuführt, das in dem senkrecht, gleich einer Mauer aufstrebenden Felsen sich befindet. Durch dieses Gewölbe gelangt man in einen offenen Hofraum, der die Gestalt eines länglichen Vierecks hat, und in dessen einer Ecke man den Eingang zu einem Souterrain bemerkt, das aber jetzt verschüttet ist. Durch allmähliges Zersetzen der Felsen hat sich mit der Zeit eine Spalte gebildet, durch welche man in eine von Menschenhänden gemachte Höhle gelangt, zu der offenbar das nun verschüttete unterirdische Gewölbe früher geführt haben muß. Die Höhle besteht aus zwei Gemächern, die ihr Licht durch Löcher erhalten, die in die Felsen gehauen sind. Am äußersten Ende der beiden Zimmerabtheilungen befanden sich steinerne Bänke, die den Besuchern dieser geheimnißvollen Höhle ohne Zweifel als

Sitze dienten. Viereckige Pfeiler, die oben und unten dicker sind, stützen das Gewölbe, und in der Mitte dieser Säulen ist eine Art Netzwerk ausgehauen. Alles dies ist auch dem Felsen gehauen. Keine Inschrift ist vorhanden, aus der sich auf die Zeit der Einrichtung oder die Bestimmung dieses merkwürdigen Wohnplatzes schließen ließe. Südlich von dieser Höhle, in einer Entfernung von etwa 200 Metres sieht man noch die Spuren eines andern Gebäudes, das einen bedeutenden Raum eingenommen haben mußte, und von dem die Höhle wahrscheinlich nur ein Anhängsel bildete. Als mich Sahle-Salassi fragte, für was ich dieses Alterthum halte, antwortete ich ihm, daß ich der Meinung sei, es habe zu religiösen Zwecken gedient, und möge wohl zur Zeit der Einführung des Christenthums in Abyssinien errichtet worden sei. Dies war auch die Ansicht des Königs, und wie er mir sagte, schrieben die Priester diesem Bauwerke ebenfalls den nämlichen Entstehungsgrund bei.

An diesem Tage schlugen wir unser Lager noch am Ufer des Flusses Gallena auf dem Gebiete der Khatafo auf. Der Häuptling derselben theilte dem König die Nachricht mit, daß in der Nachbarschaft eine neue Höhle entdeckt worden sei, nach der wir uns zur Untersuchung sogleich aufmachten. Sie ist in einen Schieferfelsen gehauen, dessen Fuß bis in den Fluß reicht, und besteht aus zwei kreisrunden Gemächern, deren Decke eine Kuppel bildet, welche in der Mitte verschlungene Ranken, in Form eines Blumengewindes schmücken. Ein etwas tiefer unten angebrachter Kranz war augenscheinlich dazu bestimmt Fackeln daran zu befestigen. In dem größeren Gemache findet man an einer der Wände drei große Wannen, die in den Felsen gehauen sind, und über welchen die Decke von Rauch geschwärzt ist. In dem andern Gemache ist nur eine einzige solche Aushöhlung, die sich aber in der Mitte desselben befindet. Man könnte sagen, sie habe zu Abwaschungen gedient. Keine Inschrift erklärt das Geheimniß

der Höhle. Vielleicht reicht sie bis in die Zeit hinauf in der in Aethiopien noch das Judenthum vorherrschend war. Der Felsen, in dem sie sich befindet, erhebt sich beinahe vertical aus dem Flusse, und es wäre unmöglich zu ihr zu gelangen, wenn nicht Löcher eingehauen wären, in denen man sich mit Händen und Füßen halten kann, und die zu einer kleinen Gallerie führen, auf die man durch eine kleine Thüre von Spitzbogenform gelangen kann.

Je mehr wir von Fine-Fini an uns Angolala näherten, um so mehr verringerte sich das Heer. Jeden Tag schieden Stammeshäuptlinge und Provinzstatthalter, an deren Gebiet wir vorübermarschirten, mit den Reiter-Contingenten, die sie zugeführt hatten, und als wir Angolala erreicht, löste sich das ganze Heer auf. Der König hielt seinen Einzug in der zweiten Hauptstadt seines Reiches mit derselben Feierlichkeit, mit der er sie verlassen hatte. Die gesammte Geistlichkeit zog ihm in Procession entgegen um ihn zu segnen und dem Heer für die Vergehungen, deren es sich in dem Kriege gegen die Ungläubigen hatte zu Schulden kommen lassen, Absolution zu ertheilen.

Bei meiner Ankunft erhielt ich von Herrn Anton d'Abbadie, der sich damals in Gondar aufhielt, einen Brief; ein Deutscher, der schon vor mehreren Jahren in Herrn Rüppel's Gesellschaft als Naturforscher in das nördliche Abyssinien gekommen war, war der Ueberbringer desselben. Der König wußte, daß ich eine Botschaft erhalten habe und fragte mich, von wem sie komme. Ich sagte ihm, daß sie von dem ältern Abbadie herrühre, jenem Gelehrten, der zu Gondar aus dem ältesten Manuscripte die Geschichte und Litteratur Abyssiniens studire, und ein Bruder desjenigen Abbadie sei, der als Krieger in Kodschan bei dem Häuptling Beru-Gutschio sich aufhalte, und dessen Ruf von Tapferkeit sich bis nach Schoa verbreitet habe.

Sahle-Salaßi begab sich darauf nach Angobar, wohin ihm

die Herren Lefebvre und Petit folgten, welch Letzterer von Tegulet zurückgekehrt war, während ich ſelbſt erſt mehrere Tage nachher daſelbſt eintraf. Bei meiner Ankunft ſchickte der König den Gouverneur der Stadt zu mir mit den Inſignien eines Schallaga; welchen Titel nämlich die Generale und Gouverneure in Schoa führen. Die Zeichen dieſer Würde beſtehen in einem mit Silberplatten verzierten Schilde, einem Armbande, das man am Handgelenke trägt, einem Armringe, einem Säbel mit ſilbernem Griff und zwei Sporen. Sahle-Salaſſi war es aber nicht genug mich zum Grade eines ſeiner erſten Würdenträger zu erheben, ſondern er bot mir auch noch die Gouverneursſtelle einer Provinz an, deren Wahl er mir ganz mir überließ. Die Würde nahm ich an, das Amt aber ſchlug ich aus. Die Herren Lefebvre und Petit verließen mich, um nach Gondar zu reiſen. Dieſe Trennung erweckte in mir wieder die ſchmerzlichſten Gefühle, und zwar noch mit viel größerer Heftigkeit als damals, wie die engliſche Geſandtſchaft mich in Schoa allein zurückgelaſſen hatte. Glücklicherweiſe vermochten dießmal meine neuen Pläne meinen Schmerz über meine Vereinzlung zu zerſtreuen, ich beſchäftigte mich nämlich damit, nun ebenfalls an meine Rückkehr nach Europa zu denken.

Sitten. Regierung. Religion.

Im Laufe meiner Aufzählung der hauptsächlichsten Ereignisse, die sich während meines Aufenthalts in Schoa zugetragen, habe ich wahrscheinlich genug gesagt, daß der Leser sich einen allgemeinen Begriff von der Bevölkerung jener Gegenden, ihren Sitten und der Art und Weise machen kann, wie sie regiert wurde; ehe ich aber den Faden derselben weiter aufnehme, werde ich versuchen, die Grundzüge zusammenzustellen, welche die Einwohner dieses wichtigen Theiles des östlichen Afrika's auszeichnen.

Die Religion der Abyssinier ist der Hauptgrund für das Interesse, daß sie uns einflößen; der Religion verdanken sie jene unbestreitbare Ueberlegenheit in Sitten und Civilisation, die sie über andere Völker Afrika's stellt. Um aber diese Civilisation zu würdigen, muß man vor allem einen Ueberblick über den Stand der Ideen und die religiösen Gebräuche der abyssinischen Christen gewinnen.

Diese Untersuchung führt auf zwei hauptsächliche Bemerkungen. Es ist eben so interessant Vergleichungen darüber anzustellen, was ein vereinzelt lebendes und seit so vielen Jahrhunderten vom Brennpunkte christlicher Ideen getrenntes Volk, von den ursprünglichen Lehren des Christenthums beibehalten, und welche Veränderung es mit denselben vorgenommen hat.

Es lohnte gewiß die Mühe beide Seiten dieses Studiums auf's Gründlichste zu verfolgen; obschon ich gestehen muß, daß es ein sehr schwieriges Beginnen wäre. Vor Allem müßte man so völlig, wie es nur ein Theolog sein kann, mit der Geschichte der christlichen Religion bekannt sein, und man müßte alle religiösen Bücher gelesen haben, in denen die Ueberreste des Christenthums, das bis auf den heutigen Tag sich in Abyssinien erhalten hat, zerstreut zu finden sind. Unter allen Europäern, die ihre Nachforschungen auf jenen Theil von Afrika gerichtet haben, ist vielleicht Herr Anton d'Abbadie, welcher sich muthvoll daran gemacht hat die theologischen Bücher Abyssiniens zu entziffern, der Einzige, der einem solchen Geschäfte gewachsen wäre, welcher überdies neben einer so durch und durch wissenschaftlichen Arbeit, noch Muße fand, anderweitige interessante und überhaupt auch solche Beobachtungen anzustellen, die sich dem Reisenden darbieten. Was mich betrifft, so maße ich mir nicht an weitere Aufklärungen über die religiöse Lage Abyssiniens geben zu können, als solche, die ich bei der alltäglichen Berührung mit den Völkerstämmen zu sammeln im Stande war, die ich besucht habe. Ich beabsichtige aber auch nicht sowohl eine Erläuterung über den religiösen Glauben Abyssiniens, als vielmehr einen Ueberblick über die religiösen Sitten der Bewohner Schoa's zu geben, und werde mich begnügen, nur die Entstehungsart des Christenthums in Abyssinien anzugeben. Man erzählt sich, daß es zum ersten Mal im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch einen Christen aus Alexandrien, mit Namen Frumentius daselbst gepredigt worden sei. Seitdem hatten die Umwälzungen, die das Christenthum in Aegypten erlitt, auch auf die Abyssinier zurückgewirkt und die Ketzereien, die die ägyptischen Christen von der Gemeinschaft mit den lateinischen getrennt, haben sich natürlicher Weise auch den abyssinischen mitgetheilt. Dieser Ursprung befestigt durch ein festes Band die Abyssinier an die koptische Kirche. Die höchste kirchliche

Gewalt wird in Abyſſinien durch einen Erzbiſchof oder Patriarchen ausgeübt, der Abun heißt; dieſes Oberhaupt wählen die Abyſſinier aber nicht aus ihrer Mitte, ſondern ſie halten ſich für verbunden es von den koptiſchen Patriarchen in Kairo zu verlangen. Der Abun allein hat in Wirklichkeit ſeit Jahrhunderten das Privilegium und das Recht Ordinationen zu machen. Biſchöfe, Prieſter, Diakone und Mönche erhalten nur durch ihn ihre kirchliche Weihe. Dieſe Nothwendigkeit, in welcher die Abyſſinier zu ſein glauben aus dem Auslande das Oberhaupt ihrer Kirche kommen laſſen zu müſſen, zieht natürlicher Weiſe auch ſonderbare Folgen nach ſich. So müſſen ſie, wenn ein Abun geſtorben iſt, dem Patriarchen von Kairo eine Contribution bezahlen, um von ihm einen Nachfolger zu erhalten. Gewöhnlich koſtet dieſe Verpflichtung nicht mehr als 5000 Talari oder 25,000 Franken; allein dieſe Summe iſt für die Abyſſinier ſehr beträchtlich, bei denen das Geld ſehr rar iſt und einen ſehr hohen Werth hat. Ein Abun iſt auf dieſe Art ein Schatz, den die Abyſſinier jeden Augenblick zu verlieren befürchten müſſen; aus dieſer Beſorgniß überwachen ſie ihn ſehr ängſtlich und halten ihn ſo zu ſagen wie gefangen. Sie ſehen daher darauf, wenn ſie einen neuen Abun brauchen, ſich einen möglichſt jungen zu verſchaffen. Der gegenwärtige Abun, der durch einen engliſchen Miſſionär, Herrn Leeder, in Kairo erzogen worden iſt, wurde zu der hohen Stellung, die er einnimmt, im Alter von zwei und zwanzig Jahren erhoben. Die Obergewalt des Abun erſtreckte ſich ehemals über ganz Abyſſinien; allein die Ereigniſſe, die politiſchen Umwälzungen, welche die großen Provinzen des neuen äthiopiſchen Reichs geſpalten haben, haben auch den Einfluß des Pontifex über die von ſeiner gewöhnlichen Reſidenz entfernten Völkerſchaften geſchwächt. Schoa kann man als ganz unabhängig von dieſem Einfluſſe betrachten, denn hier übt der König Sahle-Salaſſi und nicht mehr der Abun, die kirchliche Obergewalt aus. Selbſt im Norden

Abyssiniens, wo der Abun lebt, überwiegen häufig politische Interessen die religiösen Vorurtheile. Der Tod des letzten Abun, Kerilos, lieferte einen Beweis für diese Behauptung, der, wie man sagt, durch Häuptlinge, die eifersüchtig auf ihn waren, vergiftet worden seyn soll. Die Gouverneure von Tigre und Amharra bemächtigten sich des Eigenthums, das zur Apanage des Primas gehört, und um dasselbe behalten zu können, ließen sie mehrere Jahre darüber hingehen, ehe sie von dem kophtischen Patriarchen einen neuen Pontifex verlangten. Endlich bestimmten verschiedene politische Gründe, namentlich aber der Wunsch, den frommen Theil der Abyssinier auf seine Seite zu ziehen, die den verwaisten Zustand ihrer Kirche bedauerten, den Gouverneur von Tigre, diesem Interregnum ein Ende zu machen und den gegenwärtigen Abun zu berufen.

Die Geistlichkeit ist in dem Königreiche Schoa sehr zahlreich und bildet die aufgeklärteste Klasse der Bevölkerung: sie umfaßt die Priester, die Mönche und die Corporation der Defteras, aus welchen die Schreiber, Sänger, Ceremonienmeister und die Directoren der zeitlichen Güter der Kirche hervorgehen, denen man den Namen Alakas beilegt. Bei ihnen findet man was noch von Wissen in Abyssinien vorhanden ist. Die Priester bereiten sich von ihrer Kindheit an auf ihren Stand vor; ein jeder von ihnen hat die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl Kinder unter seine Aufsicht zu nehmen und dieselben zu unterrichten. Die Kinder verbleiben während mehrerer Jahre unter dieser Vormundschaft, und wenn diese zu Ende geht, bestimmt man, welches Leben sie zu wählen haben, ob das Cölibat oder den Ehestand. Diejenigen, die sich verheirathen müssen, können sich dem Priesterstande weihen, oder auch es unterlassen, die anderen werden Mönche. Diese legen das Gelübde ab, auf keine Weise mit dem andern Geschlechte in irgend eine Berührung zu treten, niemals

auf ein weibliches Weſen die Augen zu werfen, nie ihrer Stimme Gehör zu geben, nichts zu eſſen, ſelbſt kein Brod, das von einem Weibe zubereitet worden. Ein Mönch, der dieſes Gelübde bräche, würde zur Strafe auf zwanzig Jahre excommunicirt. Die Prieſter dürfen ſich nur einmal verheirathen, ſtirbt ihre Frau, ſo ſind ſie zum Cölibate verurtheilt. Ein Laie, der vier Frauen verliert, darf ſich zum fünften Mal nicht wieder verheirathen. Die Ordination eines Prieſters ſchreibt nur ſehr wenige Förmlichkeiten vor. Der Abun fragt den Bewerber, ob er im Stande ſey die Schriften und einige theologiſche Bücher, die in Abyſſinien vorhanden ſind, zu leſen: ſodann haucht er ihn an, gibt ihm den Segen und theilt ihm auf dieſe Art die prieſterliche Weihe mit. Der ordinirte Prieſter bezahlt dafür dem Abun zwei Salzſtücke (weil Salz in Abyſſinien die Münzen vertritt), was in Schoa dem Werthe von 50 Centimen entſpricht. Auf dieſe Art ordinirt der Abun an einem Tage hunderte von Prieſtern.

Die Religion, welche die Prieſter in Schoa lehren, ſtellt auf einer chriſtlichen Baſis ein Gemiſch von Judenthum, Muhamedanismus und Heidenthum vor, das aus den Berührungen der Abyſſinier mit den Juden, Muſelmännern und Gallas entſtanden iſt.

Die chriſtliche Grundlage erkennt man in den Beſtimmungen für ihre Prieſter, ihrem Glauben, ihren Uebungen und Ceremonien; auch nehmen die Prieſter von Schoa zur Grundlage ihres Glaubens die Symbole von Nicäa. Sie glauben an die Hauptſacramente des katholiſchen Cultus, die Taufe, die Beichte, die Communion, die kirchliche Ordnung, die Ehe, die letzte Oelung; ſie glauben an das Fegefeuer, den Heiligen erweiſen ſie eine ſehr umſtändliche Verehrung; ſie feiern den Sonntag, ſowie eine ſehr große Anzahl Feſttage; das Jahr über haben ſie mehrere Faſttage; Mittwoch und Freitag eſſen ſie kein Fleiſch u. ſ. w.

Obgleich aber die Abyſſinier in dem Symbol von Nicäa die

Grundzüge der christlichen Dogmen besitzen, so sind sie doch hinsichtlich einiger der wichtigsten Dogmen in unaufhörlichem Hader unter einander. Die Geschichte Abyssiniens ist voll von inneren Kriegen und politischen Unruhen, die diese theologische Polemik hervorgerufen hat. Noch heut zu Tage halten zwei große Fragen die Geister in Schoa in Bewegung: ich führe sie nur deshalb an um eine Idee zu geben, welche Form und Nahrung das intellectuelle Leben in diesem Lande sich erhalten hat; die eine betrifft Jesus Christus, die andere die Jungfrau Maria. Was Jesus Christus anbelangt, so theilen sich die Theologen Abyssiniens in zwei große Secten. Es handelt sich nämlich darum die Zahl der Geburten des Erlösers festzustellen; die einen geben ihm drei Geburten, die anderen wollen aber nur deren zwei zugestehen. Die Ersteren sagen, Jesus Christus ist als göttliches Wesen, als Mensch geboren, und hat den heiligen Geist im Schooße seiner Mutter empfangen, was sie als eine dritte Geburt betrachten; die Anderen geben diese dritte Geburt nicht zu. Aus diesem Grunde entstand zwischen den beiden Partien eine eingefleischte Feindschaft. In Tigre glaubt man an die beiden Geburten, in Gondar an drei. Der Streit war so hitzig geworden, daß der letzte Abun, Kurilos, glaubte, die Controverse beiden Theilen zumal verbieten zu müssen. In Gondar sah man aber in diesem Verbote eine für die Tigrebewohner günstige Absicht und jagte deshalb den Abun weg. Ein Priester von Gondar, Namens Bissana, brachte diese Controverse nach Schoa. Dieser Priester war der Beichtvater von Sahle-Salassi's Großvater, Asfa-Ussen. Er überredete den König, daß, wenn er die Lehre von den drei Geburten annähme, eine Provinz, nach der er lüstern war, ihm zufallen werde. Asfa-Ussen ergab sich deshalb sogleich dieser nützlichen Lehre und bemächtigte sich in der That der Provinz. Bis in die letzten Jahre war der Glaube

an die drei Geburten nicht weit über den Kreis des königlichen Hauses hinausgekommen; als aber die Controverse laut wurde, machte Sahle-Salassi derselben rasch ein Ende, indem er bekannt machen ließ, daß wer von nun an die drei Geburten von Christus bestreiten würde, dessen Güter sollten confiscirt, er selbst aber verbannt werden.

Die Bewohner von Schoa haben, wie alle Abyssinier, eine außerordentliche Verehrung für die Jungfrau Maria; sie feiern ihr zu Ehren dreiundreißig Festtage im Jahre. Diese Verehrung wird durch eine große Anzahl derselben so weit getrieben, daß sie die heilige Jungfrau noch über Christus setzen. Dieser Glaube ist in der Provinz Fatigar verbreitet; in Angobar und in dem berühmten Kloster von Devra-Libanos weist man denselben als Irrthum zurück. Die fanatischen Anbeter der heiligen Jungfrau behaupten, daß die Geburt von Jesus Christus das Resultat einer Verbindung zwischen ihr und Gott gewesen sey; sie sagen, daß sie nicht gestorben sei, sondern am Tage der Auferstehung der Todten aus ihrer gegenwärtigen Ruhe hervorgehen werde. Andere sagen, sie sei als Opfer für die Sünden der Welt gestorben und habe dadurch hunderfünfzigtausend Seelen aus der Verdammniß erlöst.

Die Einwohner von Schoa haben auch eine große Verehrung für die Heiligen. Sie verehren die berühmtesten Kirchenväter des Orients, unter anderen Sanct Athanasius und Sanct Chrysostomus, von denen sie mehrere Werke in ihren theologischen Büchern aufbewahrt haben. Die vier Evangelisten sind Gegenstand eines besondern Cultus; die Abyssinier geben ihre Namen abwechslungsweise den Jahren. Vier Jahre bilden einen Cyklus, in dem sich das Jahr des heiligen Mathias, des heiligen Marcus, des heiligen Lucas und des heiligen Johannes befindet; diese Bezeichnungen kommen in ihrer Chronologie vor. Wenn man jemand fragt, in welchem Jahre er geboren sei, so wird er ant-

worten, daß er im Jahre des heiligen Johannes, des heiligen Lucas, des heiligen Marcus oder des heiligen Mathias geboren sei. Der volksthümlichste Heilige in Schoa ist aber ein Landesheiliger, der auch dessen Schutzpatron ist, — Tecla Haimanot. Ihm zu Ehren werden drei Festtage gefeiert, der eine im Monat December, um seine Geburt zu feiern, einer im Monat August zum Andenken an seinen Tod, und ein Dritter im Monat Mai zur Verherrlichung seiner Himmelfahrt. Tecla-Haimanot war der Gründer des Klosters Devra-Libanos. Die Legende seines Lebens erzählt, daß er eines Tages auf dem Berge angelangt, wo heut zu Tage das Kloster steht, und von Durst erschöpft, Gott gebeten habe, ihm durch Vermittlung des heiligen Michael eine Quelle entspringen zu lassen. Sein Gebet wurde erhört und plötzlich entströmte ein Wasser, das aus dem Jordan kam, dem Felsen zu seinen Füßen. Diese Wunderquelle ist der Wunderbrunnen geworden, der zu Ehren des Heiligen an jedem Festtage, Pilger und Kranke von allen Punkten Abyssiniens anzieht. Die Bewohner von Schoa, die die Gesundheit bringenden Eigenschaften dieses Mineralwassers einer übernatürlichen Macht zuschreiben, versichern, daß man nur davon zu trinken brauche, um geheilt zu werden. An den, dem Tecla-Haimanot gewidmeten Tagen läßt der König von Schoa Lebensmittel und Salz an die Bedürftigen austheilen, und leiht den Armen, die nicht bis auf den Gipfel des Devra-Libanos gehen können, Maulthiere. Die Kranken und Pilger raffen auch den Staub auf dem Grabe des Heiligen zusammen und machen sich Amulette daraus.

Außer den zahlreichen Festtagen, die die Bewohner von Schoa feiern, halten sie sehr pünktlich den Sonntag ein; vermöge jüdischer Ueberlieferungen feiern sie auch den Sabbath, und so ist auch der Samstag für sie ein Festtag. Eine ihrer Uebungen, auf die sie am strengsten sehen und die sie am Pünktlichsten einhalten, sind die Fasten. Die Christen von Schoa fasten das ganze Jahr

hindurch: im Monat Februar und März die große Fastenzeit, die vierzig Tage währt; im Monat Juni die Fasten der Apostel, die fünfundzwanzig Tage dauert; dann die Fasten von Ninive, drei Tage lang; die Fasten von Mariä Himmelfahrt und die des Advents. Unter diesen Fasten sind aber nur drei derselben durchaus einzuhalten. Kein Abyssinier empfängt das Abendmahl ohne daß er zuvor Buße gethan hätte für den Bruch, den er sich an diesem Gesetze hat zu Schulden kommen lassen; einer der nie gefastet hätte, würde als von der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen betrachtet und nicht in heiliger Erde begraben werden.

Durch die jüdische Religion ist den Abyssiniern die Beobachtung des Sabbaths geblieben; sie haben auch die Beschneidung beibehalten und ebenso eine strenge Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Lebensmitteln. Unter die Letzteren zählen sie eine Menge Thiere, wie das Schwein, den Hasen, die Ente, die Gans u. s. w. Die Bewohner Schoa's würden sich wohl hüten Fleisch von einem Thiere zu essen, das nicht von christlicher Hand im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getödtet worden wäre. Der Kaffee ist ihnen verboten, weil die Muselmänner ihn trinken. Die Abyssinier bringen mit einem gewissen Stolze, vermöge dunkler Traditionen, sich mit der ehemaligen jüdischen Civilisation in Verbindung. Sie behaupten, die Königin von Saba, die wie sie sagen, Tigre beherrscht, habe einst Salomo einen Sohn Namens Menelek geboren. Sie behaupten ferner, daß zur Zeit Salomo's der Stamm Benjamin nach Aethiopien gekommen sei und die Bundeslade aus dem Tempel mit sich gebracht habe. Einige Leute in Schoa versichern sogar, daß die wahre Bundeslade noch in der heiligen Stadt Axem aufbewahrt werde. Aus Nachahmungssucht hat jede Kirche noch ihre Stiftshütte, ihren Heiligen unter den Heiligen in dem geheimsten Theile der Kirche aufbewahrt, dessen geheimnißvoller Schleier nur von den Großwürdenträgern der Kirche gelüftet wird. Diese

Bundesladen heißen Tabots. Selbst in der Eintheilung der Kirchen ist eine entfernte Aehnlichkeit mit der des jüdischen Tempels zu finden.

Man trifft im Königreiche Schoa sehr viele Kirchen; jeder, der eine erbaut, glaubt damit die Vergebung aller seiner Sünden zu erkaufen. Allein diese Gebäude bieten sehr wenig Bemerkenswerthes, denn dieselbe Architektur, die bei den Hütten angewendet wird, herrscht auch bei ihnen vor. Wie die Hütten, so sind auch die Kirchen runde Gebäude über die sich ein konisches Dach erhebt, auf dessen Spitze ein Kreuz von Eisen steht. Ihr Inneres ist mit weißem Kalk bestrichen und die Wände sind mit plumpen Bildern beschmiert, die den heiligen Patron der Kirche, die heilige Jungfrau, den Streit zwischen den guten und bösen Engeln, den Teufel, wie er in die Hölle gestürzt wird, darstellen. Die Kirche ist in drei Feldern getheilt: eine Art von halbrunder Flur ist für die Laien bestimmt. Hierauf kommt ein geschlossener Raum in dem die Priester den religiösen Dienst versehen und in den die Laien nur dann kommen, wenn sie das Abendmahl empfangen; zuletzt kommt, hinter einem ungeheuren Vorhang verborgen, der heilige Theil den allein der Alaka betreten darf, und der den Tabot und die heiligen Geschirre enthält. Vom Giebel des Daches herab hängt mitten in der Kirche eine Lampe von Glas die fortwährend brennt. In dem geschlossenen, nur für die Priester und die Defteras bestimmten Raume sieht man häufig Gebeine, denen der Aberglaube wunderbare Eigenschaften zuschreibt.

Die Priester und Diakone, die einer Kirche zugetheilt sind, zerfallen in drei Abtheilungen, die abwechslungsweise, eine nach der andern, eine Woche lang den Dienst versehen. Diejenigen, welche im Dienste stehen, vermeiden während dieser Zeit jede Berührung mit den Laien. In Schoa zeigen die Christen ihren religiösen Glauben und unterscheiden sich äußerlich von den heidnischen Gallas und den Muselmännern durch ein blaues Band

von Seide, das sie um den Hals tragen. Die Priester unterscheiden sich von den Laien durch einen ungeheuern weißen Turban, durch die majestätische Art, mit der sie sich in ihren Mantel von weißem Baumwollenzeug und garnirt mit rothen Bändern wickeln, und ein kleines eisernes Kreuz, das sie in der einen, und einen langen Stab, den sie in der andern Hand halten. Zuweilen gehen sie in einen schwarzen Mantel gehüllt aus, an dem eine Kapuze angebracht ist. In der Kirche legen sie einen bunten Chorrock an und setzen eine Art von Mitra auf den Kopf. Wenn sie in Procession ausgehen, geht der Alaka unter einem Thronhimmel. Ihre Ceremonien sind nichts weniger als imposant; sie bestehen im Absingen von Psalmen, Hymnen, im Lesen von heiligen Büchern. Das Psalmodiren der abyssinischen Priester ist die abscheulichste Musik, die man hören kann; es wird von den Schlägen auf Tambourinen und Pauken und durch das kreischende Geklingel einer Art von Triangel begleitet. Die Priester, in Erinnerung ohne Zweifel, daß David vor der Bundeslade tanzte, verdrehen während ihres Gesanges Arme und Beine, wobei sie ihren Stock hin und herschwingen.

Unter allen Ceremonien des abyssinischen Cultus ist unstreitig die Feier des jährlichen Tauffestes, am 15. Januar, die merkwürdigste. Dieser Tag ist dem Andenken der Taufe von Jesus Christus durch den heiligen Johannes, in dem Wasser des Jordans, gewidmet. Die Christen in Abyssinien thun ihr Möglichstes, um dieses Fest recht würdig zu begehen. Alle nehmen Theil daran, denn sie betrachten es als eine Gelegenheit, sich von allen Fehlern zu reinigen, die sie das Jahr über begangen haben und sich gänzlich wieder neu zu gebären. Am Vorabende des heiligen Tages versammelt sich die Geistlichkeit sämmtlicher Kirchen und geht, gefolgt von der ganzen Bevölkerung, an die Ufer des Baches oder des Flusses, der an der Stadt vorbeifließt. Für die Priester sind Zelte errichtet; das Volk steht an dem Ufer entlang, wo große

Feuer oder Fackeln angezündet sind, und horcht dem Psalmodiren der Priester. In der Stunde des ersten Hahnenschreis geht der Oberpriester in den Fluß und segnet das Wasser; hierauf werfen die Anwesenden die Kleider ab und tauchen sich in demselben unter. Die Männer sind bei dieser Ceremonie, bei der die Frömmigkeit die Schamhaftigkeit vergessen läßt, von den Frauen getrennt. Wenn nun alle sich in diesem gesegneten Taufwasser gewaschen haben, werden auf's Neue Gebete gesprochen; hierauf wird ein gemeinschaftliches Mahl eingenommen und mit anbrechender Morgenröthe zieht man in Procession in die Stadt zurück, wo der ganze Tag unter Festlichkeiten und Genüssen zugebracht wird.

Aus dieser kurzen Skizze ist zu erkennen, daß, wenn das Christenthum in Abyssinien auch mannigfache Entstellungen erlitten, es doch seinen wesentlichen Charakter beibehalten hat. Auch zeigt sich wunderbarer Weise, daß mitten unter unaufhörlichen Revolutionen, die seit fünfzehn Jahrhunderten Abyssinien unter einander gerüttelt haben, die Religion allein das Prinzip der Dauerhaftigkeit bildete, welches die Nationalität dieses Volkes aufrecht erhalten hat. Für die Religion und durch sie hat es im sechszehnten Jahrhundert die Einfälle der Muselmänner zurückgewiesen, und nur sie verleiht ihm ihr Uebergewicht über die Gallas. Die Religion wird aber auch Abyssinien noch einen letzten Dienst erweisen: in ihr liegen nämlich die sichersten Berührungspunkte, die wir mit den Abyssiniern haben, und sie wird eines Tages Abyssinien mit der allgemeinen Weltcivilisation in Verbindung bringen.

Durch die Religion hat auch die Geschichte Abyssiniens einen Berührungspunkt mit der Civilisation und vermag einiges Interesse einzuflößen. In den Annalen Abyssiniens glänzt vor Allem der Name und das Andenken an jene Königin von Saba, deren Pilgerschaft nach Jerusalem die heilige Schrift erwähnt. Ich habe bereits gesagt, daß die Abyssinier behaupten, sie habe

Salomon einen Sohn geboren, mit Namen Menelek, der der Stammvater der verschiedenen königlichen Dynastieen seyn soll, die Abyssinien beherrscht haben. Die vornehmsten Häuptlinge, unter denen heut zu Tage das Land getheilt ist, behaupten alle, daß sie von Menelek abstammen. Sahle-Salassi leitet seinen Ursprung daher von weiblicher Seite ab.

Ich bin nicht gemeint mich in die Wirren der dunkeln Geschichte Abyssiniens zu vertiefen wie sie die Chroniken des Landes aufbewahrt haben, denn die Revolutionen, die keinen großartigen Erfolg hatten, sondern im Gegentheil mit einem traurigen Verfall endigten, bieten der Neugierde keinen Reiz der Anziehung. Erst vom sechzehnten Jahrhundert an, als europäischer Einfluß bis nach Abyssinien zu dringen im Stande war, verlohnt es den Faden der Geschichte zu verfolgen. Aus diesem Zeitraume datirt sich auch die Bildung des Königreiches Schoa. In einem andern Theile dieses Berichtes habe ich gesagt, daß gegen Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Abyssinien von zwei kriegerischen Einfällen heimgesucht wurde: daß die Muselmänner von Westen und die Gallas von Osten her eindrangen und daß unter dem Zusammenstoß dieser beiden Einbrüche die alte Einheit des Reiches gebrochen wurde. Schoa, das den mittäglichen Theil desselben bildete und schon mehrere Jahrhunderte zuvor Salomon's Abkömmlingen zur Zufluchtsstätte gedient hatte, die durch jüdische Usurpatoren aus dem Besitz gesetzt worden waren; dasselbe Schoa, das damals der äthiopischen Nationalität als Festung gedient hatte, war auch im sechzehnten Jahrhundert wieder das Bollwerk derselben. Von hier aus warf der abyssinische Kaiser mit Hülfe der Portugiesen, unter dem Befehle von Christoph von Gama, den muselmann'schen Goliath, Gragne, zurück und eroberte seine Staaten wieder. Die Regierung von Schoa ging aber, nach der Befreiung Abyssiniens in die Hände Negassis über, der von Mutterseite her mit der kaiserlichen Fa-

millie verwandt war. Negassi war der erste König aus der Dynastie, der Sahle-Salassi angehört. Mit einer Hand voll Amharras, die dem Christenthume treu geblieben waren, wagte er es den Gallas Widerstand zu leisten, die vom Norden her vordrangen! Den Fluthen der Ueberschwemmung derselben wich er dadurch aus, daß er seine alte Hauptstadt Tegulet aufgab und sieben Linue's von derselben die Stadt Debrabram gründete, wo man noch die Ruinen eines Palastes sieht, den er hatte aufführen lassen. Derselbe bildete ein langes Gebäude ohne alle Spuren von Sculptur oder Inschriften. Ihm folgte sein Sohn Habieh. Die Gallas dehnten aber ihre Eroberungen immer weiter aus; sie besetzten das Land rings um Debrabram und Angobar und bedrohten bereits die Provinz Efat, die seit dem Einfall Mahamet Gragne's unabhängig und muselmännisch geblieben war. Habieh benützte diese Gelegenheit um sich die Oberhoheitsrechte über Efat wieder anzueignen, die ehemals die Kaiser von Abyssinien ausgeübt hatten. Habieh's Nachfolger war Sebesti, der aber nichts Bemerkenswerthes ausführte. Der Sohn dieses Fürsten, Haiellu-Jesus unterwarf sich die Provinz Bulga. Auf Haiellu folgte sein ältester Sohn, Osfa-Oisen. Dieser König vergrößerte Angobar und legte jedem Dorfe eine Steuer auf. Er war der ausgezeichnete Mann seines Stammes. Man erzählt von ihm, daß er mit seiner Lanze und auf seinem Lieblingspferde Amadu, dreihundert Gallas getödtet habe. Er brach die letzten Bande von Vasallenthum, die bis dahin die Könige von Schoa an die Kaiser von Gondar gebunden hatte. Eine große Menge despotischer Gesetze, darunter namentlich auch das, welches seinen Unterthanen die Anfertigung von Hydromel verbot, veranlaßten drei bedeutende Aufstände gegen ihn, die er aber siegreich dämpfte. An der Spitze des letzten Aufstandes stand sogar sein eigener Sohn, Oisen-Seggede; sein Vater lieferte ihm eine Schlacht, verwundete ihn mit eigener Hand, machte ihn zum

Gefangenen und sperrte ihn auf Lebenszeit ein. Oisen-Seggede folgte aber dennoch Osfa-Oisen in der Regierung. Er wußte sich bei den Gallas im Respect zu erhalten, auch sah er ein, daß seine Hauptgewalt in der Einigkeit seiner Unterthanen bestehe; und obgleich die Bevölkerung, der er gebot, drei verschiedenartigen Glaubensbekenntnissen anhing, so ließ er doch, ohne Ansehen der Person, den Muselmännern, Heiden und Christen, gleiche Gunst zu Theil werden. Er übertrug mehrere Gouverneursstellen in der Provinz Efat, an Muselmänner und erhob Gallas zur Würde von Kaschefs. Er erweiterte aber auch die Gränzen seines Reichs weit über die, welche sein Vater ihm gelassen hatte, seine Eroberungen erstreckte er bis in den Süden der Berge von Gargasus und bis am Nil. Allein, wie die Einen behaupten, machten seine despotischen Maßregeln seine Herrschaft den Unterthanen unerträglich, oder, wie Andere sagen, erschracken die Priester über seine Toleranz; genug, er wurde von einem seiner Eunuchen ermordet, der, nachdem er ihn mit einem Dolche niedergestochen hatte, den Palast anzündete. Das Volk erzählt, daß die Schätze, die er in Krügen von Erde aufgehäuft dastehen hatte, vom Feuer geschmolzen und in Bächen von Gold und Silber den Abhang des Berges hinabgeflossen seien.

Oisen-Seggede hatte sich vor seinem Tode ein Grabmahl erbauen lassen, das so ziemlich das einzige Monument ist, das man in Schoa trifft. Es besteht in einer runden Kapelle, die sehr groß und hoch ist, ein konisches Dach hat und auf dem Gipfel eines Hügels in einem Cedern und Cypressenwalde erbaut ist. Die innere Ausschmückung des Monuments entspricht der Schönheit des Ortes nicht in dem es liegt. Plumpe Freskomalereien an den Wänden stellen Schlachten und königliche Feste dar, in denen die Gestalt des Königs stets die Hauptrolle spielt. Der Verfertiger dieser Gemälde ist ein Grieche, den Oisen-Seggede von Gondar hatte kommen lassen. Die Zeichnung ist bis zum

Sachen incorrect, dagegen sind die Farben sehr lebhaft und gut erhalten. Das Grabmahl erhebt sich mitten in der Kapelle; es ist ein Viereck von gestampfter Erde, fünf Fuß hoch und ungefähr vierzig Fuß im Umfang, das ein kostbarer, persischer Teppig bedeckt; über demselben hängt eine kleine Lampe, die man aber nur Sonntags und an Festtagen anzündet. Dieses Mausoleum ist der Oberaufsicht eines der vornehmsten Priester in Angobar anvertraut.

Sahle-Salassi, dessen Name so viel bedeutet als die Gnade der Dreieinigkeit, war zwölf Jahre alt, als Olsen-Seggede ermordet wurde. Seine erste Handlung war die, seinen Vater zu rächen, und er ließ den Mörder, der in ein baumwollenes Tuch gewickelt wurde, das in Wachs getränkt war, lebendig verbrennen. Sahle-Salassi hat mit noch mehr Kraft und Erfolg das Werk seiner Vorgänger fortgesetzt. Nachdem er seine Uebermacht die zahlreichen Gallasstämme hat fühlen lassen, die bis daher unabhängig geblieben waren, steht er jetzt an der Spitze eines Staates der, nach meiner Schätzung, schon bei meiner ersten Anwesenheit, eine Bevölkerung von fünfzehn mal hunderttausend Seelen zählt, und die Herr Harris auf zwei Millionen fünfmalhunderttausend schätzt, auf die eine Million Christen und eine und eine halbe Million Heiden, Gallas und Muselmänner kommen. Sahle-Salassi hat die königliche Macht erweitert, während er sie in den Reichen, die er sich unterworfen, möglichst zu schmälern verstanden hat. Seinem Ansehen wird viel williger gehorcht, als irgend einem seiner Vorfahren; er macht sich politisch bemerklich, sowohl durch das Entfalten von Streitmitteln, die er unter seinem Willen vereinigen kann, als durch eine Hierarchie von Officieren, Befehlshabern, Gouverneuren die auf allen Punkten des Reichs seine Person repräsentiren. Es giebt vierhundert solcher Gouverneure; die Districte, in denen sie ihre Funktionen ausüben, heißen Schumats; hiezu kommen noch fünf-

zig Abogasen, die für die Sicherheit der Gränzen zu sorgen haben, wie einst die Markgrafen im alten römischen Reiche. Die äußeren Abzeichen seiner Würde bestehen, wie ich bereits gesagt habe, in einem Säbel, einer Lanze, einem Schilde von Leder, mit Silber eingefaßt, einem Ring, einer Armspange und einer Art von Diadem, von dem eine dreifache Kette über das Gesicht herabhängt. Die Gouverneure und die Abogasen sind verpflichtet, bei dem ersten Aufrufe, sich mit ihrem militärischen Contingente bei dem Könige einzufinden; auch haben sie dem Souverain Abgaben in Natur und zuweilen in Geld zu bezahlen. Es wäre unmöglich die ersteren zu schätzen, die dem König enorme Einkünfte eintragen; der Tribut in Geld, der vorzugsweise durch den Handel erhoben wird, trägt jährlich nahezu an 100,000 Talaris, oder 500,000 Franken ein. Nach dem, was ich bereits gesagt habe, daß das Geld in Abyssinien so selten ist, so daß es häufig durch Salzstücke ersetzt werden muß, wird man von selbst begreifen wie groß eine solche Summe in Schoa ist. Was es aber noch mehr darthut, ist der Umstand, daß der König nicht im Stande ist, mehr als den zehnten Theil desselben das Jahr über auszugeben; den Rest häuft er in Kellern auf, wo er seit dem Anfang seiner Regierung einen ungeheuern Schatz an Gold und Elfenbein aufgethürmt hat.

Die alte Feudalorganisation hat sich in Abyssinien, durch die Vermehrung der Würden und Titel im Königreiche Schoa erhalten; allein dieß ist auch alles, was davon übrig geblieben ist. Diese Würden sind durchaus nicht der Ausdruck einer besonderen und unabhängigen Stärke, sondern sie werden blos nach Laune von dem Könige ausgetheilt und sind aus diesem Grunde sehr zweifelhaft. Der König ist auf die Ausübung seiner unumschränkten Macht sehr eifersüchtig; die Prinzen der königlichen Familie sind bis auf die neuesten Zeiten stets die ersten Opfer dieser Eifersucht gewesen. Ein altes politisches Gesetz in Abyssi-

nien schrieb vor, um die bürgerlichen Kriege zu vermeiden, daß bei der Thronbesteigung eines Königs seine Brüder eingeschlossen und als Gefangene bewacht würden. Dieser barbarische Gebrauch hatte sich bis in die letzten Jahre im Königreiche Schoa erhalten. Bis vor kurzer Zeit noch schloß ein unterirdisches Gefängniß in Goeschied sieben Mitglieder der Familie Sahle-Salassi's ein. Diese Unglücklichen hatten eine Gefangenschaft von dreißig Jahren überlebt, als Sahle-Salassi eines Tages, wie um dem Himmel für eine unverhoffte Wiederherstellung zu denken, ihnen die Freiheit wiedergab.

In Schoa, wie beinahe im ganzen Orient, wird der Souverain als der oberste Eigenthümer alles Grundeigenthums betrachtet. Nicht allein die schönsten Theile des Landes sind in seinem unmittelbaren Besitze, sondern er hat auch das Recht sich die Ländereien seiner Unterthanen anzueignen. Seine eigenen Besitzungen werden theils durch seine Sklaven, namentlich aber durch die Bewohner der benachbarten Ländereien bebaut, die ihnen in der Frohne eine gewisse Anzahl Arbeitstage widmen müssen. Kein Bewohner kann irgend ein Besitzthum, ohne die königliche Einwilligung erwerben, und wenn er je dieses Gesetz bricht, so wird das heimlich erworbene Eigenthum confiscirt. Der Besitz von Geld ist eines der ausschließlichen Vorrechte des Königthums. Nicht einmal die moralischen Gesetze vermögen vor dem Willen des Königs zu bestehen. Der König allein hat das Recht einen Harem zu halten. Unerachtet seiner Anhänglichkeit an die Königin Betsabesch hat Sahle-Salassi, als würdiger Abkömmling von Salomo, fünfhundert Sklavinnen, von denen sieben in seinem Palast, dreizehn in der Umschliessung seiner Hütten wohnen, die übrigen aber in den verschiedenen Theilen des Reichs zerstreut leben. Er hat von diesen Frauen eine Menge Kinder. Seine natürlichen Söhne werden Gouverneure von Provinzen, und seine

vornehmsten Officiere betrachten es als die höchste Gunst, die Hand einer seiner Töchter zu erhalten.

Die Freiheit der königlichen Sitten scheint einigermaßen auf ähnliche Unregelmäßigkeiten unter der Bevölkerung von Schoa schließen zu lassen, und diese so zu sagen dazu zu autorisiren. Man hat sich viel von den leichten Sitten der Abyssinier erzählt, ich kann aber versichern, daß vieles davon übertrieben ist. Allerdings kann man nicht in Abrede ziehen, daß die Abyssinier nichts weniger als streng sind, obgleich die Ehe sowohl durch bürgerliche, als durch religiöse Gesetze beschützt sind; denn in Schoa ist eine gedoppelte Weise für die eheliche Vereinigung vorgeschrieben. Die Civilehe wird in Gegenwart von Vater und Mutter und einiger Zeugen geschlossen; beide Theile erklären, „so wahr der König lebe," ihren Vorsatz, glücklich zusammen zu leben; hierauf wird angegeben, was jeder Theil der Haushaltung zubringt. Ein Maulesel, ein Pferd, ein Talaris, ein Schild, ein Bündel Lanzen, ist in der Regel die Aussteuer des Mannes; die er Frau besteht in einer gewissen Quantität Getreide, Baumwolle und Hausgeräthschaften. Diese Verbindungen, wenn sie die kirchliche Weihe nicht erhalten, können durch Ehescheidung getrennt werden. Vor dem Priester schwören die beiden Gatten, das ganze Leben durch vereint zu leben, im Glücke wie im Unglücke, in gesundem Zustande wie in Krankheitsfällen. Wenn dieser Schwur geleistet ist, erhalten die Neuvermählten das Abendmahl; allein die Bewohner von Schoa schrecken vor der Feierlichkeit dieser Verpflichtung zurück, weshalb die kirchliche Heirath bei ihnen unter die Seltenheiten gehört.

Die Kriegsgebräuche der Abyssinier habe ich bereits beschrieben, indem ich die Expedition gegen die Gallas erzählte, auf der ich den König begleitete. In Friedenszeiten sind ihre Sitten die der Ackerbau treibenden Völker. Bei Androhung einer Strafe von acht Salzstücken, also ungefähr zwei Franken, ist jeder christ-

liche Unterthan genöthigt, mit seinem Gouverneur in den Krieg zu ziehen; allein die Bauern Abyssiniens sind stets bereit, dem Aufruf zu folgen. Sie lieben diese Unternehmungen, die ihnen Gelegenheit darbieten, Gefangene zu machen, Vieh zu rauben, Ehrenzeichen zu erwerben, die dem Krieger gewährt werden, und sich dem Könige bemerklich zu machen.

Die wohlhabenderen Einwohner versehen durchaus kein Amt, sondern leben in fast vollständigem Müssiggang, schlendern in der Sonne umher, plaudern mit ihren Nachbaren und vergnügen sich mit Spielen, die einige Aehnlichkeit mit dem Brett- und Schachspiele haben. Die Vornehmen sind stets von einem Hofe von Schmarotzern umgeben. Der Ueberfluß an Lebensmitteln erlaubt ihnen eine Gastfreiheit zu üben, von der der König ein so freigebiges Beispiel liefert. Wie bei allen müssig gehenden Völkern dienen Streitigkeiten und Prozesse den Bewohnern Schoa's zur Zerstreuung. Die Gerechtigkeitspflege geschieht hier mit einer gewissen Feierlichkeit; sie ist neunzehn Richtern anvertraut, die den König begleiten. Wo daher der König sich befindet, bildet sich sogleich eine Art von Gerichtshof, der von einer zahlreichen Menge Klagender belagert wird. Diejenigen, welche gegen die Urtheile, welche die Gouverneure ihrer Wohnorte in ihren Rechtsstreitigkeiten gefällt haben, appelliren wollen, verlangen von diesem Gerichtshofe eine neue Untersuchung ihrer Beschwerden. Die Abyssinier entwickeln in diesen Prozessen eine natürliche Beredsamkeit, die bei einem barbarischen Volke in hohem Grade überrascht; sie sprechen lange und mit Lebendigkeit, während welcher Zeit sie als Zeichen der Achtung die Schultern entblößen und den Taub bis auf die Lenden zurückfallen lassen. Eine sonderbare Gewohnheit bringt sie aber leicht um die Früchte ihrer Beredsamkeit und richtet oft die beste Sache zu Grunde. Beide Theile haben nämlich das Recht, sich gegenseitig Wetten vorzuschlagen, und derjenige, welcher gegen seinen Gegner verliert,

muß ſich in ſeinem Prozeſſe als beſiegt erkennen. Die Gerechtigkeitspflege wird übrigens mit vieler Milde gehandhabt: Todesurtheile ſind ſehr ſelten; die gewöhnlichſte Strafe iſt die Baſtonnade, hierauf folgt Vermögensconfiscation, Entſetzung des Amtes; zuweilen wird der Diebſtahl mit dem Verluſte einer Hand und eines Fußes beſtraft. Dem Meineidigen, der bei dem Leben des Königs geſchworen hat, wird die Zunge ausgeſchnitten. Der Mörder wird den Verwandten des Opfers ausgeliefert, die ihn entweder mit Lanzenſtichen tödten oder den Blutpreis von ihm verlangen können. Jeder, der überwieſen wird, einen Chriſten verkauft zu haben, wird zum Hängen verurtheilt; die Execution geſchieht ſo, daß man den Verurtheilten ſiebenmal hin- und herſchwingt und dann den Strick abſchneidet, lebt er dann noch, ſo wird er begnadigt.

Der oberſte Richter bleibt ſtets der König. Sahle-Salaſſi entledigt ſich mit der größten Unverdroſſenheit dieſer Pflicht als ſouveräner Richter, die er als eines der koſtbarſten Attribute ſeines königlichen Anſehens betrachtet. Jeden Morgen, in ſehr früher Stunde, beſteigt der König, ſobald er ſeine religiöſen Pflichten erfüllt, ſeine Ställe und ſeine Werkſtätten beſucht hat, die Eſtrade vor ſeiner Hütte, die ihm als Thron dient und urtheilt die Appellationen ab, die ihm gegen die Sprüche des Tribunals vorgelegt werden. Jedermann kann ſich hier ihm nahen, er hört Alle an, die ſich ihm vorſtellen; Fremde oder Eingeborene, Männer und Frauen, Reiche und Arme, alle haben gleiches Recht vor ihm zu erſcheinen und ihm unumwunden ihre Sache vorzutragen. Es iſt ganz merkwürdig dieſe Menſchen zu ſehen, die ſich zuerſt mit dem Zeichen der höchſten Achtung und der äußerſten Angſt vor dem Könige niederwerfen, ſodann aufſtehen und ohne zu ſtocken, ohne die mindeſte Aengſtlichkeit mit ihm ſprechen, und ſich ganz in dem Feuer vergeſſen, das ihnen der ausſchließliche Gedanke an ihre Intereſſen einflößt. Die Sprüche des Königs folgen ſtets ſehr raſch, ſind bündig und ſehr

gerecht. Die Ruhe, die Regungslosigkeit mit der er selbst die heftigsten Streitigkeiten anhört, der Scharfsinn und die Genauigkeit mit der er sie löst, zeugen von seltenen Eigenschaften des Charakters und des Verstandes, und erwecken unwillkührlich das stets volksthümlich gebliebene Andenken an jene Könige des Mittelalters, die ebenfalls öffentlich Recht sprachen.

Alles führt in Schoa, sei es Religion, Regierung oder Sitten, stets auf den König, auf den Negrust zurück. Man könnte auf denselben das Wort Ludwig XIV. anwenden und sagen, daß Schoa der König ist. Nur der Gewandtheit Sahle-Salassis, dem Ansehen, das er sich über die Bevölkerung, die er beherrscht, zu erwerben verstanden hat, verdankt Schoa seine jetzige Wichtigkeit; ebenso ist das zukünftige Geschick dieses Landes an die Dauer, die Entwickelung, die Richtung dieser einen und starken Gewalt geknüpft. Von dem Könige von Schoa und seinen Nachfolgern wird es abhängen ein Volk mit dem Handel und der Civilisation Europa's in Berührung zu bringen, das an und für sich zahlreiche und unauslöschliche Spuren seiner ehemaligen Verbindung mit der morgenländischen Civilisation sich bewahrt hat; das bereits eine über seine gegenwärtigen Bedürfnisse gehende Industrie treibt, das bei seinen kriegerischen Expeditionen einen Unternehmungsgeist zeigt, der auf andere Wege geleitet, eine fruchtbringende Thätigkeit hervorzubringen im Stande wäre; und es stände zu hoffen, daß durch dieses Volk die Reichthümer der herrlichsten Gegenden Afrika's zum Nutzen der ganzen Welt ausgebeutet werden könnten. Wenn man in Erwägung zieht, welche Veränderungen der geringste Wille Sahle-Salassis im östlichen Afrika hervorzubringen im Stande wäre, so wird man über das Interesse nicht mehr staunen, die mir vom ersten Augenblick an der Charakter und der Geist dieses Fürsten eingeflößt haben. Ich war so glücklich mir seine Gunst zu erwerben. Im zweiten Theile seiner Reisebeschreibung, die Herr Lefebvre vor Kurzem heraus-

gegeben hat, erzählt er von den Bemühungen Sahle-Salaſſi's, mich zu beſtimmen bei ihm zu bleiben, von den Anerbietungen, die er mir machte, die Gouverneursſtelle einer Provinz und die Hand einer ſeiner Verwandten anzunehmen. Ein Engländer, der ſich zur ſelben Zeit wie ich in Schoa befand, Herr Charles Johnſton, der ebenfalls einen Reiſebericht herausgegeben hat, beſpricht auch in ſeiner Art die Freundſchaft, die Sahle-Salaſſi mir erzeigte: „Der einzige Fremde, der im Stande war Sahle-Salaſſi gegenüber ſich zu behaupten, war der Franzoſe Herr Rochet d'Hericourt; der König liebte ihn und ſchien doch zugleich ihn zu fürchten, und ich beſorge ſehr, daß er ſich in hohem Grade das Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt hat. Seine verwegenen Ideen, die Sahle-Salaſſi's Genius vollkommen zuſagen, werden, nach meiner Ueberzeugung, eine unerwartete Umwälzung in den politiſchen Beziehungen der verſchiedenen kleinen Königreiche zu Wege bringen, in die Abyſſinien gegenwärtig zerfällt. Man hat keinen Begriff bei uns, mit welcher Gewandtheit die franzöſiſchen Intriguen in einem Lande operiren, das unter die reichſten des Erdbodens gehört, und das in ſeinen Gränzen die koſtbarſten Producte der gemäßigten und der heißen Zone hervorbringt." *) Obſchon ſehr viel Uebelwollendes in dieſen Worten verſteckt iſt, ſo wünſchte ich doch, daß ſie noch mehr Wahrheit enthielten, namentlich was die Stelle anbelangt, die ich in Sahle-Salaſſi's Vertrauen einnehmen ſolle; ich wünſchte ſehr, daß es mir hätte gelingen mögen, hinreichenden Einfluß über dieſen Fürſten zu erlangen, und, wenn einſt Früchte bringendere Bande Abyſſinien und das öſtliche Afrika an das Abendland und Europa knüpfen, ein kleiner Theil des Verdienſtes dieſer glücklichen Annäherung mir zugetheilt werden könnte.

*) Reiſen in Südabyſſinien u. ſ. w. von Charles Johnſton, Thl. II. p. 318 u. 319.

Die Heimreise.

Einige Tage nach dem Abgang der Herren Petit und Lefevre fing auch ich an meine Vorbereitungen zur Rückkehr zu treffen, wobei ich mir aber vornahm, den Weg wieder durch das Land der Adels und über das rothe Meer einzuschlagen. Zu diesem Behufe mußte ich mir Waaren verschaffen, um mit diesen den Häuptlingen der Danakilen, deren Gebiet die Karavanen durchziehen, die üblichen Geschenke machen zu können, die sie verlangen. Um dieß zu bewerkstelligen, reiste ich nach Alejo-Amba, wo ich sie einkaufen konnte.

Alejo-Amba ist der größte Handelsplatz im Königreich Schoa. Es ist ein Dorf, das aus einigen hundert Hütten besteht und zwei bis dreitausend Einwohner zählt; es liegt in der Provinz Efat, auf einem jener Bergkegel, welche die verschiedenen Abstufungen des steilen Gebirgszuges bezeichnen, über den man von der Ebene des Landes Adel die Hochebene von Schoa erreicht. Hieher werden die Producte aus dem Innern, Kaffee, Baumwollzeuge, Taback und Sklaven gebracht, welche die Kaufleute von den Märkten von Tuschurra, Zeyla und Harras nach den Küsten des indischen Meeres liefern; ebendaselbst werden die Glaswaaren, baumwollene und seidene Zeuge, die von dem rothen und indischen Meere herkommen, umgetauscht. Ein Tag in der Woche,

der Freitag, ist für diesen Tauschhandel festgesetzt. An demselben stellen die Kaufleute ihre Waaren auf eine Art von öffentlichem Platze zur Schau auf, in dessen Mitte ein Akazienbaum steht. Man sieht sich daselbst ganz in das Getreibe unserer Märkte auf den Dörfern versetzt.

In Aleju-Amba werden vorzugsweise die Salzstücke in Umlauf gebracht, deren man sich in Schoa statt des Geldes bedient. Sie sind in Form einer verlängerten Ellipse geschnitten, vier bis fünf Zoll in der Länge, einen Zoll dick, und werden im Lande Amuleh's genannt. In Aleju-Amba haben zwanzig solcher Amuleh's den Werth eines unter der Regierung Maria-Theresia's geschlagenen Talari, denn dieser ist die einzige Münzsorte, die in Abyssinien bekannt und gangbar ist. Die Eingeborenen nennen diese Kaiserin wegen des darauf geprägten Bildes „die Silberfrau". Wie man sich leicht vorstellen kann, erleiden die Amuleh's viele Veränderungen, wodurch sie außer Curs kommen; namentlich ist es während der Regenzeit sehr schwer sie unverletzt zu erhalten. Die Abyssinier vergraben sie zwar in Asche, allein es ist nichts desto weniger unmöglich sie vollkommen vor Nässe zu schützen, die sie in einzelne Theile auflöst, welchen dann das vorgeschriebene Gewicht abgeht, wodurch sie ihren Geldwerth verlieren und nur zum Salzpreise angenommen werden.

Das äußere Aussehen des Marktes von Aleju-Amba ist von ziemlich elender Art. Die Muselmänner, die die Verbindung mit dem indischen Ocean unterhalten, legen hier gewöhnlich nur wenige Waaren aus, denn sie versehen sich vorzugsweise mit Sklaven, die sie dann namentlich auf dem Markte von Abberasul wieder verkaufen. Sie kommen in Aleju-Amba mit ihren Talari's an, kaufen hier Baumwollzeuge auf, gegen die sie sodann in Abberasul Sklaven eintauschen, welche sie von da sogleich nach den Küsten des rothen Meeres schaffen. Die Christen spielen aber eine bessere Rolle in Aleju-Amba; man sieht sie von ganzen Hau-

sen solcher Amulehs, Mauern gleich umgeben, oder mitten unter ungeheuren Stücken Baumwollenzeugen, die sie mit dem Arme, vom Daumen bis zum Ellbogen ausmessen. Ueberdieß bringen sie noch Rindvieh, Kaffee, Getreide u. s. w. mit.

Eine große Zahl von Käufen und Verkäufen werden durch Tausch abgeschlossen; doch gibt es auch wieder gewisse Gegenstände, die man nur für Geld Talari's oder Amuleh's bekommen kann; wie z. B. Thiere. Für zwei Salzstücke kann man schon ein schönes Lamm bekommen, und ein großes Schaf kostet nicht mehr als fünf Amuleh's (1 Franc 25 Centimen). Einen Zugochsen kauft man um etwa 70 Amuleh's (18 Franc's), während man einen kleinen für 30 Amulehs haben kann. Der Preis der Pferde und Maulthiere steht zwischen 7 und 12 Talari's.

Die Bevölkerung von Aleju-Amba ist sehr manchfaltig; man trifft' hier Amharras, Gallas, Muselmänner aus der Provinz Efat, Danakilen, Somalis und Kaufleute von Harrar.

Die Bewohner von Harrar machen den merkwürdigsten Theil der Bevölkerung aus. Die Harraris gehören zum Geschlechte der Somalis; doch erheben sie sich weit über diese, wie das stets bei Bevölkerungen, die feste Sitze in Städten haben und Handel treiben, gegenüber von Nomadenstämmen der Fall sein wird. In diesen Wüsten des östlichen Afrika, die zwischen Abyssinien, den Landstrichen, welche die Gallas inne haben und dem Meere liegen, haben die Harraris allein feste Wohnsitze und wohnen in einer Stadt beisammen. Diese Stadt heißt Harrar, liegt mitten in der Wüste der Somalis, ungefähr halbwegs zwischen dem Meere und dem Reiche Schoa. Noch kein Europäer ist nach Harrar gekommen. Die Nachrichten, welche ich über die Stadt und ihre merkwürdigen Einwohner sammelte, erhielt ich durch den Gesandten des Emirs von Harrar, welchen dieser an den König von Schoa, um die Interessen seiner Unterthanen zu schützen, die mit Abyssinien in Handelsverbindung stehen, gesendet hatte.

Derselbe kam eigens um mich zu besuchen nach Angabar, und erbat sich meine Freundschaft. Ich theilte ihm mit, wie es in meiner Absicht gelegen sei nach Harrar zu reisen, daß mich aber die Besorgniß von diesem Plane abgehalten habe, es möchte mich der Emir schlecht aufnehmen und ich möchte, bei dem vorherrschenden Hasse der Bevölkerung dieser Stadt gegen Christen, mich einer Gefahr aussetzen. „Da hast Du vollkommen recht gehabt, antwortete er mir. Der Emir ist ein braver und aufgeklärter Mann, allein gegen seine Landsleute, welche die Christen hassen und keinen lebend aus ihren Mauern hinausließen, hätte er Dich nicht schützen können.“ Hierauf richtete ich einige Fragen über seine Heimath an ihn, und erfuhr bei dieser Veranlassung, daß Harrar am Zusammenflusse mehrer kleiner Flüsse liege. Dieses Thal scheint einer der ergiebigsten Punkte der heißen Zone zu sein; es ist voll von Kafebäumen, welche eine Bohne liefern, die jene von Mokka an Güte noch übertrifft und den vorzüglichsten Handelsartikel von Harraris ausmacht; ferner gibt es Safran und Baumwollenstauden, aus deren Ernte Stoffe zu Kleidern gefertigt werden. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, in denen Schießscharten angebracht sind, nnd es befinden sich 2 — 3000 Seelen innerhalb derselben. Die Harraris besitzen eine ganz besondere Gewandtheit im Handel, welchem sie auch ganz ausschließlich obliegen.

Der Handel von Harrar zerfällt in drei Hauptzweige. Ein Theil dieser beweglichen Einwohner bildet Karavanen und zieht nach Schoa, ein anderer besucht die nahen Gallastämme, während ein Dritter in das noch sehr wenig bekannte Gebiet von Agaden streift, das südlich von den Ländereien liegt, das die Somalis erobert haben. Diejenigen, welche nach Schoa gehen, nehmen von da Baumwollenzeuge, Kaffee, Taback, Sklaven u. s. w. zurück nach Harrar und verkaufen sie in Berberrah wieder. Die Karavanen, welche mit den Gallas Handel treiben, erkaufen von

dieſen Safran, Kafe, Elfenbein und Rhinocerozähne. Diejenigen endlich, welche nach Agaben ziehen, erhandeln dort die feinſte Sorte von arabiſchem Gummi, Myrrhen, Elfenbein, Rhinocerozähne und Straußenfedern. Man kann hieraus auf die Wichtigkeit von Harrar ſchließen, deſſen betriebſame Einwohner einmal eine bedeutende Rolle im öſtlichen Afrika ſpielen werden, wenn erſt die europäiſche Induſtrie auf dieſe, für ſie noch jungfräulichen Märkte dringen wird.

Ich war mit meinen Einkäufen in Aleju-Amba bald zu Ende, und ſchickte dann meinen Gefangenen Galla, Dſchillo-Ramo und ſeinen jungen Sohn, welche ich beide mit mir genommen hatte, und welchen beiden ich einen vollſtändigen Anzug gekauft hatte, nach Angolola mit dem Befehle zurück, dort mich zu erwarten; denn ich mußte noch einmal dahin zurückkehren, um von dem Könige Abſchied zu nehmen, und verſprach meinen Gefangenen ihnen ſodann die Freiheit zu ſchenken. Ehe ich aber von Sahle-Salaſſi mich beurlaubte, beſuchte ich aus Neugierde noch eine warme Quelle, welche in dieſem Theile von Schoa, nahe bei einem Dorfe mit Namen Medina ſich befindet.

Medina liegt zehn Stunden ſüdlich von Aleju-Amba, auf dem letzten Abhange der Hochebene von Schoa. Die Quellen ſelbſt ſind dreiviertel Stunden von dem Dorfe entfernt, bieten aber nichts beſonders Merkwürdiges. Zwei prachtvolle Feigenbäume, ſchöner als ich einen in Aegypten geſehen habe und eine herrliche Mimoſe beſchatten die liebliche Stelle. Es ſind zwei ſehr nahe beiſammen liegende Quellen, als ich aber in die Nähe kam, ſah ich nur eine; die andere war mit Kies überdeckt, welches ein naher Bach angeſchüttet hatte, deſſen Waſſer ausgetreten waren. Diejenige, welche der Bach verſchont hatte, iſt auf allen Seiten mit Steinen eingefaßt, und kann ungefähr 1¼ Metre breit ſein und eine Tiefe von 30 Centimetre's haben. Das Waſſer kochte zwar, doch ward es nicht heiß, und der hundertgradige

Thermometer gab nur 22 Grade an. Auf eine Entfernung von vier Schritten rechts seitwärts vom Wege zeigte mir mein Führer das kleine Wasserbassin, dem die warme Quelle entströmte. Es war mit Kieseln und feinem Sand verstopft, zwischen welchen ein leichter Dampf emporströmte. Ich schnitt einen kleinen Ast von der Mimose ab, mit dem ich das enge und längliche Wasserbecken etwas frei machte, worauf es sich sogleich mit heißem Wasser anfüllte, indem der Thermometer 54 Grad anzeigte. Die Bewohner der Umgegend messen demselben große Heilkraft bei; doch nein, ich irre mich; die Mimose ist es, welcher sie den Einfluß der Quelle zuschreiben, in der sich viele Kranke baden. Diese Mimose gilt in ihren Augen für einen heiligen Baum, und sie wird aus diesem Grunde durch ihre Dankesbezeugungen geehrt, die sie freilich auf eine sehr eigenthümliche Art kund geben. Sie hängen nämlich an den Zweigen ex voto Fetzen von ihren Kleidern auf, und glauben nur eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn sie das zierliche Blätterwerk des wohlduftenden Baumes mit zerlumpten Fetzen verunstalten.

Nachdem ich mich den ganzen Tag über bei den Quellen aufgehalten hatte, ging ich nach Medina; die Sonne ging eben hinter den fernen Spitzen der Berge unter, die Angobar beherrschen. In der Nähe dieses Dorfes vernahm ich laute Stimmen und Geschrei, in dem ich weiterem Vorgehen Ausrufe des Schmerzes und der Verzweiflung erkannte. Als ich das Dorf selbst erreichte, sah ich verschiedene Gruppen, welche mit allen Zeichen der Angst Wehklagen erhoben hatten; namentlich zerschlugen sich die Weiber das Gesicht, was in Abyssinien als ein Zeichen des heftigsten Schmerzes angesehen wird. Ich frug nach dem Grunde dieser allgemeinen Bestürzung, worauf man mir erzählte, daß sich in der Nähe zwei Leoparden, ein männlicher und ein weiblicher, befinden, welche die ganze Gegend mit Schrecken erfüllten. Man erzählt mir, jeden Abend, wenn die Sonne untergehe, komme eines

dieſer Thiere aus ſeiner Höhle, die aber recht wohl gekannt ſey, hervor, und falle in die zahlreichen Heerden von Schafen, welche in der benachbarten Ebene weideten, ein. Heute nun hatte ein Einwohner den Leoparden angegriffen, eben als dieſer im Begriff war ſich auf ein Schaf zu werfen, allein das wüthende Thier hatte ſich gegen ihn gewendet und ihn im Augenblick getödtet. Ich ſah den Leichnam: der Leopard hatte ihn nicht aufgefreſſen, ſondern mit der einen Tatze die Bruſt deſſelben aufgeriſſen, mit der andern den obern Theil der Hirnſchale entzwei gedrückt, ſo daß dieſe nun wie der Deckel einer Doſe mit Scharnieren über das Geſicht herabhing. Als die unglücklichen Bewohner von Medina mich mit meiner Flinte mit vier Läufen, und ebenſo meinen Dragoman und meinen Bedienten mit Schießgewehren bewaffnet ſahen, betrachteten ſie mich wie einen Geſandten vom Himmel, der ſie von Ungeheuern befreien würde. Mein Dragoman, der mit den Bewohnern von Medina, die ebenfalls Muſelmänner ſind, auf vertrautem Fuße ſtand, fand ſeiner Eitelkeit ungemein dadurch geſchmeichelt, ſo daß er ſie in ihrer Hoffnung noch mehr beſtärkte. Trotzdem wagten ſie es aber nicht zu ſehr in mich zu dringen, ſondern ſagten: „Du biſt ein Freund des Königs, und der König würde es uns nie mehr vergeben, wenn Du durch unſere Schuld Dein Leben verlöreſt.“ Ich beſchloß aber dennoch einen Verſuch mit dem Leoparden zu wagen, und weil er ſich nur mit Sonnenuntergang ſehen ließ, ſo verwilligte ich ein, den folgenden Tag noch in Medina zu verweilen.

Als die Sonne die Gipfel der Berge gegen Weſten nur ſchwach noch beleuchtete, ließ ich mich in die Nähe der Leopardenhöhle führen. Man zeigte ſie mir, es war eine Klüftung, die ſich am Fuße eines Felſens öffnete, der ſich mitten in einer ſteinigen Ebene erhob. Ich befahl, ein junges Lamm an den Stamm einer Akazie zu binden, die etwa ſechszig Schritte von der Höhle entfernt ſtand, während ich ſelbſt mich hinter dieſem Baume ver-

muß sich in seinem Prozesse als besiegt erkennen. Die Gerechtigkeitspflege wird übrigens mit vieler Milde gehandhabt: Todesurtheile sind sehr selten; die gewöhnlichste Strafe ist die Bastonnade, hierauf folgt Vermögensconfiscation, Entsetzung des Amtes; zuweilen wird der Diebstahl mit dem Verluste einer Hand und eines Fußes bestraft. Dem Meineidigen, der bei dem Leben des Königs geschworen hat, wird die Zunge ausgeschnitten. Der Mörder wird den Verwandten des Opfers ausgeliefert, die ihn entweder mit Lanzenstichen tödten oder den Blutpreis von ihm verlangen können. Jeder, der überwiesen wird, einen Christen verkauft zu haben, wird zum Hängen verurtheilt; die Execution geschieht so, daß man den Verurtheilten siebenmal hin- und herschwingt und dann den Strick abschneidet, lebt er dann noch, so wird er begnadigt.

Der oberste Richter bleibt stets der König. Sahle-Salassi entledigt sich mit der größten Unverdrossenheit dieser Pflicht als souveräner Richter, die er als eines der kostbarsten Attribute seines königlichen Ansehens betrachtet. Jeden Morgen, in sehr früher Stunde, besteigt der König, sobald er seine religiösen Pflichten erfüllt, seine Ställe und seine Werkstätten besucht hat, die Estrade vor seiner Hütte, die ihm als Thron dient und urtheilt die Appellationen ab, die ihm gegen die Sprüche des Tribunals vorgelegt werden. Jedermann kann sich hier ihm nahen, er hört Alle an, die sich ihm vorstellen; Fremde oder Eingeborene, Männer und Frauen, Reiche und Arme, alle haben gleiches Recht vor ihm zu erscheinen und ihm unumwunden ihre Sache vorzutragen. Es ist ganz merkwürdig diese Menschen zu sehen, die sich zuerst mit dem Zeichen der höchsten Achtung und der äußersten Angst vor dem Könige niederwerfen, sodann aufstehen und ohne zu stocken, ohne die mindeste Aengstlichkeit mit ihm sprechen, und sich ganz in dem Feuer vergessen, das ihnen der ausschließliche Gedanke an ihre Interessen einflößt. Die Sprüche des Königs folgen stets sehr rasch, sind bündig und sehr

gerecht. Die Ruhe, die Regungslosigkeit mit der er selbst die heftigsten Streitigkeiten anhört, der Scharfsinn und die Genauigkeit mit der er sie löst, zeugen von seltenen Eigenschaften des Charakters und des Verstandes, und erwecken unwillkührlich das stets volksthümlich gebliebene Andenken an jene Könige des Mittelalters, die ebenfalls öffentlich Recht sprachen.

Alles führt in Schoa, sei es Religion, Regierung oder Sitten, stets auf den König, auf den Negruft zurück. Man könnte auf denselben das Wort Ludwig XIV. anwenden und sagen, daß Schoa der König ist. Nur der Gewandtheit Sahle-Salassis, dem Ansehen, das er sich über die Bevölkerung, die er beherrscht, zu erwerben verstanden hat, verdankt Schoa seine jetzige Wichtigkeit; ebenso ist das zukünftige Geschick dieses Landes an die Dauer, die Entwickelung, die Richtung dieser einen und starken Gewalt geknüpft. Von dem Könige von Schoa und seinen Nachfolgern wird es abhängen ein Volk mit dem Handel und der Civilisation Europa's in Berührung zu bringen, das an und für sich zahlreiche und unauslöschliche Spuren seiner ehemaligen Verbindung mit der morgenländischen Civilisation sich bewahrt hat; das bereits eine über seine gegenwärtigen Bedürfnisse gehende Industrie treibt, das bei seinen kriegerischen Expeditionen einen Unternehmungsgeist zeigt, der auf andere Wege geleitet, eine fruchtbringende Thätigkeit hervorzubringen im Stande wäre; und es stände zu hoffen, daß durch dieses Volk die Reichthümer der herrlichsten Gegenden Afrika's zum Nutzen der ganzen Welt ausgebeutet werden könnten. Wenn man in Erwägung zieht, welche Veränderungen der geringste Wille Sahle-Salassis im östlichen Afrika hervorzubringen im Stande wäre, so wird man über das Interesse nicht mehr staunen, die mir vom ersten Augenblick an der Charakter und der Geist dieses Fürsten eingeflößt haben. Ich war so glücklich mir seine Gunst zu erwerben. Im zweiten Theile seiner Reisebeschreibung, die Herr Lefebvre vor Kurzem heraus-

gegeben hat, erzählt er von den Bemühungen Sahle-Salassi's, mich zu bestimmen bei ihm zu bleiben, von den Anerbietungen, die er mir machte, die Gouverneursstelle einer Provinz und die Hand einer seiner Verwandten anzunehmen. Ein Engländer, der sich zur selben Zeit wie ich in Schoa befand, Herr Charles Johnston, der ebenfalls einen Reisebericht herausgegeben hat, bespricht auch in seiner Art die Freundschaft, die Sahle-Salassi mir erzeigte: „Der einzige Fremde, der im Stande war Sahle-Salassi gegenüber sich zu behaupten, war der Franzose Herr Rochet d'Hericourt; der König liebte ihn und schien doch zugleich ihn zu fürchten, und ich besorge sehr, daß er sich in hohem Grade das Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt hat. Seine verwegenen Ideen, die Sahle-Salassi's Genius vollkommen zusagen, werden, nach meiner Ueberzeugung, eine unerwartete Umwälzung in den politischen Beziehungen der verschiedenen kleinen Königreiche zu Wege bringen, in die Abyssinien gegenwärtig zerfällt. Man hat keinen Begriff bei uns, mit welcher Gewandtheit die französischen Intriguen in einem Lande operiren, das unter die reichsten des Erdbodens gehört, und das in seinen Gränzen die kostbarsten Producte der gemäßigten und der heißen Zone hervorbringt." *) Obschon sehr viel Uebelwollendes in diesen Worten versteckt ist, so wünschte ich doch, daß sie noch mehr Wahrheit enthielten, namentlich was die Stelle anbelangt, die ich in Sahle-Salassi's Vertrauen einnehmen solle; ich wünschte sehr, daß es mir hätte gelingen mögen, hinreichenden Einfluß über diesen Fürsten zu erlangen, und, wenn einst Früchte bringendere Bande Abyssinien und das östliche Afrika an das Abendland und Europa knüpfen, ein kleiner Theil des Verdienstes dieser glücklichen Annäherung mir zugetheilt werden könnte.

*) Reisen in Südabyssinien u. s. w. von Charles Johnston, Thl. II. p. 318 u. 319.

Die Heimreise.

Einige Tage nach dem Abgang der Herren Petit und Lefebvre fing auch ich an meine Vorbereitungen zur Rückkehr zu treffen, wobei ich mir aber vornahm, den Weg wieder durch das Land der Adels und über das rothe Meer einzuschlagen. Zu diesem Behufe mußte ich mir Waaren verschaffen, um mit diesen den Häuptlingen der Danakilen, deren Gebiet die Karavanen durchziehen, die üblichen Geschenke machen zu können, die sie verlangen. Um dieß zu bewerkstelligen, reiste ich nach Aleju-Amba, wo ich sie einkaufen konnte.

Aleju-Amba ist der größte Handelsplatz im Königreich Schoa. Es ist ein Dorf, das aus einigen hundert Hütten besteht und zwei bis dreitausend Einwohner zählt; es liegt in der Provinz Efat, auf einem jener Bergkegel, welche die verschiedenen Abstufungen des steilen Gebirgszuges bezeichnen, über den man von der Ebene des Landes Adel die Hochebene von Schoa erreicht. Hieher werden die Producte aus dem Innern, Kaffee, Baumwollzeuge, Taback und Sklaven gebracht, welche die Kaufleute von den Märkten von Tuschurra, Zeyla und Harras nach den Küsten des indischen Meeres liefern; ebendaselbst werden die Glaswaaren, baumwollene und seidene Zeuge, die von dem rothen und indischen Meere herkommen, umgetauscht. Ein Tag in der Woche,

der Freitag, ist für diesen Tauschhandel festgesetzt. An demselben stellen die Kaufleute ihre Waaren auf eine Art von öffentlichem Platze zur Schau auf, in dessen Mitte ein Akazienbaum steht. Man sieht sich daselbst ganz in das Getreibe unserer Märkte auf den Dörfern versetzt.

In Aleju-Amba werden vorzugsweise die Salzstücke in Umlauf gebracht, deren man sich in Schoa statt des Geldes bedient. Sie sind in Form einer verlängerten Ellipse geschnitten, vier bis fünf Zoll in der Länge, einen Zoll dick, und werden im Lande Amuleh's genannt. In Aleju-Amba haben zwanzig solcher Amuleh's den Werth eines unter der Regierung Maria-Theresia's geschlagenen Talari, denn dieser ist die einzige Münzsorte, die in Abyssinien bekannt und gangbar ist. Die Eingeborenen nennen diese Kaiserin wegen des darauf geprägten Bildes „die Silberfrau". Wie man sich leicht vorstellen kann, erleiden die Amuleh's viele Veränderungen, wodurch sie außer Curs kommen; namentlich ist es während der Regenzeit sehr schwer sie unverletzt zu erhalten. Die Abyssinier vergraben sie zwar in Asche, allein es ist nichts desto weniger unmöglich sie vollkommen vor Nässe zu schützen, die sie in einzelne Theile auflöst, welchen dann das vorgeschriebene Gewicht abgeht, wodurch sie ihren Geldwerth verlieren und nur zum Salzpreise angenommen werden.

Das äußere Aussehen des Marktes von Aleju-Amba ist von ziemlich elender Art. Die Muselmänner, die die Verbindung mit dem indischen Ocean unterhalten, legen hier gewöhnlich nur wenige Waaren aus, denn sie versehen sich vorzugsweise mit Sklaven, die sie dann namentlich auf dem Markte von Abberasul wieder verkaufen. Sie kommen in Aleju-Amba mit ihren Talari's an, kaufen hier Baumwollzeuge auf, gegen die sie sodann in Abberasul Sklaven eintauschen, welche sie von da sogleich nach den Küsten des rothen Meeres schaffen. Die Christen spielen aber eine bessere Rolle in Aleju-Amba; man sieht sie von ganzen Hau-

sen solcher Amulehs, Mauern gleich umgeben, oder mitten unter ungeheuren Stücken Baumwollenzeugen, die sie mit dem Arme, vom Daumen bis zum Ellbogen ausmessen. Ueberdieß bringen sie noch Rindvieh, Kaffee, Getreide u. s. w. mit.

Eine große Zahl von Käufen und Verkäufen werden durch Tausch abgeschlossen; doch gibt es auch wieder gewisse Gegenstände, die man nur für Geld Talari's oder Amuleh's bekommen kann; wie z. B. Thiere. Für zwei Salzstücke kann man schon ein schönes Lamm bekommen, und ein großes Schaf kostet nicht mehr als fünf Amuleh's (1 Franc 25 Centimen). Einen Zugochsen kauft man um etwa 70 Amuleh's (18 Franc's), während man einen kleinen für 30 Amulehs haben kann. Der Preis der Pferde und Maulthiere steht zwischen 7 und 12 Talari's.

Die Bevölkerung von Aleju-Amba ist sehr manchfaltig; man trifft hier Amharras, Gallas, Muselmänner aus der Provinz Efat, Danakilen, Somalis und Kaufleute von Harrar.

Die Bewohner von Harrar machen den merkwürdigsten Theil der Bevölkerung aus. Die Harraris gehören zum Geschlechte der Somalis; doch erheben sie sich weit über diese, wie das stets bei Bevölkerungen, die feste Sitze in Städten haben und Handel treiben, gegenüber von Nomadenstämmen der Fall sein wird. In diesen Wüsten des östlichen Afrika, die zwischen Abyssinien, den Landstrichen, welche die Gallas inne haben und dem Meere liegen, haben die Harraris allein feste Wohnsitze und wohnen in einer Stadt beisammen. Diese Stadt heißt Harrar, liegt mitten in der Wüste der Somalis, ungefähr halbwegs zwischen dem Meere und dem Reiche Schoa. Noch kein Europäer ist nach Harrar gekommen. Die Nachrichten, welche ich über die Stadt und ihre merkwürdigen Einwohner sammelte, erhielt ich durch den Gesandten des Emirs von Harrar, welchen dieser an den König von Schoa, um die Interessen seiner Unterthanen zu schützen, die mit Abyssinien in Handelsverbindung stehen, gesendet hatte.

Derselbe kam eigens um mich zu besuchen nach Angabar, und erbat sich meine Freundschaft. Ich theilte ihm mit, wie es in meiner Absicht gelegen sei nach Harrar zu reisen, daß mich aber die Besorgniß von diesem Plane abgehalten habe, es möchte mich der Emir schlecht aufnehmen und ich möchte, bei dem vorherrschenden Hasse der Bevölkerung dieser Stadt gegen Christen, mich einer Gefahr aussetzen. „Da hast Du vollkommen recht gehabt, antwortete er mir. Der Emir ist ein braver und aufgeklärter Mann, allein gegen seine Landsleute, welche die Christen hassen und keinen lebend aus ihren Mauern hinausließen, hätte er Dich nicht schützen können.“ Hierauf richtete ich einige Fragen über seine Heimath an ihn, und erfuhr bei dieser Veranlassung, daß Harrar am Zusammenflusse mehrer kleiner Flüsse liege. Dieses Thal scheint einer der ergiebigsten Punkte der heißen Zone zu sein; es ist voll von Kafebäumen, welche eine Bohne liefern, die jene von Mokka an Güte noch übertrifft und den vorzüglichsten Handelsartikel von Harrars ausmacht; ferner gibt es Safran und Baumwollenstauden, aus deren Ernte Stoffe zu Kleidern gefertigt werden. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, in denen Schießscharten angebracht sind, und es befinden sich 2 — 3000 Seelen innerhalb derselben. Die Harraris besitzen eine ganz besondere Gewandtheit im Handel, welchem sie auch ganz ausschließlich obliegen.

Der Handel von Harrar zerfällt in drei Hauptzweige. Ein Theil dieser beweglichen Einwohner bildet Karavanen und zieht nach Schoa, ein anderer besucht die nahen Gallastämme, während ein Dritter in das noch sehr wenig bekannte Gebiet von Agaden streift, das südlich von den Ländereien liegt, das die Somalis erobert haben. Diejenigen, welche nach Schoa gehen, nehmen von da Baumwollenzeuge, Kaffee, Taback, Sklaven u. s. w. zurück nach Harrar und verkaufen sie in Berberrah wieder. Die Karavanen, welche mit den Gallas Handel treiben, erkaufen von

dieſen Safran, Kaſe, Elfenbein und Rhinocerozähne. Diejenigen endlich, welche nach Agaben ziehen, erhandeln dort die feinſte Sorte von arabiſchem Gummi, Myrrhen, Elfenbein, Rhinocerozähne und Straußenfedern. Man kann hieraus auf die Wichtigkeit von Harrar ſchließen, deſſen betriebſame Einwohner einmal eine bedeutende Rolle im öſtlichen Afrika ſpielen werden, wenn erſt die europäiſche Induſtrie auf dieſe, für ſie noch jungfräulichen Märkte bringen wird.

Ich war mit meinen Einkäufen in Aleju-Amba bald zu Ende, und ſchickte dann meinen Gefangenen Galla, Dſchillo-Ramo und ſeinen jungen Sohn, welche ich beide mit mir genommen hatte, und welchen beiden ich einen vollſtändigen Anzug gekauft hatte, nach Angolola mit dem Befehle zurück, dort mich zu erwarten; denn ich mußte noch einmal dahin zurückkehren, um von dem Könige Abſchied zu nehmen, und verſprach meinen Gefangenen ihnen ſodann die Freiheit zu ſchenken. Ehe ich aber von Sahle-Salaſſi mich beurlaubte, beſuchte ich aus Neugierde noch eine warme Quelle, welche in dieſem Theile von Schoa, nahe bei einem Dorfe mit Namen Medina ſich befindet.

Medina liegt zehn Stunden ſüdlich von Aleju-Amba, auf dem letzten Abhange der Hochebene von Schoa. Die Quellen ſelbſt ſind dreiviertel Stunden von dem Dorfe entfernt, bieten aber nichts beſonders Merkwürdiges. Zwei prachtvolle Feigenbäume, ſchöner als ich einen in Aegypten geſehen habe und eine herrliche Mimoſe beſchatten die liebliche Stelle. Es ſind zwei ſehr nahe beiſammen liegende Quellen, als ich aber in die Nähe kam, ſah ich nur eine; die andere war mit Kies überdeckt, welches ein naher Bach angeſchwemmt hatte, deſſen Waſſer ausgetreten waren. Diejenige, welche der Bach verſchont hatte, iſt auf allen Seiten mit Steinen eingefaßt, und kann ungefähr $1\frac{1}{4}$ Metre breit ſein und eine Tiefe von 30 Centimetre's haben. Das Waſſer kochte zwar, doch ward es nicht heiß, und der hundertgradige

vornehmſten Officiere betrachten es als die höchſte Gunſt, die Hand einer ſeiner Töchter zu erhalten.

Die Freiheit der königlichen Sitten ſcheint einigermaßen auf ähnliche Unregelmäßigkeiten unter der Bevölkerung von Schoa ſchließen zu laſſen, und dieſe ſo zu ſagen dazu zu autoriſiren. Man hat ſich viel von den leichten Sitten der Abyſſinier erzählt, ich kann aber verſichern, daß vieles davon übertrieben iſt. Allerdings kann man nicht in Abrede ziehen, daß die Abyſſinier nichts weniger als ſtreng ſind, obgleich die Ehe ſowohl durch bürgerliche, als durch religiöſe Geſetze beſchützt ſind; denn in Schoa iſt eine gedoppelte Weiſe für die eheliche Vereinigung vorgeſchrieben. Die Civilehe wird in Gegenwart von Vater und Mutter und einiger Zeugen geſchloſſen; beide Theile erklären, „ſo wahr der König lebe,“ ihren Vorſatz, glücklich zuſammen zu leben; hierauf wird angegeben, was jeder Theil der Haushaltung zubringt. Ein Maulefel, ein Pferd, ein Talaris, ein Schild, ein Bündel Lanzen, iſt in der Regel die Ausſteuer des Mannes; die der Frau beſteht in einer gewiſſen Quantität Getreide, Baumwolle und Hausgeräthſchaften. Dieſe Verbindungen, wenn ſie die kirchliche Weihe nicht erhalten, können durch Eheſcheidung getrennt werden. Vor dem Prieſter ſchwören die beiden Gatten, das ganze Leben durch vereint zu leben, im Glücke wie im Unglücke, in geſundem Zuſtande wie in Krankheitsfällen. Wenn dieſer Schwur geleiſtet iſt, erhalten die Neuvermählten das Abendmahl; allein die Bewohner von Schoa ſchrecken vor der Feierlichkeit dieſer Verpflichtung zurück, weshalb die kirchliche Heirath bei ihnen unter die Seltenheiten gehört.

Die Kriegsgebräuche der Abyſſinier habe ich bereits beſchrieben, indem ich die Expedition gegen die Gallas erzählte, auf der ich den König begleitete. In Friedenszeiten ſind ihre Sitten die der Ackerbau treibenden Völker. Bei Androhung einer Strafe von acht Salzſtücken, alſo ungefähr zwei Franken, iſt jeder chriſt-

liche Unterthan genöthigt, mit seinem Gouverneur in den Krieg zu ziehen; allein die Bauern Abyssiniens sind stets bereit, dem Aufruf zu folgen. Sie lieben diese Unternehmungen, die ihnen Gelegenheit darbieten, Gefangene zu machen, Vieh zu rauben, Ehrenzeichen zu erwerben, die dem Krieger gewährt werden, und sich dem Könige bemerklich zu machen.

Die wohlhabenderen Einwohner versehen durchaus kein Amt, sondern leben in fast vollständigem Müssiggang, schlendern in der Sonne umher, plaudern mit ihren Nachbaren und vergnügen sich mit Spielen, die einige Aehnlichkeit mit dem Brett- und Schachspiele haben. Die Vornehmen sind stets von einem Hofe von Schmarotzern umgeben. Der Ueberfluß an Lebensmitteln erlaubt ihnen eine Gastfreiheit zu üben, von der der König ein so freigebiges Beispiel liefert. Wie bei allen müssig gehenden Völkern dienen Streitigkeiten und Prozesse den Bewohnern Schoa's zur Zerstreuung. Die Gerechtigkeitspflege geschieht hier mit einer gewissen Feierlichkeit; sie ist neunzehn Richtern anvertraut, die den König begleiten. Wo daher der König sich befindet, bildet sich sogleich eine Art von Gerichtshof, der von einer zahlreichen Menge Klagender belagert wird. Diejenigen, welche gegen die Urtheile, welche die Gouverneure ihrer Wohnorte in ihren Rechtsstreitigkeiten gefällt haben, appelliren wollen, verlangen von diesem Gerichtshofe eine neue Untersuchung ihrer Beschwerden. Die Abyssinier entwickeln in diesen Prozessen eine natürliche Beredsamkeit, die bei einem barbarischen Volke in hohem Grade überrascht; sie sprechen lange und mit Lebendigkeit, während welcher Zeit sie als Zeichen der Achtung die Schultern entblößen und den Taub bis auf die Lenden zurückfallen lassen. Eine sonderbare Gewohnheit bringt sie aber leicht um die Früchte ihrer Beredsamkeit und richtet oft die beste Sache zu Grunde. Beide Theile haben nämlich das Recht, sich gegenseitig Wetten vorzuschlagen, und derjenige, welcher gegen seinen Gegner verliert,

muß sich in seinem Prozesse als besiegt erkennen. Die Gerechtigkeitspflege wird übrigens mit vieler Milde gehandhabt: Todesurtheile sind sehr selten; die gewöhnlichste Strafe ist die Bastonnade, hierauf folgt Vermögensconfiscation, Entsetzung des Amtes; zuweilen wird der Diebstahl mit dem Verluste einer Hand und eines Fußes bestraft. Dem Meineidigen, der bei dem Leben des Königs geschworen hat, wird die Zunge ausgeschnitten. Der Mörder wird den Verwandten des Opfers ausgeliefert, die ihn entweder mit Lanzenstichen tödten oder den Blutpreis von ihm verlangen können. Jeder, der überwiesen wird, einen Christen verkauft zu haben, wird zum Hängen verurtheilt; die Execution geschieht so, daß man den Verurtheilten siebenmal hin- und herschwingt und dann den Strick abschneidet, lebt er dann noch, so wird er begnadigt.

Der oberste Richter bleibt stets der König. Sahle-Salassi entledigt sich mit der größten Unverdrossenheit dieser Pflicht als souveräner Richter, die er als eines der kostbarsten Attribute seines königlichen Ansehens betrachtet. Jeden Morgen, in sehr früher Stunde, besteigt der König, sobald er seine religiösen Pflichten erfüllt, seine Ställe und seine Werkstätten besucht hat, die Estrade vor seiner Hütte, die ihm als Thron dient und urtheilt die Appellationen ab, die ihm gegen die Sprüche des Tribunals vorgelegt werden. Jedermann kann sich hier ihm nahen, er hört Alle an, die sich ihm vorstellen; Fremde oder Eingeborene, Männer und Frauen, Reiche und Arme, alle haben gleiches Recht vor ihm zu erscheinen und ihm unumwunden ihre Sache vorzutragen. Es ist ganz merkwürdig diese Menschen zu sehen, die sich zuerst mit dem Zeichen der höchsten Achtung und der äußersten Angst vor dem Könige niederwerfen, sodann aufstehen und ohne zu stocken, ohne die mindeste Aengstlichkeit mit ihm sprechen, und sich ganz in dem Feuer vergessen, das ihnen der ausschließliche Gedanke an ihre Interessen einflößt. Die Sprüche des Königs folgen stets sehr rasch, sind bündig und sehr

gerecht. Die Ruhe, die Regungslosigkeit mit der er selbst die heftigsten Streitigkeiten anhört, der Scharfsinn und die Genauigkeit mit der er sie löst, zeugen von seltenen Eigenschaften des Charakters und des Verstandes, und erwecken unwillkührlich das stets volksthümlich gebliebene Andenken an jene Könige des Mittelalters, die ebenfalls öffentlich Recht sprachen.

Alles führt in Schoa, sei es Religion, Regierung oder Sitten, stets auf den König, auf den Negruft zurück. Man könnte auf denselben das Wort Ludwig XIV. anwenden und sagen, daß Schoa der König ist. Nur der Gewandtheit Sahle-Salassis, dem Ansehen, das er sich über die Bevölkerung, die er beherrscht, zu erwerben verstanden hat, verdankt Schoa seine jetzige Wichtigkeit; ebenso ist das zukünftige Geschick dieses Landes an die Dauer, die Entwickelung, die Richtung dieser einen und starken Gewalt geknüpft. Von dem Könige von Schoa und seinen Nachfolgern wird es abhängen ein Volk mit dem Handel und der Civilisation Europa's in Berührung zu bringen, das an und für sich zahlreiche und unauslöschliche Spuren seiner ehemaligen Verbindung mit der morgenländischen Civilisation sich bewahrt hat; das bereits eine über seine gegenwärtigen Bedürfnisse gehende Industrie treibt, das bei seinen kriegerischen Expeditionen einen Unternehmungsgeist zeigt, der auf andere Wege geleitet, eine fruchtbringende Thätigkeit hervorzubringen im Stande wäre; und es stände zu hoffen, daß durch dieses Volk die Reichthümer der herrlichsten Gegenden Afrika's zum Nutzen der ganzen Welt ausgebeutet werden könnten. Wenn man in Erwägung zieht, welche Veränderungen der geringste Wille Sahle-Salassis im östlichen Afrika hervorzubringen im Stande wäre, so wird man über das Interesse nicht mehr staunen, die mir vom ersten Augenblick an der Charakter und der Geist dieses Fürsten eingeflößt haben. Ich war so glücklich mir seine Gunst zu erwerben. Im zweiten Theile seiner Reisebeschreibung, die Herr Lefebvre vor Kurzem heraus-

gegeben hat, erzählt er von den Bemühungen Sahle-Salassi's, mich zu bestimmen bei ihm zu bleiben, von den Anerbietungen, die er mir machte, die Gouverneursstelle einer Provinz und die Hand einer seiner Verwandten anzunehmen. Ein Engländer, der sich zur selben Zeit wie ich in Schoa befand, Herr Charles Johnston, der ebenfalls einen Reisebericht herausgegeben hat, bespricht auch in seiner Art die Freundschaft, die Sahle-Salassi mir erzeigte: „Der einzige Fremde, der im Stande war Sahle-Salassi gegenüber sich zu behaupten, war der Franzose Herr Rochet d'Hericourt; der König liebte ihn und schien doch zugleich ihn zu fürchten, und ich besorge sehr, daß er sich in hohem Grade das Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt hat. Seine verwegenen Ideen, die Sahle-Salassi's Genius vollkommen zusagen, werden, nach meiner Ueberzeugung, eine unerwartete Umwälzung in den politischen Beziehungen der verschiedenen kleinen Königreiche zu Wege bringen, in die Abyssinien gegenwärtig zerfällt. Man hat keinen Begriff bei uns, mit welcher Gewandtheit die französischen Intriguen in einem Lande operiren, das unter die reichsten des Erdbodens gehört, und das in seinen Gränzen die kostbarsten Producte der gemäßigten und der heißen Zone hervorbringt." *) Obschon sehr viel Uebelwollendes in diesen Worten versteckt ist, so wünschte ich doch, daß sie noch mehr Wahrheit enthielten, namentlich was die Stelle anbelangt, die ich in Sahle-Salassi's Vertrauen einnehmen solle; ich wünschte sehr, daß es mir hätte gelingen mögen, hinreichenden Einfluß über diesen Fürsten zu erlangen, und, wenn einst Früchte bringendere Bande Abyssinien und das östliche Afrika an das Abendland und Europa knüpfen, ein kleiner Theil des Verdienstes dieser glücklichen Annäherung mir zugetheilt werden könnte.

*) Reisen in Südabyssinien u. s. w. von Charles Johnston, Thl. II. p. 318 u. 319.

Die Heimreiſe.

Einige Tage nach dem Abgang der Herren Petit und Lefebvre fing auch ich an meine Vorbereitungen zur Rückkehr zu treffen, wobei ich mir aber vornahm, den Weg wieder durch das Land der Adels und über das rothe Meer einzuſchlagen. Zu dieſem Behufe mußte ich mir Waaren verſchaffen, um mit dieſen den Häuptlingen der Danakilen, deren Gebiet die Karavanen durchziehen, die üblichen Geſchenke machen zu können, die ſie verlangen. Um dieß zu bewerkſtelligen, reiste ich nach Alejo-Amba, wo ich ſie einkaufen konnte.

Alejo-Amba iſt der größte Handelsplatz im Königreich Schoa. Es iſt ein Dorf, das aus einigen hundert Hütten beſteht und zwei bis dreitauſend Einwohner zählt; es liegt in der Provinz Efat, auf einem jener Berglegel, welche die verſchiedenen Abſtufungen des ſteilen Gebirgszuges bezeichnen, über den man von der Ebene des Landes Adel die Hochebene von Schoa erreicht. Hieher werden die Producte aus dem Innern, Kaffee, Baumwollzeuge, Taback und Sklaven gebracht, welche die Kaufleute von den Märkten von Tuſchurra, Zeyla und Harras nach den Küſten des indiſchen Meeres liefern; ebendaſelbſt werden die Glaswaaren, baumwollene und ſeidene Zeuge, die von dem rothen und indiſchen Meere herkommen, umgetauſcht. Ein Tag in der Woche,

der Freitag, ist für diesen Tauschhandel festgesetzt. An demselben stellen die Kaufleute ihre Waaren auf eine Art von öffentlichem Platze zur Schau auf, in dessen Mitte ein Akazienbaum steht. Man sieht sich daselbst ganz in das Getreibe unserer Märkte auf den Dörfern versetzt.

In Aleju-Amba werden vorzugsweise die Salzstücke in Umlauf gebracht, deren man sich in Schoa statt des Geldes bedient. Sie sind in Form einer verlängerten Ellipse geschnitten, vier bis fünf Zoll in der Länge, einen Zoll dick, und werden im Lande Amuleh's genannt. In Aleju-Amba haben zwanzig solcher Amuleh's den Werth eines unter der Regierung Maria-Theresia's geschlagenen Talari, denn dieser ist die einzige Münzsorte, die in Abyssinien bekannt und gangbar ist. Die Eingeborenen nennen diese Kaiserin wegen des darauf geprägten Bildes „die Silberfrau". Wie man sich leicht vorstellen kann, erleiden die Amuleh's viele Veränderungen, wodurch sie außer Curs kommen; namentlich ist es während der Regenzeit sehr schwer sie unverletzt zu erhalten. Die Abyssinier vergraben sie zwar in Asche, allein es ist nichts desto weniger unmöglich sie vollkommen vor Nässe zu schützen, die sie in einzelne Theile auflöst, welchen dann das vorgeschriebene Gewicht abgeht, wodurch sie ihren Geldwerth verlieren und nur zum Salzpreise angenommen werden.

Das äußere Aussehen des Marktes von Aleju-Amba ist von ziemlich elender Art. Die Muselmänner, die die Verbindung mit dem indischen Ocean unterhalten, legen hier gewöhnlich nur wenige Waaren aus, denn sie versehen sich vorzugsweise mit Sklaven, die sie dann namentlich auf dem Markte von Abberasul wieder verkaufen. Sie kommen in Aleju-Amba mit ihren Talari's an, kaufen hier Baumwollzeuge auf, gegen die sie sodann in Abberasul Sklaven eintauschen, welche sie von da sogleich nach den Küsten des rothen Meeres schaffen. Die Christen spielen aber eine bessere Rolle in Aleju-Amba; man sieht sie von ganzen Hau-

sen solcher Amulehs, Mauern gleich umgeben, oder mitten unter ungeheuren Stücken Baumwollenzeugen, die sie mit dem Arme, vom Daumen bis zum Ellbogen ausmessen. Ueberdieß bringen sie noch Rindvieh, Kaffee, Getreide u. s. w. mit.

Eine große Zahl von Käufen und Verkäufen werden durch Tausch abgeschlossen; doch gibt es auch wieder gewisse Gegenstände, die man nur für Geld Talari's oder Amuleh's bekommen kann; wie z. B. Thiere. Für zwei Salzstücke kann man schon ein schönes Lamm bekommen, und ein großes Schaf kostet nicht mehr als fünf Amuleh's (1 Franc 25 Centimen). Einen Zugochsen kauft man um etwa 70 Amuleh's (18 Franc's), während man einen kleinen für 30 Amulehs haben kann. Der Preis der Pferde und Maulthiere steht zwischen 7 und 12 Talari's.

Die Bevölkerung von Aleju-Amba ist sehr manchfaltig; man trifft hier Amharras, Gallas, Muselmänner aus der Provinz Efat, Danakilen, Somalis und Kaufleute von Harrar.

Die Bewohner von Harrar machen den merkwürdigsten Theil der Bevölkerung aus. Die Harraris gehören zum Geschlechte der Somalis; doch erheben sie sich weit über diese, wie das stets bei Bevölkerungen, die feste Sitze in Städten haben und Handel treiben, gegenüber von Nomadenstämmen der Fall sein wird. In diesen Wüsten des östlichen Afrika, die zwischen Abyssinien, den Landstrichen, welche die Gallas inne haben und dem Meere liegen, haben die Harraris allein feste Wohnsitze und wohnen in einer Stadt beisammen. Diese Stadt heißt Harrar, liegt mitten in der Wüste der Somalis, ungefähr halbwegs zwischen dem Meere und dem Reiche Schoa. Noch kein Europäer ist nach Harrar gekommen. Die Nachrichten, welche ich über die Stadt und ihre merkwürdigen Einwohner sammelte, erhielt ich durch den Gesandten des Emirs von Harrar, welchen dieser an den König von Schoa, um die Interessen seiner Unterthanen zu schützen, die mit Abyssinien in Handelsverbindung stehen, gesendet hatte.

Derselbe kam eigens um mich zu besuchen nach Angabar, und erbat sich meine Freundschaft. Ich theilte ihm mit, wie es in meiner Absicht gelegen sei nach Harrar zu reisen, daß mich aber die Besorgniß von diesem Plane abgehalten habe, es möchte mich der Emir schlecht aufnehmen und ich möchte, bei dem vorherrschenden Hasse der Bevölkerung dieser Stadt gegen Christen, mich einer Gefahr aussetzen. „Da hast Du vollkommen recht gehabt, antwortete er mir. Der Emir ist ein braver und aufgeklärter Mann, allein gegen seine Landsleute, welche die Christen hassen und keinen lebend aus ihren Mauern hinausließen, hätte er Dich nicht schützen können.“ Hierauf richtete ich einige Fragen über seine Heimath an ihn, und erfuhr bei dieser Veranlassung, daß Harrar am Zusammenflusse mehrer kleiner Flüsse liege. Dieses Thal scheint einer der ergiebigsten Punkte der heißen Zone zu sein; es ist voll von Kafebäumen, welche eine Bohne liefern, die jene von Mokka an Güte noch übertrifft und den vorzüglichsten Handelsartikel von Harraris ausmacht; ferner gibt es Safran und Baumwollenstauden, aus deren Ernte Stoffe zu Kleidern gefertigt werden. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, in denen Schießscharten angebracht sind, nnd es befinden sich 2 — 3000 Seelen innerhalb derselben. Die Harraris besitzen eine ganz besondere Gewandtheit im Handel, welchem sie auch ganz ausschließlich obliegen.

Der Handel von Harrar zerfällt in drei Hauptzweige. Ein Theil dieser beweglichen Einwohner bildet Karavanen und zieht nach Schoa, ein anderer besucht die nahen Gallastämme, während ein Dritter in das noch sehr wenig bekannte Gebiet von Agaden streift, das südlich von den Ländereien liegt, das die Somalis erobert haben. Diejenigen, welche nach Schoa gehen, nehmen von da Baumwollenzeuge, Kaffee, Taback, Sklaven u. s. w. zurück nach Harrar und verkaufen sie in Berberrah wieder. Die Karavanen, welche mit den Gallas Handel treiben, erkaufen von

dieſen Safran, Kafe, Elfenbein und Rhinocerozähne. Diejenigen endlich, welche nach Agaden ziehen, erhandeln dort die feinſte Sorte von arabiſchem Gummi, Myrrhen, Elfenbein, Rhinocerozähne und Straußenfedern. Man kann hieraus auf die Wichtigkeit von Harrar ſchließen, deſſen betriebſame Einwohner einmal eine bedeutende Rolle im öſtlichen Afrika ſpielen werden, wenn erſt die europäiſche Induſtrie auf dieſe, für ſie noch jungfräulichen Märkte dringen wird.

Ich war mit meinen Einkäufen in Aleju-Amba bald zu Ende, und ſchickte dann meinen Gefangenen Galla, Dſchillo-Ramo und ſeinen jungen Sohn, welche ich beide mit mir genommen hatte, und welchen beiden ich einen vollſtändigen Anzug gekauft hatte, nach Angolola mit dem Befehle zurück, dort mich zu erwarten; denn ich mußte noch einmal dahin zurückkehren, um von dem Könige Abſchied zu nehmen, und verſprach meinen Gefangenen ihnen ſodann die Freiheit zu ſchenken. Ehe ich aber von Sahle-Salaſſi mich beurlaubte, beſuchte ich aus Neugierde noch eine warme Quelle, welche in dieſem Theile von Schoa, nahe bei einem Dorfe mit Namen Medina ſich befindet.

Medina liegt zehn Stunden ſüdlich von Aleju-Amba, auf dem letzten Abhange der Hochebene von Schoa. Die Quellen ſelbſt ſind dreiviertel Stunden von dem Dorfe entfernt, bieten aber nichts beſonders Merkwürdiges. Zwei prachtvolle Feigenbäume, ſchöner als ich einen in Aegypten geſehen habe und eine herrliche Mimoſe beſchatten die liebliche Stelle. Es ſind zwei ſehr nahe beiſammen liegende Quellen, als ich aber in die Nähe kam, ſah ich nur eine; die andere war mit Kies überdeckt, welches ein naher Bach angeſchwemmt hatte, deſſen Waſſer ausgetreten waren. Diejenige, welche der Bach verſchont hatte, iſt auf allen Seiten mit Steinen eingefaßt, und kann ungefähr $1^1/_4$ Metre breit ſein und eine Tiefe von 30 Centimetre's haben. Das Waſſer kochte zwar, doch ward es nicht heiß, und der hundertgradige

Thermometer gab nur 22 Grade an. Auf eine Entfernung von vier Schritten rechts seitwärts vom Wege zeigte mir mein Führer das kleine Wasserbassin, dem die warme Quelle entströmte. Es war mit Kieseln und feinem Sand verstopft, zwischen welchen ein leichter Dampf emporströmte. Ich schnitt einen kleinen Ast von der Mimose ab, mit dem ich das enge und längliche Wasserbecken etwas frei machte, worauf es sich sogleich mit heißem Wasser anfüllte, indem der Thermometer 54 Grad anzeigte. Die Bewohner der Umgegend messen demselben große Heilkraft bei; doch nein, ich irre mich; die Mimose ist es, welcher sie den Einfluß der Quelle zuschreiben, in der sich viele Kranke baden. Diese Mimose gilt in ihren Augen für einen heiligen Baum, und sie wird aus diesem Grunde durch ihre Dankesbezeugungen geehrt, die sie freilich auf eine sehr eigenthümliche Art kund geben. Sie hängen nämlich an den Zweigen ex voto Fetzen von ihren Kleidern auf, und glauben nur eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn sie das zierliche Blätterwerk des wohlduftenden Baumes mit zerlumpten Fetzen verunstalten.

Nachdem ich mich den ganzen Tag über bei den Quellen aufgehalten hatte, ging ich nach Medina; die Sonne ging eben hinter den fernen Spitzen der Berge unter, die Angobar beherrschen. In der Nähe dieses Dorfes vernahm ich laute Stimmen und Geschrei, in dem ich weiterem Vorgehen Ausrufe des Schmerzes und der Verzweiflung erkannte. Als ich das Dorf selbst erreichte, sah ich verschiedene Gruppen, welche mit allen Zeichen der Angst Wehklagen erhoben hatten; namentlich zerschlugen sich die Weiber das Gesicht, was in Abyssinien als ein Zeichen des heftigsten Schmerzes angesehen wird. Ich frug nach dem Grunde dieser allgemeinen Bestürzung, worauf man mir erzählte, daß sich in der Nähe zwei Leoparden, ein männlicher und ein weiblicher, befinden, welche die ganze Gegend mit Schrecken erfüllten. Man erzählt mir, jeden Abend, wenn die Sonne untergehe, komme eines

dieſer Thiere aus ſeiner Höhle, die aber recht wohl gekannt ſey, hervor, und falle in die zahlreichen Heerden von Schafen, welche in der benachbarten Ebene weideten, ein. Heute nun hatte ein Einwohner den Leoparden angegriffen, eben als dieſer im Begriff war ſich auf ein Schaf zu werfen, allein das wüthende Thier hatte ſich gegen ihn gewendet und ihn im Augenblick getödtet. Ich ſah den Leichnam: der Leopard hatte ihn nicht aufgefreſſen, ſondern mit der einen Tatze die Bruſt deſſelben aufgeriſſen, mit der andern den obern Theil der Hirnſchale entzwei gedrückt, ſo daß dieſe nun wie der Deckel einer Doſe mit Scharnieren über das Geſicht herabhing. Als die unglücklichen Bewohner von Medina mich mit meiner Flinte mit vier Läufen, und ebenſo meinen Drogoman und meinen Bedienten mit Schießgewehren bewaffnet ſahen, betrachteten ſie mich wie einen Geſandten vom Himmel, der ſie von Ungeheuern befreien würde. Mein Dragoman, der mit den Bewohnern von Medina, die ebenfalls Muſelmänner ſind, auf vertrautem Fuße ſtand, fand ſeiner Eitelkeit ungemein dadurch geſchmeichelt, ſo daß er ſie in ihrer Hoffnung noch mehr beſtärkte. Trotzdem wagten ſie es aber nicht zu ſehr in mich zu dringen, ſondern ſagten: „Du biſt ein Freund des Königs, und der König würde es uns nie mehr vergeben, wenn Du durch unſere Schuld Dein Leben verlöreſt.“ Ich beſchloß aber dennoch einen Verſuch mit dem Leoparden zu wagen, und weil er ſich nur mit Sonnenuntergang ſehen ließ, ſo verwilligte ich ein, den folgenden Tag noch in Medina zu verweilen.

Als die Sonne die Gipfel der Berge gegen Weſten nur ſchwach noch beleuchtete, ließ ich mich in die Nähe der Leopardenhöhle führen. Man zeigte ſie mir, es war eine Klüftung, die ſich am Fuße eines Felſens öffnete, der ſich mitten in einer ſteinigen Ebene erhob. Ich befahl, ein junges Lamm an den Stamm einer Akazie zu binden, die etwa ſechzig Schritte von der Höhle entfernt ſtand, während ich ſelbſt mich hinter dieſem Baume ver-

steckte und den Leoparden, mit meiner vierläufigen, einer zweiläufigen, und zwei Pistolen in Bereitschaft, erwartete. Den Dragoman und meine übrigen Begleiter sandte ich weg, um vollkommen Herr über mich selbst seyn zu können. Einige Minuten, nachdem die Sonne hinter die hohen Bergspitzen hinab war, die zu meiner rechten Hand lagen und ihre riesenhaften Schatten über die ungeheuern Ebenen des Landes Adel verbreiteten, zeigte sich der Leopard am Fuße des Felsen, gleich einer Sphinx auf dem Sand gelagert, wobei er mit seinem Schweife um sich schlug und ein dumpfes Brüllen hören ließ. Endlich richtete er sich auf, machte einen Satz vorwärts gegen das Lamm, und streckte sich, den Schweif emporgerichtet und mit funkelnden Augen auf den Bauch nieder, wobei er zweimal ein rauhes Brüllen hören ließ. Dann schnuffelte er in der Luft herum, erhob sich, machte wieder einen Satz, legte sich nochmals auf den Boden, während er mit seinen in's Grüne und Gelbe schillernden Augen das arme Lamm gleichsam bezaubern zu wollen schien. Ich hielt mein vierläufiges Gewehr parat, und nahm ihn auf's Korn wie er sich eben zum dritten Satze fertig machte. Der Schuß ging los. Die Kugel war ihm in die Seite gedrungen; er drehte sich eine Minute lang im Kreise herum, wobei er dumpf heulte, und stürzte dann schwerfällig auf den Sand hin. In demselben Augenblick kam der andere Leopard aus der Höhle; es war das Weibchen. Es eilte auf das Männchen zu, dessen klagendes Geheul es ohne Zweifel gehört hatte, und legte sich neben ihm nieder, indem es seine Wunde beleckte. Ich sandte zwei Kugeln nach ihm, die es jedoch nicht tödtlich trafen, denn es wandte sich nach meiner Seite hin, und machte einen ungeheuern Satz. Es war nur noch zehn Schritte von mir weg, und setzte gerade zu einem neuen Sprunge an, da schickte ich ihm einen dritten Schuß zu, der es auf der Stelle todt zu Boden streckte. Die Kugel war in seine Kehle gedrungen, hatte das Rückgrat zerschmettert, und war am Rücken herausge-

fahren. Ich war eben daran, mein Gewehr wieder zu laden, als sich im nahen Gebüsche Geräusch vernehmen ließ, das durch den Dragoman, meinen Bedienten und die Dorfbewohner verursacht wurde, die meine Schüsse vernommen hatten, und nun herkamen, um das Resultat derselben zu sehen. Wie man sich leicht vorstellen kann, war der Tod dieser Leoparden ein förmliches Freudenfest, und seine Bewohner begleiteten mich, als ich den folgenden Tag Medina verließ, eine ziemlich weite Strecke Wegs.

Ich kam in der Absicht nach Angolola von dem Könige Abschied zu nehmen. Sahle-Salassi sah es ungern daß ich scheide, und nachdem er sich vergeblich bemüht hatte mich zum Bleiben zu bewegen, bat er mich, vor meiner Abreise doch noch einmal eine Jagd auf Hippopotamen zu versuchen. Man sieht, daß ich meine unschuldige List büßen mußte, und den König nicht vergeblich von den heilsamen Wirkungen des Fettes von einem trächtigen Weibchen des Hippopotamus gegen rheumatisches Leiden überzeugt hatte. Ich traf deßhalb meine Anstalten zu meiner letzten Jagd, auf der mich der König von dreißig Mann begleiten ließ, die sämmtlich mit Gewehren bewaffnet waren, und mit denen ich noch einmal nach Morott und an die Ufer des Tschia-Tschia zog.

Es schien, als solle diese Jagd glücklicher als die früheren ausfallen. Bei unserer Ankunft in Morott machte man uns auf einen Arm des Flusses aufmerksam, in dem man zwei Hippopotame gesehen hatte, von denen man eines für ein Weibchen hielt. Bald sahen wir auch in der That die beiden Ungeheuer an dem angegebenen Orte, und der Angriff ging sofort los. Wie gewöhnlich war der Arm des Flusses, in dem die Hippopotame schwammen, schmal und seicht. Unsere Mannschaft vertheilte sich auf die beiden Ufer, und sendete unausgesetzt Pfeile und Kugeln auf die so schwer verwundbaren Thiere ab. Mehrere Stunden lang blieb unser Angriff ganz erfolglos; ja es schien sogar, als wenn das größere der beiden Thiere, auf welches unser Haupt-

augenmerk gerichtet war, kaum mehr als ein wenig beunruhigt worden wäre, denn es suchte, wahrscheinlich der fortwährenden Pfeilschüsse überdrüssig, einen sichern Zufluchtsort auf dem Grunde des Wassers, und ließ sich lange Zeit gar nicht mehr auf der Oberfläche blicken. Sein Phlegma machte uns endlich ungeduldig. Am Ufer lag ein ungeheuerer Baumstamm, den die letzte Ueberschwemmung des Flusses ohne Zweifel hieher geführt hatte. Meine Begleiter kamen nun auf den Gedanken, diesen quer in das Wasser zu werfen, und ihn gleich einer schwimmenden Brücke zu benützen, von der aus sie das Thier, das ruhig auf dem Grunde des Wassers lag, nach Belieben angreifen zu können hofften. Es glückte auch in der That, den Baumstamm in den Fluß zu bringen, und nun band man an seinen beiden Enden Stricke fest, die aus Weidenruthen angefertigt wurden, vermittelst deren man ihn auf beiden Ufern festhielt. Fünfzehn Mann stellten sich auf diesen Floß aus dem Stegreife, der nach der Stelle geschafft und da festgemacht wurde, wo man das Flußpferd ruhig auf dem Sande des Flusses liegen sah. Die Leute warfen ihre Speere nach dem Thiere, worauf es aufsprang und schnell seinen Platz wechselte; doch auch an diesem wurde es von den Jägern auf dem Baumstamme verfolgt, die, unter fortgesetztem Schreien, seinen dichten Panzer mit ihren Lanzen spickten. Endlich ging dem Hippopotame die Geduld aus, es raffte sich plötzlich auf, stieß dabei gegen den Stamm, von dem aus es angegriffen wurde, hob denselben hoch empor und warf seine Feinde ins Wasser. Dieß war ein Augenblick fürchterlichen Schreckens; in einer Minute war das Wasser rothgefärbt und vier Mann getödtet. Mit einem Stoß seiner Fangzähne hatte das Flußpferd einen der Jäger, den es mitten um den Leib gefaßt, in zwei Theile gespalten, sich sodann voll Wuth umgekehrt, einem zweiten Schwimmer den Unterleib aufgerissen, einem dritten den Arm zerschmettert und die Brust von einander getrennt, und dem vierten den Kopf vom Hals bis zum

Scheitel gespalten. Sobald die Uebrigen sich in Sicherheit sahen, überschütteten die mit Feuerwaffen Versehenen voll Ingrimm das Thier mit Kugeln, das, in fortwährender Wuth, mit offenem und blutendem Rachen um den Stamm herumschwamm, wie wenn es neue Opfer gesucht hätte, und seine Fangzähne in vergeblicher Wuth in das Holz stieß, das dadurch fortwährend über das Wasser emporgeschnellt wurde. Unterdessen war es Nacht geworden, ohne daß es uns geglückt wäre es tödtlich zu verwunden, und wir waren deßhalb genöthigt die Jagd auszusetzen. Diese Frist benützte das Flußpferd, um den Fluß zu verlassen, und sich in einem dichten Binsengebüsch zu verbergen, wo wir es die ganze Nacht beobachteten, damit es uns nicht entkomme. Als es am folgenden Morgen wieder in den Fluß eilen wollte, wurden sämmtliche Gewehre auf dasselbe losgefeuert, und als es an mir vorüberkam, jagte ich ihm eine Büchsenkugel in die Ohren, in Folge der es sogleich niederfiel. Unglücklicherweise war es wieder ein Männchen. Ich befahl ihm den Kopf abzunehmen, den ich Herrn Duvernoy brachte, und in dem nicht weniger als zehn Kugeln steckten. Hierauf begab ich mich nach Angolola zurück, wo ich nichts mehr zu thun hatte, als von dem König und der Königin Abschied zu nehmen.

Bei diesem letzten Besuche bei Saleh-Salassi stellte ich ihm meine beiden gefangenen Gallas, Djillo-Ramo und dessen Sohn vor, und erbat deren Freilassung. Djillo-Ramo hatte sich, wie es die Etiquette in Schoa vorschreibt, vor Saleh-Salassi niedergeworfen; sein Sohn aber blieb gleich mir aufrecht stehen, indem er nur die Begrüßung mit Kopf und Hand, wie ich sie vor dem König gemacht hatte, nachahmte. Ich fragte den kleinen Galla, warum er nicht, wie sein Vater auf die Kniee niedergefallen sei, worauf er antwortete: „Du bist jetzt mein Vater, weil ich Dir gehöre; Du bist auch nicht nieder gefallen, warum willst Du, daß ich es thun soll?“ Der König schenkte dem Djillo-Ramo und

seinem Sohne die Freiheit, fügte für Ersteren noch einen Säbel, sowie einen Schild hinzu, der mit Silberplättchen beschlagen war, und unterhielt sich äußerst freundlich mit ihm, um ihn für sich zu stimmen, und durch dessen Einfluß auf die Gallas bei seinen spätern Eroberungszügen Vortheil zu ziehen.

Djillo hatte ich werthvolle geographische Mittheilungen über den Ursprung und den Lauf zweier Flüsse zu danken, welche er bei seinen häufigen kriegerischen Unternehmungen oftmals berührt hatte. Der eine derselben, Gibe, entspringt in Ennaria, südwestlich von Schoa, auf einem Berge der Bottschia-Magna geheißen wird. Der Gibe fließt von Osten nach Westen, scheidet die Provinzen Kaffa und Gambat, und nimmt sodann seinen Lauf nördlich, von wo sich sein Wasser wahrscheinlich in den Nil ergießt. Der andere Fluß, einer der wichtigsten des östlichen Afrika, ist der Huabe, der bei Juba in den indischen Ocean fließt. Nach Djillo's Behauptung entspringt der Huabe am Fuße des Berges Tibaju, südlich vom See Zohahe, welch letzterer südwestlich von Schoa sich befindet. Der Berg Tibaju gehört den Gallas aus dem Stamme Kordjassi, auf dessen Gebiet auch ein großer See liegt, durch welchen der Huabe fließt. Mein Dolmetscher und der Gesandte von Harrar, welche schon öfter über diesen Fluß gekommen waren, vervollständigten die Nachrichten, die mir der Djillo gemacht hatte. Er fließt durch das Gebiet der Stämme der Arussi's, Anias und Hombennes, welch Letzteres etwa dreizehn Stunden von Harrar entfernt liegt; durchströmt sodann den Theil des Gebietes der Romalis, der den Namen Augaden führt, trennt dieses Land von einem Theile des Stammes der Ania Gallas, und mündet sodann in den indischen Ocean aus.

Als ich von Sahle-Salassi Abschied nahm, machte er mir wiederholt dieselben Anträge, die er mir bereits früher gemacht hatte, um mich zurückzuhalten, und sprach mir dringend zu, die angebotene Statthalterschaft anzunehmen; allein ich schlug sie wieder

aus, wobei ich ihm den Grund angab, der es mir verbiete, in Schoa zu bleiben. Er hatte mir einen Handelsvertrag zugestanden, den ich nach Frankreich überbringen wollte, um diesem die Vortheile zu sichern, die er enthielt, wenn gleich sie noch in weiter Aussicht standen. Doch verlangte mir Sahle-Salassi das Versprechen ab, daß ich wieder kommen wolle. Er sagte mir mit jenem ungekünstelten Wohlwollen, das einen der hervorragendsten Züge seines Charakters ausmacht, daß er, da ich denn doch zur Reise entschlossen sei, für mein Glück auf derselben beten werde; er hoffe, setzte er hinzu, daß ich sicher und unangefochten durch das Land der Adels kommen werde. Er habe die vornehmsten Häuptlinge der Danakilen von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, und sie für jeden Unfall, der mir zustoßen würde, verantwortlich gemacht. Hierauf übergab mir Sahle-Salassi die Speere, Säbel, Schilde, das Pantherfell und die äthiopischen Handschriften, welche er dem König der Franzosen durch mich zum Geschenke schickte.

Hierauf machte ich auch der Königin Bethsabesch, die mir während meiner Anwesenheit so viele Freundschaft erwiesen hatte, meinen Besuch; sie empfing mich wie immer in der Hütte, die ihr als Empfangssalon diente, umgeben von dreien ihrer Töchter, ihren jungen Söhnen, und den Frauen, welche ihr unter Aufsicht des Oberhaupts der Verschnittenen dienen, und wünschte mir ebenfalls glückliche Reise. Sie theilte mir ebenfalls mit, daß Sahle-Salassi zu meiner Sicherheit unterwegs Befehle nach dem Lande der Adels habe ergehen lassen, und versicherte mich dabei, daß sie Gott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen bitten werde, daß sie mich vor Mißgeschick schützen möchten, dem ich mich von Neuem aussetze. Sie war so aufmerksam gewesen, Brod und Mehl für mich bereiten zu lassen; weiter schenkte sie mir drei Ochsen, und gab mir noch ganz besonders auf, wenn ich

wiederkomme, ihr einfärbige rothe, blaue und gelbe Seidenzeuge aus Frankreich, mitzubringen, weil ſie dieſe den bunten vorziehe, welche ich ihr das letzte Mal gegeben habe.

Ich verließ Angolola in Begleitung meiner Diener, die mich bis nach Farreh, die Gränze des Landes Adel, begleiten wollten. Durch meine Abreiſe kamen ſie aus einer Lage, um welche viele ihrer Landsleute ſie beneidet hatten. Ich hatte aber auch gegenüber von ihnen eine Freigebigkeit an den Tag gelegt, wie ſie in dieſem Lande ſelten getroffen wird. Die ganze Zeit über, ſo lange ſie in meinen Dienſten waren, gab ich jedem einen Talari, fünf Franken monatlich. Dieſe Großmuth von meiner Seite vermag man aber nur dann vollkommen zu würdigen, wenn ich ſage, daß der König den meiſten ſeiner Dienſtleute, die zu ſeinem Haushalte gehören, jährlich nicht weiter als einen halben Thaler zum Geſchenk macht. Begnet und Thirfeh, die durch mich faſt reiche Leute geworden waren, erſchöpften ſich aber auch in den lebhafteſten Dankſagungen, als ſie ſich in Farreh von mir trennten; ſie küßten meine Füße mit allen Zeichen des Bedauerns und Schmerzes, als ich mich zu Pferde ſetzte, um zu der Karavane zu ſtoßen, mit der ich die Reiſe machen wollte.

Dieſe Karavane war weit weniger bedeutend als die, mit welcher ich nach Schoa gekommen war, denn ſie zählte in Allem nur vierzig Kameele, von denen zwölf mein Gepäck, meine Waſſerſchläuche und meine Lebensmittel trugen. Ich weiß nicht, ob ich es den Empfehlungen des Königs oder der Beſcheidenheit meiner Begleiter zu danken hatte, aber es begegneten mir weit weniger Unfälle, als im vorhergehenden Jahre, wo ich denſelben Weg, nur in entgegengeſetzter Richtung, gemacht hatte. Der Weg ſowie die Stationen waren übrigens dieſelben, weßwegen ich nicht bei der Aufzählung derſelben, da ich ſie bereits beſchrieben habe, verweilen will.

Nur zwei bis drei Zwiſchenfälle unterbrachen die Einförmig-

keit meiner Rückreiſe. Der erſte, der mich aber ärgerte, mag einen Begriff von dem einfältigen Aberglauben der Danakklen-Beduinen abgeben. In Herera, halbwegs zwiſchen dem Königreiche Schoa und Tuſchurra, begegnete ich Beduinen vom Stamme Dehbenet-Buehma, die mich um Talismane, von meiner Hand geſchrieben, angingen. Ich lachte ſie aus und ſchlug ihnen ihre Bitte ab. Sie beharrten aber darauf, indem ſie mir ſagten, daß ſie mit den Gallas-Itu Krieg führten, und der Sieg auf ihre Seite ſich neigen werde, wenn ich ihrem Unternehmen durch meine Talismane Vorſchub leiſten wolle. Ich mochte ihnen wiederholen, ſo oft ich wollte, daß es nicht in meiner Macht ſtehe, über den Ausgang des Kampfes zu entſcheiden, ſo gelang es mir doch nicht ſie von ihrer Meinung abzubringen, daß ich nur keinen guten Willen habe; ſie wollten nun einmal mich für einen Zauberer halten. Der Beweis dafür liegt darin, ſagten ſie, daß Dabo-Mohammed, edelmüthiger wie du, uns einige Zauberformeln überlaſſen hat, die von deiner Hand geſchrieben ſind; dieſe haben uns ſchon dazu verholfen, die Galla-Itu zu beſiegen, und deßhalb bewahren wir ſie auch ſorgfältig auf. Zugleich zeigten die Leute kleine lederne Beutel, aus der ſie mehrfach zuſammengelegte Papierſchnitzel hervorholten, auf denen ich meine Handſchrift erkannte. Ich vermuthete den Zuſammenhang der Sache, und die Erläuterungen der Beduinen beſtätigten die Wahrheit meiner Vorausſetzungen. Die Sache verhielt ſich nämlich ſo: mehrere Monate vor meiner Reiſe nach Schoa hatte ich einem gewiſſen Dabo-Mohammed von Tuſchurra ein Packet Briefe, die nach Frankreich beſtimmt waren, übergeben; er ſollte ſie nach Aden befördern, von wo ſie mit der indiſchen Poſt nach Europa geſchickt werden ſollten. Zur Belohnung für dieſe Beſorgung hatte ich dem Dabo-Mohammed zwölf Thalar's bezahlt. Was that aber der Schurke? er verkaufte meine Briefe an die Dehbenet-Buehma

für zwei Kameele, und diese machten ihre Amulette daraus, denen sie ihre Vortheile über die Galla-Itu zuschrieben. Man kann sich meinen Aerger vorstellen, weil ich die Briefe in Frankreich glaubte, und meinen Verdruß über den Ruf als Zauberer, den ich dem Unterschleife mit denselben zu verdanken hatte.

Mein zweites Abenteuer war etwas romantischer. Vielleicht erinnert man sich noch einer Beduinin mit Namen Nesiz, die immer von der Karavane zurückgelassen worden war und der ich manchmal geholfen hatte, ihre abgetriebenen Kameele in die Höhe zu bringen, wofür sie mir so große Dankbarkeit gewidmet hatte. Als wir in Fareh, wo sie einen Danakilen heirathen sollte, von einander schieden, hatte sie zu mir gesagt: „Ich werde Dich nicht vergessen, und Du wirst dieß sehen, wenn Du in unser Land zurückkehrst.“ Ich sah sie auch in der That während des Halts, den wir in Kilalu machten, mit ihrem Mann herankommen, wobei sie zwei mit Milch beladene Kameele mitbrachte, und da wir großen Mangel an Wasser litten, so hatte dieses Geschenk nicht nur einen großen moralischen Werth, sondern es wurde mir auch damit ein wirklicher Dienst erwiesen.

Mein drittes Abenteuer wäre beinahe tragisch abgelaufen. Ich hatte die Freundschaft eines Beduinen von unserer Karavane dadurch gewonnen, daß ich ihm von Zeit zu Zeit mein Maulthier lehnungsweise abtrat. Eines Tages, als wir eben in Alluli, unweit des See's Saleh und ungefähr dreißig Stunden oder acht Tagereisen von Tuschurra Halt gemacht hatten, kommt mein Beduine geheimnißvoll auf uns zu, schaut sich vorsichtig um, ob er nicht etwa beobachtet werde, und sagt mir sodann mit gedämpfter Stimme und nachdem ich ihm versprochen hatte, daß ich ihn nicht verrathen werde, daß zwei Männer von den Kabyl Adali, dieselben, welche in der Nacht drei Soldaten von der englischen Expedition ermordet hatten, sich soeben bei der Karavane eingefunden hätten, wahrscheinlich um mir dasselbe Schicksal, wie den

Engländern zu bereiten. Diese Meuchelmörder seien zwei Verwandte, welche auf dem Berge Schuba, in der Nähe von Tuschurra wohnen, heißen Homet Soboreyto und Mohammed Soboreyto. Ich ersuchte nun meinen Beduinen, mir den Ort zu zeigen, wo er sie gesehen habe, worauf er mir sagte, daß sie sich bei der Vorwache der Karavane aufhalten. Ich folgte der angegebenen Richtung, mit meinem großen Gewehre über der Schulter, und erblickte bald die beiden Soboreyto, die auf einem Felsen, ihre Speere zwischen den Beinen, mit unbeweglichem Gesichte saßen, und mit der friedfertigsten Miene von der Welt mit einander plauderten. Ich ging an ihnen vorüber und etwa hundert Schritte über sie hinaus, um zu beobachten, ob sie Miene machen würden, mich anzugreifen; sie blieben aber ganz unbeweglich und sahen aus, wie wenn sie auf mich so wenig Acht gäben, als ob ich gar nicht vorhanden wäre. Ich gehe zurück und wieder an ihnen vorbei: dieselbe Unbeweglichkeit, dieselbe Theilnahmlosigkeit, dasselbe Phlegma. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit vermochte aber keineswegs mich zu beruhigen; ich näherte mich ihnen daher nochmals, und stellte mich vor sie hin, indem ich den Kolben meines Gewehres auf den Felsen zu ihren Füßen aufstieß; hierauf sprach ich denjenigen an, dessen Namen mir zuerst in den Mund kam, indem ich ausrief: Mohammed Soboreyto! — Was, Sidi! antwortete Mohammed mit unschuldiger Miene. — Nun! was machst Du da, Du willst mich ohne Zweifel tödten, wie Du die Engländer getödtet hast? Aber meinst Du etwa, ich werde so lange zuwarten und Dir Zeit lassen, Deinen Plan auszuführen? — Ich, antwortete er in heuchlerischem Tone, ich will Dir nichts zu Leid thun; ich weiß, daß Du ein großer Krieger bist und ich bin nur in der Absicht gekommen, Dich um Deine Freundschaft zu bitten. — Ha, Du hast also geglaubt, daß ich der Freund eines Verräthers und feigen Menschen werden würde, wie Du einer bist, der Leute meines Landes im Schlafe erschlug. Nun,

wenn Du und Dein Kamerad euch wieder vor mir blicken laßt, so schieße ich Euch nieder, feige Memmen! und dabei versetzte ich ihm mit meinem Gewehrlauf einen Stoß auf die Brust, daß er umsank. Packt euch sogleich fort, oder dieß könnte euch sogleich begegnen. Auf dieses standen Mohammed und Homet mit jener ächt muselmännischen Gefühllosigkeit auf und gingen langsam weg. Ich verfolgte sie so lange mit den Augen, bis sie zwischen den Felsen verschwunden waren; dann ging ich auf den Lagerplatz zurück und theilte dem Führer der Karavane den Vorfall mit der Drohung mit, ihm vor allen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er erlaube, daß die Soboreyto's wieder in unserer Mitte erscheinen.

Die Zusicherungen des Anführers der Karavane vermochten mich aber nicht völlig zu beruhigen. Die Soboreyto's konnten in der Nacht wieder kommen, und auf die Treue meiner Reisegefährten konnte ich doch nicht so sicher bauen, als daß ich mich gegen ein böses Vorhaben vollkommen geschützt glauben konnte. Ich habe bereits gesagt, daß wir nur noch ungefähr acht Tagereisen von Tuschurra entfernt waren, die ich aber mit meinem Maulthiere in zwei Tagen wohl zurückzulegen im Stande gewesen wäre. Ich führte deßhalb den Entschluß aus, am folgenden Tage die Karavane zu verlassen und in einem forcirten Marsche Tuschurra sobald als möglich zu erreichen. Während der Nacht rauchte ich und trank, um mich wach zu halten. Kase, mit Sonnenaufgang des folgenden Morgens bestieg ich mein Maulthier und nahm nur ein wenig Wasser und etwas Brod mit mir. Gegen Mittag erreichte ich die Ufer des See's Saleh, wo ich einige Stunden während der größten Hitze rastete, um mein Maulthier ausruhen zu lassen, mit dem ich mein Brod theilte. Als die Sonne sich zum Untergange anschickte, trat ich von neuem meinen Weg mit dem Vorsatze an, die Nacht über, welche der Vollmond sehr hell machte, möglichst lange fortzureiten. Gegen Mitternacht erreichte ich die

Engpäſſe, wo ich mehrere Kameele quer über den Weg ſtehend fand. Ich hatte eine ſchlafende Karavane getroffen. Da ich ſie nicht umgehen konnte, ſo beſchloß ich meine Anweſenheit wenigſtens auf eine Achtung einflößende Art kund zu geben, zu welchem Behufe ich eine Piſtole in die Luft abſchoß. Der Knall ſchreckte die Kameele auf, die beim Aufſpringen zugleich auch ihre Führer erweckten. Mitten unter dieſer Verwirrung und dem Lärm der Karavane hörte ich meinen Namen ausrufen. Einer der Beduinen, der mich in Tuſchurra kennen gelernt hatte, war gleich auf den Gedanken verfallen, daß der Schuß von niemand als von mir herrühren könne. Er, wie ſeine Genoſſen, waren ſehr überraſcht, mich mitten in der Nacht ganz allein reiſen zu ſehen. Ich ſagte ihnen, daß die Langſamkeit der Karavane mich ungeduldig gemacht und ich beeilt ſei, Tuſchurra zu erreichen. Die Leute gaben mir etwas zu eſſen und ich reichte die Ueberreſte des mitgenommenen Brodes meinem Maulthiere. Von ihnen erfuhr ich, daß die beiden Soboreyto's am Abend zuvor an der Karavane vorüber gekommen ſeien und ſich ihren Bergen zugewendet haben.

Den folgenden Morgen verließ ich die Karavane frühzeitig, die ſich nach dem See Sakeh hinwandte, und am Abend traf ich in Ambabo ein, wo ich in Mohammed Scheme's Hütte mein Quartier nahm und ausruhte. Meine Karavane kam erſt ſechs Tage nach mir an. In Ambabo verblieb ich zwanzig Tage, um mich von den Strapatzen der Reiſe durch die Wüſte zu erholen und auf eine Barke zu warten, die mich von Tuſchurra nach Aden oder Mokka bringen würde; allein ich harrte vergebens. Ich faßte daher den Entſchluß, in Zeyla, einem kleinen Hafenorte im Lande der Somulis, der dreißig Stunden mehr ſüdlich als Tuſchurra am indiſchen Meer liegt und in lebhafterem Verkehr mit Mokka ſteht als dieſes, eine Gelegenheit zur Ueberfahrt zu ſuchen.

Ich hatte mich nicht betrogen, denn in Zeyla brauchte ich nur vier Tage zu warten, ſo fand ſich ſchon eine Barke, welche

nach Mokka steuerte. Ich schiffte mich auf derselben ein. Zeyla ist einer der Punkte, in dem sich der ganze Handelsverkehr dieses Theils von Afrika concentrirt, und man trifft sogar drei oder vier Häuser von Stein. Die Stadt umfaßt eine drei bis vier Metres hohe Mauer, welche sie gegen die Ueberfälle der benachbarten Stämme schützt. Sie stand früher unter einem Befehlshaber, den der Scherif von Mokka eingesetzt hatte; in der neuesten Zeit aber hatte ein reicher, kluger und thätiger Somali, mit Namen Ali-Scher-Markeh, die Oberhoheit über diesen Hafenort an sich gekauft.

In Mokka hielt ich mich nur so lange auf, bis ich ein anderes nach Aden segelndes Fahrzeug besteigen konnte, in welcher Stadt ich die Summe in Empfang zu nehmen hatte, die ich dem Major Harris während seines Aufenthaltes in Schoa geliehen hatte. Selbst in Aden, wo die politischen Agenten, die Herren Haines und Cruttenden, die von der englischen Expedition gemachten Schulden ohne den geringsten Anstand bezahlten, verweilte ich nicht lange, sondern ging von hier aus nach Berberrah, das an der afrikanischen Küste des indischen Meeres, etwa hundert Stunden von Tuschurra entfernt liegt. Berberrah ist der bedeutendste Handelsplatz in diesem Theile von Afrika, wo jedes Jahr drei Monate lang ein sehr berühmter Markt abgehalten wird. Er nimmt seinen Anfang, sobald die nördlichen Passatwinde vorüber sind, und um ihn und das Leben auf demselben kennen zu lernen, begab ich mich nach Berberrah.

Als ich daselbst eintraf, war in die Stadt, welche ein verlassener Ort ist, sobald der Markt vorüber ist, durch die Ankunft fremder Schiffe und der mit einheimischen Waaren beladenen Kameele schon ziemliches Leben gekommen. Es ist eine seltsame Erscheinung um diesen schnellen, wie durch Zauber hervorgebrachten Uebergang von einem Zustand zum andern; denn bald ist der Ort von einer Masse Hütten und aus Matten geschaffener Häuser

bedeckt, bald ist sie die vollkommenste Einöde und ein blutiges Schlachtfeld, eine halbwüste Sandebene, auf der sich wilde Thiere, die Ueberbleibsel der abgefallenen Brocken und die Cadaver gefallener Thiere streitig machen.

Obschon der erste Anblick Berberrah's ziemlich trauriger Art ist, so wird diese Einförmigkeit doch durch die Bewegung, welche die stets ankommenden und abgehenden Schiffe verursachen, gemildert. Eine lange Sand- und Corallenbank von unbedeutender Höhe zieht sich auf die Entfernung einer halben Stunde in westlicher Richtung entlang der Küste hin. In diesem Wasserbecken, welches eine Erdzunge und die Küste bilden, findet man gleich vom Eingange in das Bassin an bis zur Stadt, welche den Golf schließt, einen ausgezeichneten Ankerplatz mit einer Tiefe von vier bis sechs Faden; auch sind Ebbe und Fluth hinreichend stark, um den großen einheimischen Schiffen das Einlaufen möglich zu machen. Da man diese, entweder um sie auszubessern, oder aus andern Gründen an das Ufer zieht und während der Nacht natürlich eine große Menge solcher kleinen Fahrzeuge in der Nähe der Stadt am Strande herumliegen, so gewinnt das Ganze dadurch das Aussehen eines ziemlich regelmäßigen Docks. Auf den ersten Anblick könnte man sogar meinen, es sei alles mehr ein Werk der Kunst als der Natur, und zwar um so mehr, als die Sandbank viele Aehnlichkeit mit einem Damm hat, von dem man wohl voraussetzen könnte, daß er mit der größten Sorgfalt und in der Absicht hier errichtet sei, damit die Schiffer hier einen bequemen Hafen bekommen.

Vier bis fünftausend Hütten, alle von gleicher Größe und Form, alle sechs Fuß breit, neun Fuß lang und fünf Fuß hoch, stehen dicht neben einander am Ufer. Die Dächer derselben bestehen entweder aus Matten von Palmblättern oder aus langem, trockenem Gras, zum größern Theil aber aus halb gegerbten und über einen Stab gespannten Häuten. Nur die Wohnungen einer

kleinen Anzahl fremder Kaufleute, namentlich der Banianen und der Araber, haben einigen Anspruch auf Zierlichkeit; sie zeichnen sich namentlich durch ihre Wände, die aus Matten von vier bis fünf Fuß Höhe bestehen und ein schräges Dach aus, das aus quer übergelegten Pfählen von Bambusrohr besteht, welche mit getrocknetem Laub bedeckt sind.

Berberrah gehört vier somalischen Stämmen, den Yal-Horsch, Yal-Schardon, Yal-Achmed und Yal-Giditte an, die alle von demselben Ursprung sind. Wenn man in die Stadt kommt, muß man sich unter diesen Somalis eine Art von Beschützer suchen, der zu gleicher Zeit das Amt eines Cicerone, Mäklers und Sicherheitswächters versieht. Zwei Drittel der Einwohnerschaft geben sich gewiß mit diesem Geschäfte ab. Sobald ein Fremder angekommen ist, so sieht er sich auch sogleich von einer Menge solcher dienstfertigen Personen umgeben, die sich ebenso zudringlich geberden, wie die Lohndiener in den europäischen Bädern; doch lassen die Somalis die Letzteren noch weit hinter sich zurück, denn sie stürzen sich ungekleidet in's Meer und kommen in diesem Naturaufzuge auf die Schiffe, die sich vor Anker legen.

Die erste Person oder der einflußreichste Häuptling unter den Bewohnern dieser Stadt ist der berühmte Scher-Markeh. Er ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, groß, mager und von etwas gebückter Haltung; sein Gesicht ist lang, seine Augen klein und lebhaft, sein Bart weiß und dünn. Der einzige Unterschied zwischen seinem Anzuge und dem der übrigen Einwohner besteht in einem weißen Turban. Diese Auszeichnung hat er um des Titels Scheikh willen, den sich gewöhnlich diejenigen beilegen, welche den Koran zu lesen verstehen und die Reise nach Mekka gemacht haben. Vor etwa fünfzehn Jahren belohnte ihn die ostindische Kompagnie sehr großmüthig für den Beistand, welchen er mit Gefahr seines Lebens der englischen Brigg Mary Anna geleistet hatte, als sie, an der Küste vor Anker liegend, während der Nacht-

zeit von den Eingeborenen angegriffen und verbrannt worden war. Ueberdieß hatte ſie ihm auch das brittiſche Staatsbürgerrecht verliehen und ihm die Erlaubniß ertheilt, die brittiſche Flagge auf ſeinem Bugalus *) führen zu dürfen. Scher-Markeh iſt jetzt der Agent Englands bei allen Handelsgeſchäften, die zwiſchen den Einwohnern von Berberrah und Zeyla abgethan werden. Seinem Verſtande und ſeinem ſpeculativen Geiſt hat er es zu verdanken, daß er jetzt der reichſte Mann an der ganzen Küſte geworden iſt.

Ich hielt mich nur wenige Tage in Berberrah auf und kehrte hierauf nach Mokka zurück, feſt entſchloſſen, ſobald als möglich über das rothe Meer nach Europa zurückzukehren. Aber bei meiner Ankunft in Mokka wüthete die Cholera unter einer Bevölkerung von ſechs bis ſiebentauſend Seelen, von denen ſie täglich dreißig bis vierzig hinraffte. Mich ſelbſt erfaßte dieſe Krankheit ſehr heftig, und ich ſchwebte vierzehn Tage lang in beſtändiger Todesgefahr. Der Eigenthümer des Hauſes, welches ich am Ufer des Meeres inne hatte, beſuchte mich häufig mit ſeinen Freunden und mehr als einmal hörte ich ſie am Morgen ſagen, daß ich den Abend nicht mehr erleben werde — am Abend, daß ſie erwarteten, mich am folgenden Morgen geſtorben zu finden. Meine Natur beſiegte zwar die Krankheit, aber eine langſame und höchſt peinliche Reconvalescenz hielt mich noch länger als zwei Monate in Mokka feſt.

Die allgemeine Troſtloſigkeit, in welche die Cholera Mokka verſetzte, hatte der Stadt vollends alle Reize geraubt, welche ſie ſonſt in Vergleich mit den übrigen Häfen des rothen Meeres beſaß. Sie war zwar jetzt von der Tyrannei des Scherifes Hamud, den der Scherif Huſſein endlich den Klagen der Bewohner geopfert hatte, los; allein die Verwüſtungen der Seuche hatten dieſe kleine Erleichterung bald vergeſſen gemacht. Von der Rhede aus be-

*) Fahrzeuge der Eingeborenen.

trachtet bietet Mokka einen ziemlich lachenden Anblick dar; und wenn man aus der Ferne die mit weißem Kalk bestrichenen Häuser erblickt, auf welchen statt der Dächer sich Terrassen befinden, so hofft man eine Stadt zu treffen, welche einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Allein man kommt bald von seiner Ansicht zurück, wenn man die engen und schmutzigen Straßen betritt, wenn man ihre kleinen und dunkeln Bazars, wenn man den Kirchhof mitten in der Stadt gesehen hat, der mit seinen ungesunden Ausdünstungen die Luft verpestet.

Die Bevölkerung von Mokka besteht aus Hindus, Banianen, Persern, Juden, Somalis, Danakilen, Arabern von Hadramont und Arabern von der Küste. Diese ganze Bevölkerung beschäftigt sich nur mit Handel und zeichnet sich durch eine unerhörte Unzuverläßigkeit aus. Zwei kleine Forts beherrschen die Rhede, wie man sagt, um sie zu beschützen. Die Stadt ist mit einem schwachen Wall umgeben, den von Strecke zu Strecke kleine Thürme flankiren. Es fehlt ihr an Wasser: das welches man zu dem gewöhnlichsten Gebrauche verwendet, ist aus drei Brunnen entnommen, doch ist es nicht trinkbar. Das Wasser, welches man bei den Mahlzeiten trinkt, muß man von sehr weit her kommen lassen und sehr theuer bezahlen. Das Judenviertel liegt außerhalb des Walls. Noch außerhalb der Mauern, gegen Osten gelegen, bewohnen die Danakilen und die Somalis ein ziemlich großes Dorf, das aus ovalen Hütten besteht. Eine Viertelstunde vom Meere entfernt trifft man einen kleinen Palmenwald, der den schönsten Punkt in den Umgebungen Mokka's bildet. Die wohlhabenden Kaufleute haben dort ihre Lusthäuser und bringen zur Zeit der Dattelernte einige Tage daselbst zu.

Es gibt nichts traurigeres als das Leben der Bewohner von Mokka. Ich kenne kein anderes Vergnügen, was sie genießen, als das, Cat zu essen. Der Cat ist ein Strauch, der aus Abyssinien herstammt, von wo er im Jahre 1429 durch den Scheikh Abu-

Zerbin nach Yemen gebracht worden ist. Man baut ihn auf den benachbarten Bergen von Teher. Von da bringt man ihn nach Mokka, die kleinen Zweige in Packeten, sorgfältig in Bananenblätter gewickelt, die ihm seine Frische erhalten. Man ißt die Knospen und die zartesten Blätter des Cat. Diese Knospen und Blätter haben die Eigenschaft, sowohl aufzureizen, als auch zu erfrischen. Den Bewohnern von Yemen macht es ein so großes Vergnügen Cat zu essen und sie befinden sich so wohl dabei, daß das Catessen für sie ein Gegenstand der dringendsten Nothwendigkeit geworden ist. Er ist aber ziemlich theuer und veranlaßt viele Personen zu sehr starken Ausgaben. Ich kannte Kaufleute, zum Beispiel, die jeden Tag für zwei oder drei Thalar's verzehrten. Was aber sehr auffallend ist, ist der Umstand, daß in Mokka, wo es den besten Kaffee in der Welt gibt, gar keiner getrunken wird. Statt der Bohnen nimmt man das Mark, das die Araber Kischer nennen und braut daraus einen Trank, der in Mokka die Stelle des Kafe's vertritt.

Nur einen Moment im Tage nahm Mokka für mich einen poetischen Charakter an: dieser war Abends. Die Nächte sind unter diesem Breitegrade so schön, daß sie mit ihrem sanften Lichte und ihrer lieblichen Frische selbst über die ödesten Ufer und die trostloseste Landschaft einen Reiz zu gießen vermögen. Sonderbarer Weise scheinen Nachts die Frauen Besitz von der Stadt zu ergreifen; von acht bis zehn Uhr statten sie sich Besuche ab; in allen Straßen hört man das leichte Krachen ihrer Sandalen auf dem Boden; sie eilen den Häusern entlang hin, in ihre ungeheuren Schleier gehüllt, vor ihnen gehen Diener, die Stocklaternen tragen, bei deren Scheine man sie gleich Schatten in den krummen Straßen dahin schlüpfen und verschwinden sieht.

Der Hafen von Mokka, sowie der von Hodeïda sind die beiden Ausgänge, aus welchen die Produkte Arabiens ausgeführt werden. Die wichtigsten unter denselben sind Kafe, Sennenblätter,

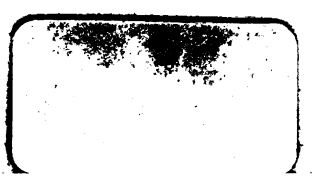
Soda, Grapp, Weihrauch, arabischer Gummi und Häute. Jährlich werden aus Mokka und Hodeïda 8,000 Ballen Kafe, jeder im Gewicht von 305 englischen Pfunden oder 9 arabischen Farasels ausgeführt; die erste Qualität, gereinigt, wird mit drei Thalari's, die zweite mit zwei Thalari's bezahlt. Sehr selten wird aber der aus Hodeïda oder Mokka ausgeführte Kaffee direct auf den europäischen Markt gebracht; in der Regel nimmt er den Weg nach Indien, von wo ihn englische Kaufleute ins Abendland senden. Jedes Jahr sieht man drei oder vier Schiffe aus den Vereinigten Staaten in Mokka ankommen, die Baumwollenzeuge, Schwefel und einige Krämerwaaren bringen und dagegen die Verproviantirung an Kafe aus Yemen für Amerika mitnehmen.

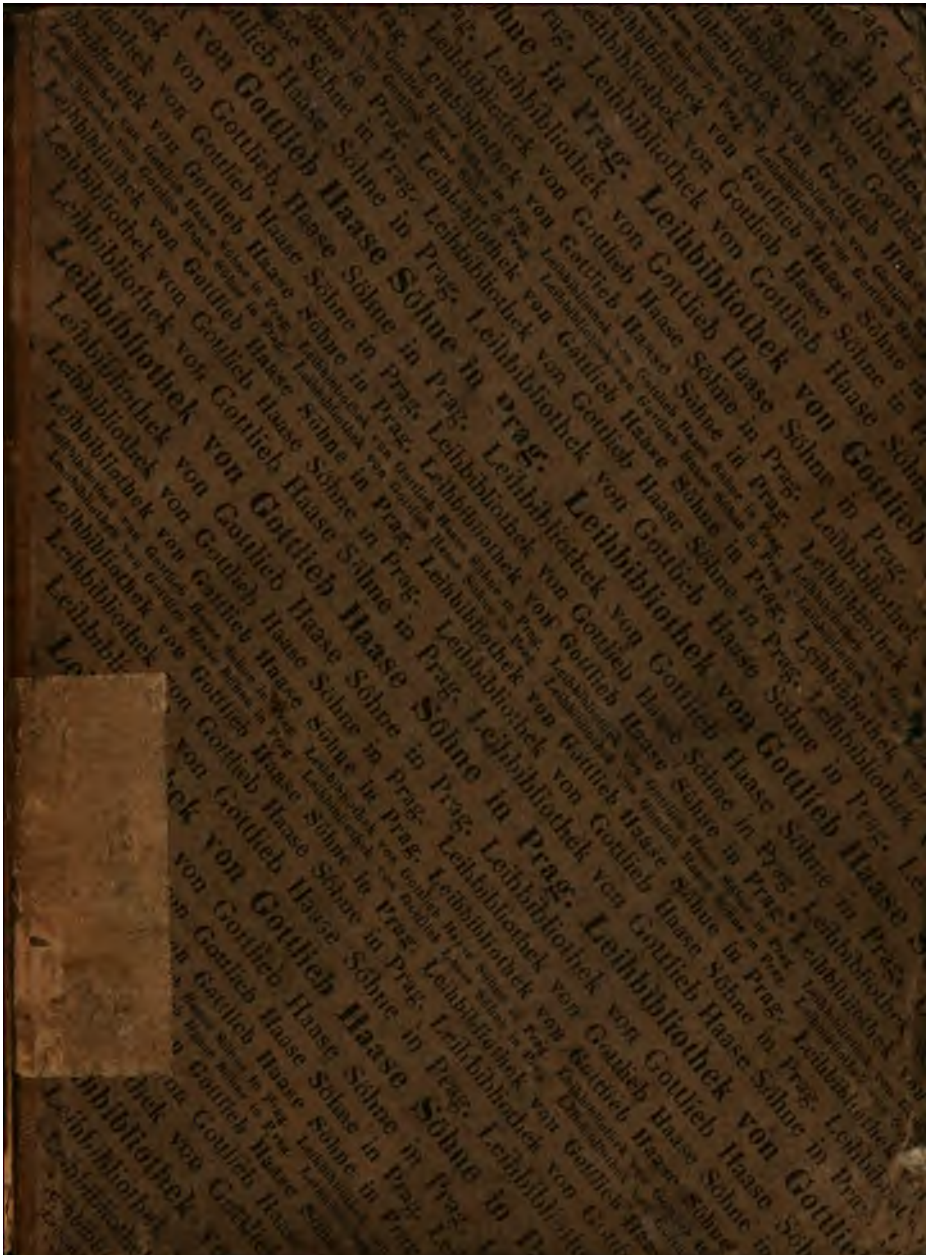
Der auswärtige Handel Arabiens ist in den Händen der Banianen. Die Banianen bilden eine der merkwürdigsten commerciellen und religiösen Verbindungen, die man sehen kann. Fourier muß von ihnen den Gedanken seines Phalanstère gestohlen haben. Jeder derselben legt Anfangs einige Fonds an, wodurch er Anspruch auf einen verhältnißmäßigen Antheil an dem allgemeinen Gewinn erhält. Sie leben in völliger Gemeinschaft. Ihre Gesellschaft ist vollkommen nach dem Prinzipe der Theilung der Arbeit organisirt. Jedes Mitglied hat nach seinem Geschmacke und seinen Fähigkeiten eine besondere Function: die einen beschäftigen sich mit der innern Verwaltung, andere versehen die niedersten häuslichen Verrichtungen; unter denen, welchen die Handelsgeschäfte zugefallen sind, haben die einen die Leitung großer Operationen, die Ueberwachung der Perlenfischerei, deren Monopol sie im rothen Meere haben, den anderen liegt der Handel im Detail ob und sie bieten die Waaren der Gesellschaft in den Bazars feil. Die ehrenvollste Stellung ist die des Schatzmeisters; er wird durch die Glieder der Gesellschaft ernannt. Die Banianen sind gewandt und sehr verschlagen in den Geschäften; ihr sanfter und friedliebender Charakter macht sie bei den Eingeborenen beliebt;

sie beobachten auf's Pünktlichste die Vorschriften ihrer Religion. Der Geist allgemeinen Wohlwollens, den ihr Glaube über ihr ganzes Wesen verbreitet, verträgt sich sehr gut mit dem Islamismus. Die Muselmänner schätzen an dem Banianen die Rücksichten sehr, mit denen sie die Thiere behandeln. Samstags z. B. füttern sie alle umherirrenden Hunde; deßhalb sind sie auch stets, wenn sie ausgehen, von einer Menge dankbarer Hunde umgeben und gefolgt. Die Muselmänner sehen es gerne, daß die Banianen auf diese Thiere Rücksicht nehmen. Ich bemerkte in Mokka, daß die Einwohner nie ihre Ochsen schlagen und erfuhr, daß dieß aus Achtung vor dem religiösen Aberglauben ihrer Hindugäste geschieht.

. . . . . .

Mit unaussprechlicher Freude reiste ich von Mokka ab; ich schiffte das rothe Meer hinauf und gelangte nach Aegypten. Einmal auf ägyptischem Boden schien mir meine Reise so gut als beendigt, und ich meinte wieder in die Bewegung und die Sicherheit des Abendlandes versetzt zu sein. Und doch ist noch kein halbes Jahrhundert seit der Zeit eines Volney und Sonnini dahin geflossen, als es noch ein großes Wagestück war, nur an den Ufern des Nils zu reisen. Wer weiß, ob nicht in einer noch kürzern Frist ein Reisender, der aus dem Innern von Afrika kommt, eben so ruhig in Angobar einzieht, wie ich in Kairo ankam, oder daß er die Wüsten im Lande der Adels mit derselben Ruhe des Geistes und dem Behagen durchreist, wie man sie heutzutage in der Wüste von Suez trifft.




Leihbibliothek von Gottlieb Haase Söhne in Prag.